Allotria.

von

Friedrich Theodor Vischer.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1892.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Zur Einleitung.

Wer die Verantwortlichkeit kennt, die mit der Herausgabe hinterlassener und für den Druck erst zu sichtender Schriften verbunden ist, wer aus Erfahrung weiß, wie viele Bedenken sich dabei erheben, wie viele Fragen an einen für ewig verstummten Mund, der wird mir gern glauben, daß ich es mit dieser Nachlese aus den Poesien meines Vaters nicht leicht nahm, wird auch begreiflich finden, daß ich mein Urteil nicht allein entscheiden lassen wollte. Mein Freund, Professor Richard Weltrich in München, dessen Name der Schillerforschung bekannt ist, hat das Manuskript durchgesehen und mich in der Anordnung, wie in der Auswahl mit seinem Rat unterstützt. In seinem Verhältnis zur Sache verbindet sich klare Objektivität mit herzlicher Versetzung in die Art meines Vaters, dem er schon seit Mitte der sechziger Jahre nahe stand. So werde ich nun dem Buch, wie es ist, den Lauf lassen dürfen.

Die Bezeichnung „Allotria“ ist dem hier an die Spitze gestellten Gedicht (S. XVII) entnommen, das mein Vater ursprünglich zum Vorwort der anfangs unter gleichem Titel in Aussicht genommenen, nachher als „Lyrische Gänge“ veröffentlichten Sammlung*) bestimmt hatte.

---

*) Leipzig und Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1882. Zweite vermehrte Auflage s. a.

Die beiden Novellen (S. 1 ff.) sind Jugendarbeiten aus den Jahren 1830/31, erste Versuche in der Kunst des Erzählens; ihr Wiederabdruck dürfte gleichwohl manchem willkommen sein und schon darum einige Berechtigung haben, weil der Almanach, worin sie erschienen sind, das von Ed. Mörike und W. Zimmermann a. 1836 herausgegebene Jahrbuch schwäbischer Dichter und Moralisten, kaum mehr antiquarisch zu finden ist. So mögen denn diese Gestalten aus der ländlichen Stille ihrer längst entschwundenen Tage herüber wandern und glücklich ihren Weg finden durch das Börsengeläufe der Gegenwart. Da und dort steht doch noch ein altes Giebelhaus, wo man für die Bilder aus der Jugendzeit der Väter noch Raum hat. Ganz jung, voller Schelmereien und nur selten empfindsam in der Art jener Tage, zuthulich, mit hellen Augen um sich blickend, voller Drang in die Welt, doch eben ganz unerfahren und deshalb auch wohl mitunter scheu und befangen, höchst innerlich, sehr zum Philosophieren, aber ebensosehr zum phantastischen Traumspiel des Humors geneigt, und bei all diesen Gegensätzen ihres Wesens immer lebensfrisch und rotbackig, so sind diese Kinder einer idyllischen Pfarrhausmuße, und es hat keinen Sinn, sie mit modernen Ansprüchen zu betrachten.

Die Epigramme aus Baden-Baden, sind zum Scherz anonym, im November 1867 erschienen.*) In der 2. Auflage, welche 1870 herauskam, lautet die „vorwörtliche Denunziation" vom fünften Distichon ab anders und zwar folgendermaßen:

---

*) Dank der Erlaubnis des Verlegers, Herrn C. Grüninger in Stuttgart, ist ihr Wiederabdruck in diesem Buche (S. 145 ff.) möglich geworden. Die Einzelausgabe bleibt in seinem Verlag.

— — — —

Ach, da fehlt das Format. Man schickt zum Papirius Cursor,
Welcher — o weh! — diesmal Fabius Zauderer wird,
Und so kommt ihr zu spät; doch mag es zum Troste gereichen,
Daß ja den Hannibal doch schlug der bedächtige Held.

Wer es nicht weiß, wer er ist, der Papirius Cursor, und etwa
Nichtigen Spiels mit dem Wort obige Disticha zeiht,
Schlage von David Strauß die Kleinen Schriften, die Neue
Folge nur auf, vom Papierreisenden liest er daselbst
Seite vierhundert und sechs und siebzig und folgende, wie er
Höchst seltsamen Besuch vom Semikolon erzählt.
So mit dem Finger gezeigt zur Strafe nun sei er unsterblich,
Doch, zu erklären den Spaß, werd' er zu Tode gefragt.

Über den Anlaß zur Entstehung dieser Epigramme hat sich mein Vater in den „Kritischen Gängen" *) mit nachstehenden Worten ausgesprochen:

„Sie geben der Empörung über einen Schandfleck im deutschen Leben, die Spielhöllen, satirischen Ausdruck. Man wird sich nun aber eines Artikels von About erinnern, dessen stärkste Stellen bald nach dem Anfang des Krieges 1870 durch die deutschen Zeitungen giengen. Er nannte uns die Kuppler von Baden-Baden, Homburg, Wiesbaden, die mit unterthänigem Bückling, die eigene Sprache verleugnend, den gehorsamen Diener der französischen Gäste machen und wohl bereit wären, ihnen mit dem deutschen Schnurrbart die Stiefel zu wichsen. Wir waren durch diese Pestbeulen der deutschen Sitte, die Spielbäder, bei den Franzosen verachtet; der Krieg stand damit nicht außer allem Zusammenhang; sie nahmen es leicht, mit einer Nation fertig zu werden, deren sittliches

*) Stuttg., Cotta, 1873, N. F. II, 6, 182 ff.

Bild sie von diesen schimpflichen Auswüchsen sich geholt hatten; sie hofften mit den niederträchtigen Dienern ihrer Lüste leicht fertig zu werden. Glücklicherweise hatten sie sich getäuscht: sie hatten eine schmutzige Stelle in einem soliden und reinlichen Haus für das ganze Haus genommen; doch erwähnt sei es, damit wir, die wir im Ganzen und Großen unsern Sieg als den Sieg einer sittlich gesunden über eine verdorbene Nation betrachten, uns doch nicht überheben und Selbsterkenntnis nicht nur den Besiegten predigen, sondern wohl bedenken, daß es auch bei uns gar Manches zu säubern gibt. Wie schön und rührend still war es in Baden-Baden 1870! Wo sonst der Demimonde sich umtrieb und der Schwarm nach der Roulette aus und eingieng, saßen und wandelten und wärmten sich in der Herbstsonne müde, kranke, von Wunden genesende Soldaten."

Auf den gleichen Abschnitt der „Kritischen Gänge" muß ich alle diejenigen verweisen, welche diese Epigramme auf ihren politischen Inhalt hin betrachten wollen. Mit welchen Gefühlen mein Vater den Krieg 1870/71 und die Gründung des deutschen Reiches begrüßte und wie er seither über unser Staatsleben dachte, das hat er in Schrift und Wort so reichlich bekundet, daß nur ein ganz fern Stehender in Zweifel sein kann.*) Übrigens enthalten ja die „Allotria" selbst Einiges, was zur Ergänzung und Klärung dient.

Fast noch mehr als die Novellen gewähren manche der

---

*) Vgl. Lyrische Gänge, Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1882, S. 115—120, 161—195; 2. vermehrte Auflage, s. a. S. 134—141, 190—195, 269—275; drei Artikel in der Allgemeinen Zeitung (30. Aug. und 25. Sept. 1870, 28. und 29. Jan. 1871); seine Wahlreden (eine gedruckt von Gebr. Mäntler in Stuttgart 1870, eine zweite im Enzboten 13. Dez. 1870); seine Rede zur Enthüllungsfeier des Epitaphiums, das die k. polytechn. Schule ihren im Krieg 1870/71 gefallenen Zöglingen errichtet hat, gedruckt in der hievon handelnden Denkschrift (Stuttgart 1874); eine

im Folgenden enthaltenen Gelegenheitsgedichte nicht sowohl ein litterarisch-aktuelles als ein geschichtlich-persönliches Interesse; waren sie doch recht eigentlich für freundliche, für vertraute Gesichter bestimmt, nicht für fremde, wurden sie doch nicht zum Zweck der Veröffentlichung verfaßt.

Die Satire: Der deutsche Bundestag (S. 187) ist Fragment. In ihrer ursprünglichen Form handelt sie von drei Beratungen. Eine an zweiter Stelle stehende Strophe ist gestrichen und nicht mehr ersetzt worden.

Die Sonette von Giovanni Rizzi stehen in einer kleinen Broschüre, die derselbe unter dem Titel „Un grido" a. 1878 (Milano, Brigola) herausgegeben hat. Aus dem Vorwort, das mein Vater seinen (hier S. 196—199 abgedruckten) Verdeutschungen in der „Gegenwart" a. 1881 zum Geleite gab, ist Folgendes anzuführen.*)

„Zum dritten Sonett bemerken wir, daß dem italienischen Leser der mythische Zusammenhang zwischen dem Eber und Maja, der Mutter des Merkur, schon durch den Namen maiale gegenwärtig erhalten ist; der Deutsche kann etwa die betreffende Stelle unserer Übersetzung für sein Bedürfnis so umändern: „Als Freias Liebling bist du etwas Großes", denn ihm wird bekannt sein, daß der deutschen Naturgöttin Freia der Eber als Symbol der Furchtbarkeit, speziell des Kornfelds, beigegeben war.

Rizzis Idealismus hat weich religiöse Färbung und es geht aus mehreren Stellen des prosaischen und poetischen Teils dieser Broschüre hervor, daß er sich die Religion mit gewissen

---

große Anzahl von Briefen, so mehrere der von J. E. von Günthert herausgegebenen (Stuttgart, Bonz & Comp. 1889); Altes und Neues (Stuttgart, Bonz & Comp. 1882) III, 137 ff., 156 ff., 338.

*) Vgl. Altes und Neues, N. F., Bonz & Comp. 1889, S. 112.

Vorstellungen des positiven Glaubens und Formen des Gottesdienstes enger verschwistert denkt, als wir unsererseits, die wir das reine Wesen derselben als von diesen Zusätzen unabhängig betrachten. Dies kann unserer warmen Einstimmung nichts verschlagen; im Lager des Krieges gegen den Materialismus, den Nihilismus und gegen die Verrottung der Seelen und der Sitte, die thatsächlich in ihrem Gefolge ist, müssen verschiedene Farben friedlich zusammengehen, die beschränkt oder fanatisch kirchliche natürlich ausgenommen, von welcher bei einem so reinen, hellen und mildkräftigen Geiste wie Rizzi nicht die Rede sein kann."

Zur Erklärung des Gedichtes auf Seite 220 diene Folgendes. Der Sohn von Fr. H. war ein außerordentlich begabter, von seinen Vorgesetzten hochgeschätzter Offizier unsrer Marine. Das im Sommer 85 nach Afrika ausgesandte und seither verschollene Kriegsschiff Augusta, zu dessen Bemannung er gehörte, ist wahrscheinlich in der Nacht vom zweiten auf den dritten Juni des genannten Jahres ein paar Tagreisen von Aden einem Cyklon erlegen.

Das am ersten Oktober 1886 in der „Deutschen Dichtung" herausgegebene Gedicht: Im See (Seite 222) ist nicht, wie schon vermutet wurde, hervorgerufen worden durch ein damals zur Verbreitung gelangendes Kunstblatt, worauf gleichfalls die Seenixe mit dem Ereignis in Verbindung gebracht ist. Vielmehr ist meines Wissens jene photographisch vervielfältigte Zeichnung erst später entstanden.

Auch „das Blatt" (S. 225) ist mit einer kleinen Glosse zu versehen. Als mein Vater durch G. Leopardis Imitazione hiezu angeregt wurde, war ihm nicht bekannt, daß derselbe damit ein Gedicht von Antoine Vincent Arnault (1766—1834) nachgebildet hat. Sein Manuskript enthält bloß den Zusatz:

„Nach Leopardi, dieser nach dem Französischen." Um die Wirkung nicht zu stören, habe ich nur die beiden ersten Worte dem Titel beigefügt.

Ein Büchlein mit handschriftlichen Poesien meines Vaters enthält unter dem Gesamttitel Absurda zwei Gedichte: „Lesart" und „prähistorische Ballade". Jenes hat er in die „Lyrischen Gänge" *) aufgenommen. Dieses ist a. 1879 in den „Fliegenden Blättern" **) mit einer Illustration von Oberländer veröffentlicht worden, und ich habe es hier mit einigen Stücken ähnlicher Art verbunden (S. 249). Als Kritiker und Selbstkritiker gebraucht mein Vater für dergleichen concetti buffi die Ausdrücke: „närrische Wortspiele," „sprachliche Schnaken".***)

Drollige Vorstellungen, wie sie dabei unbewußt, aber wesentlich mitwirken, bilden rein für sich den Inhalt einiger Gedichte, die sich unmittelbar anschließen.

So hat nun auch diese Sammlung — gleich den „Lyrischen Gängen" †) — eine kleine Gruppe von „Schnurren". — Was mein Vater überhaupt vom Wesen und Wert burlesker und grotesker Komik dachte, ist in seiner Ästhetik ††) zu lesen.

Auch das „Beckenlied" habe ich mich entschlossen hier zum Druck zu bringen (S. 252), im Vertrauen darauf, daß es am Ort seines Ursprungs mit dem nötigen Humor aufgenommen werde. Freund Weltrich schreibt mir darüber: „Der Witz hat als Witz immer auch etwas Versöhnendes, Befreiendes in sich selbst. Darauf muß man schließlich rechnen. Das Erheiternde der Form nimmt den Angriffen ihre Spitze. Da die Heimatsliebe

---

*) 1. Aufl. S. 168, 2. Aufl. S. 197.

**) Bd. LXXI, N. 1796, 28. Dez., S. 206.

***) S. Ästhetik I, 426 u. Kritische Gänge, N. F. II, 4, 78 ff.

†) 1. Aufl. S. 168—205, 2. Aufl. 197—236.

††) I, 408 ff. II, 465, III, 756, 761, 835, 1442.

deines Vaters so vielfach und so warm sich anderwärts kundgegeben hat, so könnte nur Beschränktheit oder böser Wille es ihm verargen, daß er auch einmal über die Schwächen seiner Mitbürger halb im Scherz, halb im Ernst die Geißel schwingt, das Urrecht des Dichters gebrauchend."

Für nord- und mitteldeutsche Leser möge noch Folgendes bemerkt sein. Wir Süddeutsche sagen, in Übereinstimmung mit dem mittelhochdeutschen becke (und dem althochdeutschen pecko), noch allgemein: Beck und in der Mehrzahl: Becken, statt Bäcker. Ähnlich: Schütz, Anwalt, in der Schweiz: Fürsprech, Thorwart, Turnwart und der einst in unseren Reichsstädten gebräuchliche Titel Ratgeb.

„Hutzelteig" (S. 252) ist mit gedörrtem Obst vermengter Teig, woraus man in Schwaben zu Weihnachten das allbeliebte „Hutzelbrot" backt (bayerisch „Klezenbrot").

Daß ich hier die Gesänge Schartenmayers bringe, wird hoffentlich mit besonderem Beifall in der Heimat begrüßt, aber auch auswärts von allen gebilligt werden, die im Elemente solchen Humors sich behaglich fühlen. Einem Freunde meines Vaters, Herrn Professor Dr. Eduard Zeller in Berlin, verdanke ich folgende Mitteilung:

„Wie mir Strauß seiner Zeit erzählte, war Vischers erstes Bänkelsängerlied, der Datpheus (S. 257), durch seine Vermittlung einem Ludwigsburger Buchdrucker, Namens Jakob Baumann, übergeben worden, ohne daß dieser den wirklichen Namen des Verfassers erfuhr. Einige Zeit nachher erhielt Strauß, damals noch auf der Universität, von jenem Buchdrucker ein Schreiben, worin ihm derselbe vorstellte: Eine Verwandte von ihm habe demnächst Hochzeit. Da wäre es nun für ihn nicht bloß das Schicklichste, sondern auch das Billigste, wenn er sich statt eines anderen Hochzeitgeschenks mit einem in seiner eigenen

Offizin gedruckten Gedicht einstellte. Da nun der Herr Revisor Schartenmayer so schöne Verse machen könne, möchte sich Strauß um die Anfertigung des Gedichts bei ihm verwenden. Für Vischer hatte denn auch der Auftrag so viel Verlockendes, daß er sich der Bitte nicht entzog." Das in Rede stehende Gedicht ist das Carmen auf Herrn Banzhaf (S. 265).

Vier Jahre später, 1829, entstand „Leben und Tod des Helfers*) Brehm" (S. 270).

In diesen älteren Schartenmayerianis gibt es einige Reime, die als solche jeden Nichtschwaben befremden müssen. Seite 262: Monden — vorgefunden, S. 266: Töne — Caroline, S. 273: rinnt — g'wendt, S. 276: gekommen — summen, S. 272: Testament — sind. Zur Erklärung hievon kann ich auf die unten (S. 460) stehenden Anmerkungen zur Sprache verweisen.

Ein männiglich bekannter Vers, dessen originaler Wortlaut mit dem Endreim: denkt — trinkt hier (S. 272) selbstverständlich festgehalten ist, wird gewöhnlich mit andrem, reguliertem Schluß zitiert, nämlich so:

Doch dem Guten ist's zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen guten schänkt.

„Der deutsche Krieg 1870—71, ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer, herausgegeben von einem Freunde des Verewigten, Nördlingen, gedruckt in diesem Jahr" enthält in der fünften Auflage einen Epilog, welchen hier mitabdrucken zu lassen ich mich aus persönlicher Empfindung nicht entschließen konnte. Aus dem bio-

*) Helfer heißt bei uns ein Diakonus. Vgl. S. 349 unten.

graphischen, von der fingierten Persönlichkeit des Dichters handelnden Teil des Vorworts sei hier Einiges zitiert.

— „Er selbst, der Gute, Bescheidene, schwankte unschlüssig, ob er das Werk seiner Muse veröffentlichen sollte. Er hatte Stunden des Zweifels, ob sein Lied des großen Gegenstandes würdig sei. Unter schweren Kämpfen ist es überhaupt entstanden. Hoch begeistert von den erhabenen Bildern dieses Kriegs schauerte seine wohlwollende, im Grunde ganz den sanften Gefühlen des Friedens zugewendete Seele vor der Welt von Schrecken, Zerstörung und Leiden, die ein so furchtbares Schauspiel in seinem Gefolge führt, in ihren Tiefen zusammen. Glaubte er sich kaum der Aufgabe gewachsen, jene in ihrer ganzen Großheit zu schildern, so bebte seine Hand, wenn er dieser den entsprechenden Ausdruck zu geben suchte. So besorgte er denn auch stets, man möchte seinem Liede die Herzensteilnahme an so viel Weh nicht genügend anfühlen. Gleichzeitig bestand er, wie er in Vers 82 (S. 303) mit gewohnter Redlichkeit bekennt, ernstliche Kämpfe mit den Schwierigkeiten der poetischen Form. Jubelte dagegen sein Innerstes dem Ruhm unserer Siege entgegen, war sein patriotisches Gemüt beglückt, entzückt über die herrliche Frucht der gemeinsamen That, die lang ersehnte Einigung des Vaterlandes, so folgte doch bald eine Zeit, wo Schmerzen anderer, nicht schöner, nicht mitten im Weh erhebender Art, bittere, schneidende Schmerzen auf dieses gefühlvolle Herz hereinbrachen; es war das tiefe Leid, der Unmut, die Empörung über die sittliche Verdorbenheit, die in Deutschland um sich griff. Diese gehäuften, vereinigten Stürme, inneren Kämpfe, Mühen, Freuden und Leiden, im Konflikte miteinander streitend, untergruben mehr und mehr die schon gealterte Lebenskraft. Man wird leicht fühlen, daß die Schärfe und Bitterkeit, wie sie

in einem Teile der Schlußpredigt waltet, eigentlich nicht der alte Schartenmayer-Ton ist. — — — — — — — — — In mildere Wehmut löste sich sein Schmerz auf, als er an die Strophen kam, worin er einen Teil der Neuerungen beklagt, die das deutsche Reich uns gebracht hat. Seid nachsichtig, die ihr diese Klagen lest! Ja, Schartenmayer war ein Stockschwabe vom alten Schlag, ja man kann ihn gewissermaßen einen Partikularisten nennen, aber o! wären nur alle Partikularisten so unschädlich! Bei aller Anhänglichkeit an das Alte so reichstreu! —

Schartenmayer war Schulmeister in einer der größeren Landgemeinden Schwabens; seine alten Tage verlebte er, nachdem er ein kleines Vermögen geerbt und sich in den Ruhestand hatte versetzen lassen, in der Hauptstadt Stuttgart. Ich glaube dem Seligen nicht zu nahe zu treten, wenn ich es ausspreche, daß er die kleine Schwäche hatte, es nicht ungern zu sehen, wenn man ihn für einen pensionierten Präzeptor hielt; dieser Menschlichkeit haben wir es zuzuschreiben, daß wir in Vers 98 (S. 306) lesen: „sieht ein denkender Präzepter“ u. s. w. Verzeihen wir sie ihm um so mehr, da er an einer andern Stelle (Vers 240, S. 330) der Wahrheit offen die Ehre gibt! Die Professoren dagegen scheint er nicht geliebt zu haben, wie aus Vers 231 (S. 328) wohl zu schließen ist; habe Nachsicht, freundlicher Leser, mit diesem Vorurteil wie mit jener kleinen Eitelkeit! Sie war ein harmloser Auswuchs des begründeten Selbstgefühls eines Mannes, der sich bewußt ist, redlich an seiner Bildung zu arbeiten. Schartenmayer las, er las viel, Schartenmayer war nicht nur — und zwar entschieden! — für den Fortschritt, er schritt selbst fort. Ich fand ihn einst in eine Übersetzung des Herodot vertieft (man erkennt die Frucht aus Vers 55 und 56, S. 298, 299); ich gab

ihm die Vossische Übersetzung des Homer — wie verschlang er sie! — nicht ahnend, daß er selbst der Homer des deutschen Volkes werden sollte! Vergleicht man das erste Hervortreten dieses Geistes, sein Lied auf die Mordthat des Datpheus und ihre blutige Strafe, mit seinem zweiten, der ernsten Warnungsstimme bei der Hinrichtung des Helfers Brehm, dann beide mit diesem seinem Heldengedichte: welche stufenförmige Entwicklung! welches Vorwärtsschreiten vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Kleinen zum Großen, ja zum Größten, welches echt organische Wachstum in Klärung, Veredlung des Gefühls, endlich, trotz einigen wenigen Spuren der nicht verhehlten Mühe, welche Fortbildung selbst in der Sprache und poetischen Form! Man lasse sich in Erkenntnis und Anerkenntnis des letzteren Fortschrittes nicht irren durch einige Volksausdrücke, einige dem Dialekt angehörige Unregelmäßigkeiten! Daß Schartenmayer statt Weinberg Wingert, statt Präzeptor Präzepter schreibt, das ist ihm nicht entwischt, das hat er sich erlaubt. Ein Sohn des Volkes — sein Vater war ein Landmann, bieder wie sein Philipp Ulrich, der sein Stolz war — liebte er es, ab und zu gewissen Sprachbildungen seines heimischen Dialekts, obwohl er sie als grammatisch unrichtig kannte, ein Recht zu gönnen um ihrer Vertraulichkeit willen, er war geleitet von dem Gefühle, daß daraus der höheren Kunstdichtung eine gewisse Wärme des Naturtons erwachse; so verband er die Natur und Kunst in der höheren Einheit der wahren Klassizität." *) — —

Die Vorbemerkungen der Redaktion und des redlichen Finders, womit mein Vater seine Burleske: „Faust. Eine

*) Der jetzt nach München übergesiedelten C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung ist die Genehmigung des Abdrucks zu danken. Die Einzelausgabe bleibt nach wie vor in ihrem Verlag.

Tragödie, zweiter Teil, neuer Schluß" in der Zeitschrift „Das humoristische Deutschland" a. 85 herausgegeben hat, kann ich nicht wohl aus ihrem Zusammenhang reißen und hier schon bringen; davon wird sich der Leser an Ort und Stelle überzeugen (S. 345 ff.). Auch von dieser Dichtung gilt mehr oder weniger, was oben (S. IX) über die concetti buffi, die logi ridiculi und scurriles facetiae unter den hier mitgeteilten Gedichten bemerkt worden ist. Es möge mir gestattet sein, hier an die Worte zu erinnern, mit denen sich mein Vater in den „Kritischen Gängen" *) seines dritten Teils der Tragödie Faust von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky **) angenommen hat: „Kein Intriguenspiel, sondern eine phantastische Posse wollte ich machen und habe ich gemacht. — In der Fabel nicht knotenflechtender Witz, sondern Narrheit, Unmögliches oder Mögliches an Unmögliches gelehnt, kurz das komische Wunder. Die Charaktere, nicht durchgeführte menschliche Individuen, sondern derbe Holzschnittbilder aus wenigen Strichen, Marionetten. Der Ton aber, die einzelnen komischen Mittel des Witzes, der Ironie, der Metapher mehr närrisch, frei humoristisch als wie satirisch. Es kann sich an die milde Komik der Fabel wohl die beißendste Satire knüpfen, das wissen wir aus Aristophanes, aber seiner wahren Natur nach reißt dies ungebundene Spiel über die bloße Absicht des Beißens und Stechens auch hinaus, führt in ein Komisches, das, wie das Schöne um seiner selbst willen schön, schon um seiner selbst willen komisch ist, in den „holden Wahnsinn." Satire muß Satire bleiben, aber phantastische Satire geht gern weiter, erhebt sich in Spott über den Spott

*) N. F. II, 77 ff.

**) 1. Auflage, Tübingen 1862, 2. vermehrte Aufl. 1886.

in das reine, freie Lachen. Es war nicht eigentlich eine Absicht, ein Entschluß, daß ich den dummlichen, saftigen, dusligen, nicht den fein zugespitzten Ton griff; ich muß nur bekennen, daß es mein Geschmack so ist. Ob unter den zielenden Witzen, die ich eingeflochten, etwas Gutes ist, ziemt natürlich nicht mir zu beurteilen; ich habe mich aber im Einzelnen und Ganzen mehr des schlechten Witzes befleißigt. Freilich gibt es auch einen guten schlechten und einen schlechten schlechten Witz; zu welcher Gattung der meinige gehört, das zu beurteilen muß ich ebenfalls andern überlassen. Nur daß ich mir Richter ausbitte, welche noch Sinn haben für das, was an sich komisch ist, nicht bloß für das, was durch Beziehung komisch ist" ꝛc. —

Dem schwäbischen Lustspiel Nicht I, a sind, wie in der ersten Ausgabe, Anmerkungen zur Sprache beigefügt (S. 459 ff.). Sie haben auch für die in unsrem Dialekt gedichteten Scherze des lyrischen Teils (S. 238 und 239) Geltung.

Das „Festspiel zur Uhland-Feier"*) ist von Poetischem das letzte, was mein Vater noch selbst in Druck gegeben hat.

Robert Vischer.

---

*) Stuttgart, Bonz & Comp. 1887. Dank dem bereitwilligen Entgegenkommen der Herren Verleger war es mir möglich, sowohl dieses als das zuvor genannte Bühnenstück dem vorliegenden Band (S. 469 ff.) einzuverleiben.

Allotria.

(1882.)

Unser würdiger Präzeptor
Pflegte, wenn er uns ertappte, —
Nicht nur über Tändeleien,
Wie etwa mit Bohnen spielen,
In die Hefte, in die Bücher
Närrische Figuren kritzeln,
Oder Früchte der Kastanie
Schnitzen, um aus ihrer Höhlung
Welkes Nußbaumblatt zu rauchen, —
Nein, sogar auch wenn er über
Litterarischen Genüssen,
Etwa des Baron Münchhausen
Wundersamen Abenteuern,
Oder höheren Produkten,
Die uns nach Geschmacke waren:
Über Goethes biedrem, derbem
Götz von Berlichingen, oder
Über Schillers wilden Räubern,
Oder schwelgerisch versunken
In den Zauberring von Fouqué —:

Wenn er, sag' ich, über solchen
Heimlichkeiten uns erwischte —:
„Wartet, Schlingel!" mit gehobnem
Stecken pflegte er zu rufen,
„Kennt ihr diesen Stab? ich will euch
Die Allotria vertreiben!"

Lange mich besinnend, wie ich
Diese Lucubrationen
Nennen solle, hab' ich endlich
Pietätsvoll mich entschlossen,
Zu des Edlen Angedenken
Sie Allotria zu taufen.
Amt und Arbeit ist mein Leben,
Ist das Eine, was mich bindet,
Muße ist mir nur das Andre,
Was sich so mitunter einstellt,
Und die Muse braucht doch Muße,
Beide sind, man weiß es, Schwestern.

Ei, wird nun der Leser sagen,
Also, was in Nebenstunden
Seitlich abfällt, Schnitzel, Schnipfel,
Außersächliches Gezeuge
Wagest du, verächtlich selber
Deine Ware so bezeichnend,
Uns mit dreister Stirn zu bieten?
Oder hat es nur die leid'ge
Eitelkeit dir eingegeben?
Hoffst du schmunzelnd in der Stille,
Daß der Leser springen werde,

Dir das Kompliment zu machen:
Mit so überaus bescheidnem
Titel fügest du dir selber
Schaden zu und schweres Unrecht,
Denn wahrhaftig —

Halt, mein Lieber!
Bitte, laß dich unterbrechen!
Sieh, es laufen die Begriffe
Seltsam öfters durcheinander,
Rinnen in einander über.
Ein Allotrion, was ist's denn?
Was will heißen anderartig?
Was will heißen sogeartet?
Wenn man es genauer ansieht,
Ist das Andre auch das Eine
Und das Eine ist das Andre;
Ist die Arbeit mir das Eine
Und die Muße nur das Andre,
So ist diese, wenn sie einmal
Eintritt und die Muse mitbringt,
Doch im Recht des Augenblickes,
Ist das Eine, und die Arbeit
Gegenüber dieser guten
Freien Stunde nur das Andre.
Siehst vom Jenseits du hinüber
Auf das Diesseits, so erscheinet
Als ein Jenseits dir das Diesseits;
Ist von Drüben angesehen
Nicht das Hüben nur ein Drüben?
Heißt von Draußen angesehen

Nicht das Hinnen dir ein Draußen?
Nun denn, ja, ich will nicht heucheln,
Will die Eitelkeit bekennen,
Daß verstohlen mir zuweilen
Etwas in dem Herzen flüstert:
Wird vielleicht nach Lesung dieser
Außeramtlichen, gelösten,
Nebenstündlichen Produkte
Nicht der Eine oder Andre
Mir die Hand zum Gruße reichen
Und mit heller Stimme sagen:
„Wenn nicht immer, doch mitunter,
Wenn nicht oft, doch nicht zu selten
Ist es, Alter, dir gelungen,
Uns das Drüben in ein Hüben,
Uns das Draußen in ein Hinnen,
Uns das Jenseits in ein Diesseits
Zauberkundig zu verwandeln.
Ja wir sind der Überzeugung,
Selbst dein würdiger Präzeptor
Würde, wär' er noch am Leben,
Solchen Mutwill, solche Streiche,
Solche Außersächlichkeiten,
Solche Exlexspielereien
Dir am Ende noch verzeihen."

I.

Novellen.

Freuden und Leiden

des Skribenten

Felix Wagner.

In gewohnter Stille saß die kleine Familie des alten Amtschreibers von Grünthal eines Abends beisammen. An der Wand pickte die alte Schwarzwälderuhr; der Star, der den Tag über freien Paß durch das Zimmer genoß, hatte sich bereits in seinen Käfig zurückgezogen; unter dem Ofen schnarchte der alte, fette Mops, und die Katze saß dem Amtschreiber auf dem Schoße, der in seinem großen Lehnstuhle hinter einem Buche von der Bienenzucht eingeschlafen war. Frau Amtschreiberin las, die große Brille auf die Nase geklemmt, in einer Bibel von riesenhaftem Format; ganz stille zu lesen war ihr nicht gegeben; sie sprach, wie um sich selbst zu versichern, daß sie recht gelesen habe, jedes Wort halblaut in den Bart, welcher letztere Ausdruck hier nicht ganz als bloße Redensformel angesehen werden darf. Auf der andern Seite des Tisches saß das achtzehnjährige Töchterchen Luise. Ihr Gesicht sieht noch etwas schüchtern, fast blöde in die Welt; wer ihr aber genauer in die blauen Augen sieht und das feine, ein wenig aufgestülpte Näschen mit einiger physiognomischen Kenntnis betrachtet, dem können mancherlei naseweiße Hoffnungen, die sie, noch halb unbewußt, auf das Leben stellt, und tausend schalkhafte Mädchengedanken, die in dem jungen Herzen nisten, unmöglich verborgen bleiben. Sie liest gemein-

schaftlich mit ihres Vaters Skribenten, Felix Wagner, in Schillers Kabale und Liebe. Dem Skribenten sollte man nicht ansehen, daß er schon sechsundzwanzig Jahre zählt: auf seinem kleinen, ungemein zarten Gesichte will sich schlechterdings kein Bart zeigen, was ihm aber wenig Kummer macht, denn er merkt es gar nicht, ist also nicht eitel. Es gehört — wie nennt man es doch geschwinde? — zu den Gesichtern, welche sich zu keiner ausgeprägten Form entwickeln wollen, wo da und dort, namentlich zwischen den Augenbraunen und Augen, Fleischpartien aufgehäuft liegen, denen der Wohlwollende mit einem Pflasterstreicher zu Hilfe kommen möchte, sie zu ebnen und gleichmäßig zu verteilen. Soviel ist für jetzt deutlich, daß Felix über seiner Lektüre vor Rührung halb desperat ist; er kann es kaum erwarten, bis er wieder ein Blatt umschlagen darf, und sieht dann seiner niedlichen Nachbarin mit einer Mischung von Ungeduld und Zärtlichkeit in die Augen, welche zu sagen scheint: ach, wenn du mich liebtest, wie die arme Luise den Major, und wir würden auch so unglücklich! Dabei sucht er im Umwenden den strickenden Fingern mit den seinigen nahe zu kommen und sie zu berühren. Luischen merkt es wohl und lächelt versteckt, bald duldet sie die Berührung, bald fährt sie mit dem Gestricke beiseite; sie ist offenbar weniger gerührt durch die Lektüre, als der Skribent. Felix konnte nicht mehr stille lesen; er fieng leise an, ward lauter und immer lauter, und als er an die Stelle kam: „Noch einmal, Luise, noch einmal, wie am Tage unseres ersten Kusses, da du Ferdinand stammeltest, und das erste Du auf deine brennenden Lippen trat — da lag die Ewigkeit wie ein schöner Maitag vor unsern Augen, goldne Jahrtausende hüpften, wie Bräute, vor unserer Seele vorbei u. s. w." stampfte er mit den Füßen und brüllte laut.

Denn wie und wo in seinem Leben hatte er jemals deklamieren gelernt? Je rührender eine Stelle, desto fürchterlicher, meinte er, müsse sie geschrien werden. Der Mops unter dem Ofen fieng an, über den Lärm zu bellen. „Was Jahrtausende! was Bräute!“ rief der erwachte Amtschreiber, indes sich seine Schlafmütze zornig aufrecht emporreckte und die Katze mit einem Sprung von seinem Schoß hüpfte, „was ist das für ein Teufelslärm und Geschrei? wie, wie?“ Er griff nach dem Buche. Es war zu spät: die verbotene Ware, die in jedem andern Falle vor seinen Augen gelesen werden könnte, ohne daß er's merkte, konnte nicht mehr verborgen werden. Luischen war feuerrot; Angstschweiß perlte auf der Stirne des Skribenten; denn der Amtschreiber war ein guter Mann, aber bei solchen Entdeckungen konnte er recht wild werden. Der Amtschreiber blätterte lange, schüttelte den Kopf immer stärker, dann zu seiner Ehehälfte gewendet, fieng er an: „Und du, Sabine, bist schuldig; über dem verwünschten leisen Plappern bin ich unmaßgeblich wieder eingeschlafen, kannst du denn aber auch ums Himmels willen nicht still für dich lesen? Da treibt nun die Brut Unfug mit heillosen Büchern, setzt sich dummes Zeug aus Theatern in den Kopf; ja, dummes, elendes Zeug. Was? Wann seit der Schöpfung der Welt sind Ewigkeiten wie ein schöner Maitag vor unsern Augen gelegen? Wann, so frage ich unmaßgeblich, sind goldene Jahrtausende wie Bräute gehüpft? Das Tanzen verderbt ohnedies Leib und Seele, und Jahrtausende sollen hüpfen und tanzen? Unsinn. In meiner Jugend ist es nicht so gewesen; da haben die jungen Leute hübsch ordentlich in der Bibel gelesen, und wenn ihr“ — Hier wurde er vor Zorn glühend, hob das Buch in die Höhe, und Luischen machte schon eine ausbeugende Bewegung mit dem braunen Locken-

köpfchen, als der Amtschreiber plötzlich mitten in der Bewegung stille hielt und horchte. Der Mops spitzte die Ohren; Frau Sabine nahm lauschend die Brille herunter. Man hörte ein entferntes Schießen.

Wir wollen es den guten Leuten nicht übel nehmen, daß sie alsbald an Krieg, Plünderung, Feuersbrunst, Tod und Weltuntergang dachten. Die Zeitungen pflegten je acht Tage zu spät ihren Weg in des Amtschreibers Haus zu finden. Der Amtschreiber war ein listiger Kopf, der nicht den geringsten Anstand nahm, heute oder morgen den Franzosen oder den Spanier oder den Russen oder gar den Türken ins Land marschieren zu lassen; nach seiner Meinung brannte ohnedies der Menschheit ein beständiges, durch Freimaurer, Jesuiten und andere verkappte Füchse angeschürtes Feuer unter den Sohlen; kurz, er war jeden Tag überzeugt, daß wir am Vorabend großer Ereignisse stehen und daß die Zeit mit bedeutenden Begebenheiten schwanger gehe. Frau Sabine hatte ohnedies den besten Glauben von der Welt und war leicht außer sich. Die Angst stieg, als es an der Hausthüre pochte und schwere, bespornte Stiefel und ein klirrender Säbel die Treppen heraufrasselten. Felix hatte bereits in Gedanken mit eigener Lebensgefahr die zitternde Luise aus einer Schar wütender Feinde herausgehauen und war mit Wunden bedeckt, er trug sie mitten durch die Flammen des brennenden Hauses unter dem Krachen der Kanonen in das rettende Pfarrhaus und drückte ihr indessen, solange alles mit gespannter Erwartung auf die Thüre sah, alle Schüchternheit vergessend, die Hand. Ein Quartiermeister trat ein und meldete auf übermorgen Quartier, einen Leutnant mit einem Fourierschützen; denn die diesjährigen Herbstmanöver der Landtruppen hatten in dieser Gegend den Anfang genommen. Er erklärte

das Schießen, das soeben noch vernommen wurde, aus den Vorübungen, die ein auf morgen bestimmtes Manöver noch erforderte. „So ist also kein Feind im Lande?“ fragte mit jenem Tone, der die eigene Frage zugleich bejaht, Frau Sabine den steifen Trost, den sie aus lauter Beruhigung ordentlich lieb gewonnen hatte. „Gans, was fragst du noch,“ sagte der Amtschreiber leise; „das sind ja unsere eigenen königlichen Truppen, die nur zum Spaß so thun, als führten sie Krieg.“ Der schnurrbärtige Bote gieng ab, der Amtschreiber zu Bette, die Weiber fingen heute noch an, Zurüstungen für den Empfang der Gäste zu treffen, und Felix half ihnen.

Luise konnte, als sie sich endlich niedergelegt, keinen Schlaf finden. Es war ja doch außer allem Zweifel, daß der gute, gute Felix ihr zwei-, dreimal die Hand gedrückt; sie hätte sich zwar gerne belogen, sie habe den Druck nicht erwidert, allein was half das Lügen? Aber, aber! der gute Felix macht eben eine gar zu schlechte Figur; wie armselig wird er sich ausnehmen, wenn er neben dem schönen, gar zu schönen Offizier stehen wird! (denn daß ein solcher komme, war schon bei ihr ausgemacht); zudem stak ihr der Major Ferdinand von Walter noch im Kopfe. — Felix steht oben in seinem Stübchen und macht einen krummen Kopf an den Mond hinauf. Er ahnte nicht, was Luise da unten für Gedanken beherberge. Das Händespiel hatte den Guten in eine Wonne versetzt, die er ordentlich nicht mehr ertragen konnte. Der Leser muß aber bedenken, daß er neuerdings aus des Pfarrers Bibliothek sich Matthissons, Höltys, Schillers Gedichte geholt hat und sich noch nicht zu fassen weiß in dem neuen Meer, in welchem seine von Aktenstaub erstickte Seele sich badet. „Sie liebt mich, sie liebt mich“ war der beständige

Refrain von allerhand Phrasen, die er in die Nacht hinaus lispelte, als z. B. „Melancholisch noch ein Heimchen zirpt" oder: „Melancholisch blaß der Mond;" oder: „Noch in meines Lebens Lenze" und: „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen —". Ja sein Geist faßte den ungeheuern Gedanken, augenblicklich selbst ein Gedicht an den Mond zu machen. Er hatte die Beinkleider schon abgelegt, setzte sich aber nichts desto weniger auf seinen hohen, dreibeinigen Schreibstuhl, legte Papier zurecht, spitzte die Feder und fieng endlich an:

Blasser Mond, o komm und gieße
Dein Licht auf mich herab in süßer Ruh',
Ja, ich liebe dich, Luise!
Wie der Mond, so bist auch du.

Die letzte Strophe deklamierte er voll Triumph über seinen Fund, mit dem Stuhle schaukelnd, der, an solche Pferdebewegungen nicht gewöhnt, samt dem Reiter jählings zu Boden stürzte; aber nun war auch die Produktion erschöpft. Nachdem er lange auf das Papier hingestarrt, gab er die Hoffnung auf und legte sich nieder, um in den Armen des Traums schöner zu dichten.

Den Vormittag über wurde gescheuert, gefegt, gebacken und gebraten aus Leibeskräften, auf den Nachmittag aber ein Spaziergang beschlossen nach dem nächsten Dorfe, um von den Anhöhen desselben die Manöver zu betrachten. Auch Mütterchen ließ sich's heute nicht nehmen, mitzugehen, denn so etwas hatte sie Zeit ihres Lebens noch nicht gesehen, und wie freute sie sich auf den herrlichen Schrecken, wenn sie nun das fürchterliche Schießen hören, die Ohren zuhalten, sich zum Davonlaufen anstellen, von den Ihrigen aber wieder zurückhalten lassen werde! Eine gute Portion Schauder war ein Fund, den sie nicht alle Tage genoß. Felix wirft sich in

seinen großen, dunkelgrauen Frack (er ist nicht modern, er ist noch von der Konfirmation her und auf die Dauer gemacht), während er Schillers „Schlacht" deklamiert, mit der geringen Korrektur: „Grüße mein Luischen, Freund!" Endlich, nachdem alles längst an der Hausthüre bereit stand, die gute Frau aber wohl noch tausendmal wieder in die Stube getrippelt war, um etwas Vergessenes zu berichtigen, setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Felix trägt Luischens Sonnenschirmchen neben seinem eigenen Regenschirm (ohne Streifring und Griff, von grauem Zwilch) und weicht keinen Schritt von ihr, wagt es übrigens nicht, sie unter dem Arme zu fassen, wenn es auch über eine noch so breite Pfütze geht.

Der Weg führte am Pfarrhause vorüber, wo die Gesellschaft stehen blieb, um sich über ein zwar gewohntes, aber sonderbares Schauspiel teils zu belustigen, teils zu ärgern. Das halbe Dorf war unten versammelt; oben im Dachfenster stand ein Bauer, der große Säcke voll Äpfel, Birnen, Kartoffeln und anderer Früchte, einen um den andern unter tollem Geschrei: Holla! He! Achtung da unten! der vor Freuden wiehernden, sich balgenden Menge auf die Köpfe ausschüttete. Der Pfarrer stand auch im Dachladen mit unmäßigem Gelächter. „Der Schwärmer! der desperate Kopf! der Phantaste!" murrte der unwillige Amtschreiber, „doch nein!" korrigierte er sich, „er ist ein braver und grundgescheiter Mann, wenn er nur in manchen Dingen nicht so sehr unvernünftig wäre. Was Tausend! wer wird denn auch seinen gutverdienten Zehnten so ganz ohne Zweck, ja skandalös genug zum Fenster hinauswerfen, und zwar alle Jahre? Thut denn das auch ein denkender, gesetzter Mann? Nein, ich werde unmaßgeblich über diese Handlungsweise immer mehr aufgebracht!" Er blieb stehen und stieß mit dem großen spanischen Rohr auf

den Boden, während die Seinigen ihn vergeblich fortzuschieben suchten; das kurze Zöpfchen, das er zwar nicht mehr öffentlich tragen, aber auch um keinen Preis der Welt abschneiden wollte, war naseweiß aus dem Schlupfwinkel des Rockkragens gehüpft und starrte empor. „Wohin, Herr Amtschreiber?" rief der Pfarrer aus dem Dachladen. „Apropos! ein neues Buch zum Lesen! werd's dieser Tage kommunizieren!" — „Gehorsamer Diener, werde sehr verbunden sein," antwortete der Amtschreiber, brummte aber vor sich hin: „Wird wieder so unnütz Zeug sein, Komödien, Romane, überspannte Gedichte u. s. w."

So setzte sich denn die Familie wieder in Bewegung. Sie waren schon auf einer Höhe angekommen, wo sie das ferne Krachen des Geschützes vernehmen konnten; der Amtschreiber war mit dem Skribenten etwas voraus, während die Mutter stehen geblieben war, in ihrer Tasche suchte und Luisen fragte: „Hast du doch den Speisekammerschlüssel nicht stecken lassen? hast der Magd auch Butter und Schmalz herausgelegt?" als die Vorderen plötzlich eines Reiters ansichtig wurden, der sehr langsam den Hohlweg hinaufgeritten kam. Es war ein Offizier, etwas bleich, in den Mantel gehüllt; er striech sich trotzig blickend den Schweiß aus dem Schnurrbart. Der Amtschreiber machte eine tiefe Reverenz. „Wie heißt die Lumperei da unten?" fragte der Krieger, gegen Felix gewandt, nach Grünthal hinunterdeutend, mit vornehmer Légèreté. „Um Vergebung, Grünthal, wenn der Herr erlauben, Grünthal schreibt sich der Ort," stotterte Felix, „der Name ist Grünthal." — „So!" sprach der Reiter und lächelte als ein Mann, der zum Lächeln zu erhaben ist; „ich bin zum dortigen Amtschreiber einquartiert und muß heute schon Gebrauch davon machen, weil mich eine

erlittene Quetschung fürs Erste zum Dienste unfähig macht." Der Amtschreiber präsentierte sich ihm nun unter vielen Bücklingen als seinem künftigen Gaste und stellte ihm Frau und Tochter und Felix als seinen „unmaßgeblichen Skribenten" vor. Ein leises, kaum unterdrücktes „Ah!" striech über die bärtige Lippe, als der Leutnant das errötende, holde Töchterchen sah, aber deutlicher stand auf seinem Gesichte zu lesen: gut Quartier. Da die Familie zu langsam war, um auch nur dem schreitenden Pferde gleichzukommen, erbot sich der gute Felix, dem Reiter den Weg zu weisen und ihn in sein Quartier einzuführen. Trotz der Quetschung konnte sich's der Offizier nicht versagen, sein Pferd anzutreiben, daß Felix über Stoppel und Stein neben ihm hertraben mußte. Da springt der Herzgute schwitzend und keuchend. Die langen Frackschöße, in welche die Mutter mehrere Semmeln und eine gute Portion Schinken geschoben hat, um sich im schlechten Dorfwirtshause besser zu erfrischen, schlagen peitschend auf seine mangelhaften Waden. Es ist der reinen Seele nicht möglich, etwas von Schadenfreude zu ahnen.

Sie traten endlich in des Amtschreibers Wohnung; Felix wies dem Gaste sein Zimmer an. Das Erste ist, daß er den Mantel abwirft, sich vom Bedienten, der indes nachgekommen, den Mantelsack öffnen, die feinere Uniform aufs zierlichste zurichten läßt, dann sich umkleidet und mit ungewöhnlichem Fleiße seine Toilette macht. Da steht er vor dem Spiegel und putzt sich. Im Hause ist alles so friedlich und mäuschenstille, nur daß in der entfernten Küche die Magd ein Liedchen singt. Was geht den jungen Gott dieser Geist des Friedens an? Er denkt an andere Dinge. „Ja, du hast mich schön geschaffen, Natur," spricht sein Herz vor dem Spiegel, „dieses blitzende Feuer der Augen, interessant ge-

dämpft durch meine jetzige Ermattung, dieser sanfte Leidenszug um die blassen Wangen, seit ich meine Kontusion erhalten habe — Kraft und Anmut in Einem — ich muß réüssieren!" Noch ein Blick in den Spiegel, und er klirrt die Treppen hinunter, um die Familie zu begrüßen, welche mit möglichster Eile zurückgegangen war, den Gast jetzt erst würdig zu empfangen. Herrlich, sieggläzend steht der Held vor Luise, welche nach und nach an ihn hinaufzublicken wagt, während Felix voll herzlicher Freude über den vornehmen Gast hinter ihm herumtrippelt.

Man setzte sich nieder und erkundigte sich erst nach der erlittenen Verletzung des Herrn von Mayenberg, wie der Leutnant sich nannte, worauf er wie ein Mann, der dem Tode oft genug in den offenen Rachen gesehen hat, mit ruhiger, langsamer, gleichgültiger Rede, als wäre es die unbedeutendste Kleinigkeit, eine gräßliche Schilderung machte. Frau Sabine trug indes ein Vesperbrot von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit auf, daß sich sechs Riesen hätten satt fressen können, indem sie sich natürlich nicht oft genug entschuldigen konnte, daß ihre geringe Küche es nicht besser vermöge. Luisens Augen glänzten, als der Herrliche anfieng, von seinen Schlachten und Thaten zu erzählen; Felix sah ihn staunend an und der Amtschreiber politisierte. Aber der Leutnant wußte mehr als das zu sprechen; er wußte zu sprechen über Schiller, Jean Paul, Goethe; er wußte zu sprechen über Philosophie, Pferde, Hunde, Religion, Jus, Kamerale und Medizin, über Maler, Bildhauer, er wußte zu sprechen über Alles. „Die Plänkler wären vor," sprach er in seinem Herzen, indem er anfieng zu bemerken, daß der Inhalt seiner Monologen kein Publikum mehr fand, trotz allem guten Willen der Zuhörer; er schwieg und legte sich

einige Zeit darauf, bloß ein interessantes Gesicht zu machen. Als er aber merkte, daß die Leute nicht merken, wie interessant es sei, trat er ans Fenster, pries Luischens Blumenstöcke und nahm sie, da sie zu ihm trat, etwas weniges beim Kinn. „Ein Grübchen im Kinn? Wie bedürfen Sie, süßes Kind, doch noch eine der sieben Schönheiten, da Sie ja selber die Schönheit sind.“ Luise verstand es nicht, und mit Recht, denn es hatte ja keinen Sinn; indessen striech etwas durch ihre Seele, das verdeutscht ungefähr so heißt: Ach Himmel! der Held, der Apoll, der kecke, vornehme, hochgebildete Herr läßt sich herunter zu mir schüchternem Kinde; es wird ja wohl keine Sünde sein, wenn ich nicht so spröde bin. „Sind Sie musikalisch?“ fragte der Leutnant. Diesmal gieng doch dem Skribenten etwas wie ein Stich durchs Herz, als Luise schüchtern antwortete: „ein wenig,“ und sich gar nicht lange nötigen ließ, sich ans Klavier zu setzen; denn ihm hatte sie diesen Gefallen nie gethan. Er hätte es so wichtig nicht nehmen sollen; denn wenn sie wirklich etwas von Zärtlichkeit gegen ihn empfand, so konnte ja gerade in seiner Gegenwart die Schüchternheit größer sein. Aber warum lag ihr denn so viel daran, vor dem Offizier nicht als blöde zu erscheinen, wenn er nicht beim ersten Anlauf schon ihr Herz verzaubert hatte? Sei's, wie es will; wer ergründet ein Weiberherz? Auch hätte er ja bedenken können, daß es zweierlei Liebe gibt, eine schüchterne und eine kecke. Übrigens ist es ein Bagatell und nicht wert, daß sich der Leser so lange dabei aufhält.

Luise hantierte nicht wenig auf dem alten Hackbrett herum, ließ sich auch nicht lange bitten, zu singen, sondern mit anfangs zitternder, dann voller Stimme das Lied hören: „Einsam bin ich, nicht alleine.“ Sodann ihr neuestes: „Das

Schiff streicht durch die Wellen.“ Gutes Gänschen! stand auf Mayenbergs Lippen zu lesen.

Indessen war der Wundarzt des Dorfes (Grünthal ist ein ansehnlicher Marktflecken und war ehemals ein Städtchen) von dem Gerüchte, es liege ein tödlich verwundeter Offizier bei dem Amtschreiber, herbeigezogen worden. Er rasierte nicht mehr, sondern war ein Herr geworden, doch pflegt er das Unterste des Rockärmels noch etwas aufzustülpen und die Arme im eilfertigen, pflichtbewußten Gehen nach hinten zu schleudern. Er machte seine Bücklinge; schon auf der Schwelle sagte er, daß er einst Militärarzt gewesen. Wie es doch kommt, daß der Offizier, der sonst derlei Leute militärisch zu behandeln pflegt, so ungemein höflich gegen ihn ist? daß er, ganz gegen seine Art, sich sogleich mit ihm auf sein Zimmer begibt und die Kontusion untersuchen läßt. Wir müssen uns schon entschließen, ein wenig am Schlüsselloch zu horchen. „In drei Tagen, Herr Oberleutnant,“ sagt der Arzt nach einer langen Pause, innerhalb welcher er die wunde Stelle mit Kennerblick betrachtet hat, „in drei Tagen, ich garantiere, sollen Sie hergestellt sein.“ — „Sie scheinen die Sache zu unbedeutend zu nehmen,“ antwortet der Offizier, „ich werde immer acht, ja vierzehn Tage bis drei Wochen zu meiner Wiederherstellung bedürfen.“ — „Bei meiner Ehre, bei meinem Männerwort, so wahr ich Klöpfer heiße, Sie sind in drei Tagen wieder gesund wie der Fisch im Wasser,“ sagt der Chirurg, indem er Pflaster und Bandage hervorzieht. Er trat dabei ans Fenster, so daß der Offizier jetzt erst seine Züge deutlich erblickt. Dieser fixiert ihn genau und fragt plötzlich: „Wie heißen Sie?“ — „Aufzuwarten: Klöpfer.“ — „So, so, Herr Klöpfer,“ spricht der Offizier, faßt ihn derb am Arme, dreht ihn herum, blickt ihm wie der schreckliche Kriegsgott in

die blinzenden Augen und fährt mit gedämpfter Stimme fort: „Spitzbube, bei welchem Regiment haben Sie gestanden?" — „Unterarzt beim Kürassierregiment." — „So, und meinen Sie, ich wisse nicht, wer vor neun Jahren es war, der mit genauer Not noch seinen Abschied nahm, ehe es an den Tag kam, daß er jenem Offizier, der ihn wegen seiner Unverschämtheit gehudelt hatte, die Wunde falsch behandelte, ihn auf ein schmerzhaftes Krankenlager streckte und ihm beinahe eine Zeitlebens fließende Wunde zurückließ? Das will ich ausposaunen, will es der Welt verkünden und beweisen oder —" hier flüstert er leise; der zitternde Chirurg scheint sich zu beruhigen, macht freudig bejahende Gebärden und beide scheiden als die besten Freunde von der Welt. „Das wäre im Reinen," spricht der Leutnant laut mit sich, nachdem der Chirurg ihn verlassen hat. Er meint damit nichts anderes, als daß er nun, solang es ihm gefällt, in des Amtschreibers Haus verweilen kann; der Chirurg, den er so ganz zur rechten Stunde in seine Schlinge gefangen hat, wird das alles schon einzurichten wissen.

Indessen war unten im Wohnzimmer Luise gegen Felix ungewöhnlich freundlich gewesen und hatte auf den schüchternen Vorwurf, daß sie ja ihm niemals gespielt und gesungen habe, unaufgefordert mit einem Handschlag versprochen, in Zukunft ihm zu willfahren. Der Leser versteht das schon — sie gibt Satisfaktion sich selbst. Sie wußte ja auch nicht, ob nicht Felix es bemerkt hatte, wie sie dem Offizier ihr Kinn ließ zum Magnetisieren.

Der Pfarrer trat ins Zimmer und seine friedlich klaren Züge unterdrückten eine Rede über den Zehntenunfug, die sogleich dem Amtschreiber auf die Lippen trat. „Da hab' ich das Buch," sagte er und zog Dr. Kerners „Seherin

von Prevorst“ heraus. Der Amtschreiber las den Titel und sagte: „Seherin? Seherin? Prevorst? Wo liegt das? In Schottland?“ „In unserm guten Schwaben, lieber Herr Amtschreiber,“ war die Antwort; dem Amtschreiber war es schon grün und gelb vor den Augen. Wieder überspanntes Zeug, dachte er, indem er seinem Staren eine Fliege fieng. Felix fiel nun neugierig über das Buch her und freute sich nicht wenig auf die in die unsrige hereinragende Geisterwelt; er dachte nämlich, seiner neuesten Tendenz zufolge, hiebei nicht an Gespenster, sondern an Ideale, Genien, zitternden Mondschein und dergleichen. Der Offizier kam nun die Treppe herab und trat herein (er pflegt die Thüre weit zu öffnen und eine kleine Zeit auf der Schwelle zu verweilen, wie der Gott, wenn er aus den Wolken tritt) und brachte in kurzem vor, der Chirurg habe ihm eröffnet, die Kurzeit werde, da ein Brand zu seiner Quetschung zu treten drohe (wobei er witzig lächelte), sich verlängern und ihn nötigen, die Gastfreundschaft eines werten Herrn Amtschreibers länger in Anspruch zu nehmen, als sein, übrigens auf wirklichen Dank sinnendes Zartgefühl und seine Pflicht ihm sonst erlauben würden. Der Pfarrer streichelte gerade, den Rücken gegen die Thüre gekehrt, eine Katze und hatte eine Erörterung begonnen, wie er doch die Katzen wegen des behaglichen, schmiegsamen, außerordentlich weichen Wesens liebe, wie selbst die Beobachtung ihrer Falschheit einen heiteren und pikanten Genuß gewähre u. s. w.; er drehte sich um nach der fremden Stimme und sein Gesicht sah, als er den Kriegsmann erblickte, nicht anders aus, als wie das Gesicht eines Mannes, den mitten in einer feinen Gesellschaft die Frostbeulen oder Leichdornen bis zur Verzweiflung quälen und der doch nichts merken lassen darf. Es ist eigentlich eine große Schwäche an dem

Manne, daß er keinen Offizier ausstehen kann; denn welcher Denkende wird einen ganzen Stand verdammen? Übrigens ist er ein feiner Physiognomiker, hat ein Auge wie ein Falk und hat den Codex des Mayenbergschen Gesichts vielleicht schon studiert, ehe er noch über die Schwelle war. Dem Amtschreiber und seiner Behaglichkeit war es eben keine besondere Ehre, den Gast so lange im Hause behalten zu sollen, aber seine echte Höflichkeit ließ keinen Ärger aufkommen; zudem richtete ihn der Gedanke auf, wie er jetzt ein gut Stück mit dem Vielbewanderten wegpolitisieren wolle. Frau Sabina ist bekanntlich eine gute Seele; sie hat schon gesehen, wie gut es der vornehme Herr mit ihrem Töchterlein meint, und sieht sie im Geiste schon als Frau Generalin.

Es ward nun beschlossen, daß man die nächsten Abende mit Vorlesen aus der Seherin zubringen wolle, und sogleich diesen Abend begannen der Pfarrer, der Leutnant, Felix und und der Wundarzt abwechselnd mit Vorlesen; bisweilen, aber ungerne, läßt sich auch der Amtschreiber dazu bereden. Bemerkungen, Skrupel, Einwendungen, die sich sogleich laut machen wollen, schlägt der Pfarrer nieder und schiebt dies Alles auf eine weitläufigere Besprechung nach vollendeter Lektüre hinaus. Der Amtschreiber schüttelt den Kopf desto häufiger, je tiefer man in die Geschichte hineinkommt, und brummelt leise. Frau Sabine, anfangs schläfrig, sperrt Mund und Nase weit auf; Felix wird bisweilen todesbleich, eine Gänsehaut rieselt ihm an den Beinen hinunter bis in die Zehen, und jene Thränen stehen ihm in den Augen, die jeder kennen muß, der den Schauder schon gekostet hat, mit welchem uns Wunder- und Geistergeschichten übergießen. Der Offizier lächelt und der Pfarrer sieht bisweilen mißtrauisch nach ihm hin, als dächte er: sage nur, was du

denkst, so will ich dich kurz abfertigen. Warum, ums Himmels willen, soll denn aber der Offizier nicht lächeln, da er doch zweierlei ganz gewiß weiß; erstens, daß das Dummheiten sind; zweitens, daß eine Somnambüle neben ihm sitzt, die ihm unter dem Tischtuche ruhig ihre Fingerlein zum Streichen in verschiedenen Methoden überläßt und zum Glück keine Seherin ist?

Nachdem die Gesellschaft sich getrennt hatte, begab sich Felix auf sein Kämmerlein, um ruhig in stiller Nacht seinen lieben Gedanken nachzuhängen. Aber er wußte nicht, der Mondschein kam ihm heute nicht mehr so süß melancholisch vor; der Vorsatz schon, das begonnene Gedicht weiter zu führen, war ihm widerlich. Er war zum erstenmal in seinem Leben unzufrieden, er verstand, was das Wörtlein Unruhe bedeuten wolle. Er hätte blind sein müssen, hätte er nicht bemerkt, wie viele Schanzen um Luisens Herzchen der junge Kriegsgott schon im ersten Anlaufe genommen habe; er wußte es, aber er sagte es sich nicht mit der Deutlichkeit der Reflexion; er verstand es nicht, er ahnte die Sache nur in dunklem Gefühle, in einer stechenden, unbeschreiblichen Angst. Es ist aber noch ein Ruhestörer in ihm aufgestanden: der Stolz. Grob war der Offizier eben nicht gegen ihn gewesen, nur hatte er ein paarmal auf eine naive Frage ihm eine Antwort gegeben, welche, in gutes Deutsch übersetzt, hieß: Einfaltspinsel! Zudem hatte der Offizier eine ungewöhnliche Gabe, aus einer an sich vernünftigen, aber nachläßig ausgedrückten Bemerkung, die etwa im Scherze hingeworfen, absichtlich manche Denkgesetze hintansetzte, das Dummliche herauszukehren. Der Leser sieht schon, er ist nicht ohne Verstand. Einmal redete er den guten Skribenten französisch an. Diesmal war Felix wirklich sehr dumm. Die Überraschung raubte

ihm so sehr die Sinne, daß er, weit entfernt, einen Spaß machen zu wollen, im Dusel sagte: „Kannitverstan.“ Er hatte das irgendwo gelesen und meinte in der Eile, weil es nicht so recht deutsch sei, so sei es schon eher ein bißchen französisch. Der Offizier grinste wie ein Satan und fieng statt aller Strafe nur an, ihm aus seinen Feldzügen Münchhausensche Geschichten vorzulügen. So erzählte er ihm unter anderem, einem Artilleristen sei, da er gerade seine Kanone laden wollte, der Kopf abgeschossen worden. Der brave Soldat habe aber denselben alsbald erwischt und ihn statt der Kugel in die Kanone geladen, worauf er erst tot niedergesunken sei. Felix hatte anfangs gutwillig zugehört, da es aber so handgreiflich kam, wurde er purpurrot; das Gefühl, er hat mich zum Besten, er lügt mich an wie einen Gimpel, fuhr wie ein Messer durch seine Brust. Aber dem Leutnant ein einziges böses Wörtchen zu sagen, das war ihm durchaus nicht möglich. Nur den Mut hatte er, dem Offizier schnell den Rücken zu kehren und wegzugehen. Er trat zu Luise hin und sprach, wie von einem dunklen Trieb der Rache getrieben, vertrauliche Worte zu ihr über Verwandte, über ein paar Familienanekdoten, die dem Offizier unbekannt waren. Er muß doch fühlen, so mochte Felix bei sich denken, daß ich hier ältere Rechte habe. Wenn nur bei der schrecklichen Rache nicht zwei so fatale Umstände gewesen wären! Einmal der, daß ihm Luise fast keine Antwort gab, sondern mit einem Blicke nach dem Ritter sah, der zu fragen schien, ob er es denn erlaube, daß sie mit dem guten, aber blöden Skribenten auch ein Wörtlein spreche; ferner, daß der Offizier diesem Blicke mit einem anderen Blick entgegenkam und mit einem Lächeln, das da sagte: nicht wahr, liebes Herzchen, den hab' ich schon weggestochen? Felix bemerkte dies so deutlich nicht,

wie er denn überhaupt ein recht erbärmlicher Beobachter war. Konnte er doch wahrhaftig jahrelang mit einem schielenden Menschen zusammenleben, ohne diesen Fehler zu merken; konnt' er doch einem Manne begegnen, der krummer gewachsen war, als ein lateinisches S, und er hätte sein Ehrenwort darauf gegeben, daß er kerzengerade sei; geschweige, daß ihm ein schief getretener Schuh, ein klein Bärtchen um eines Frauenzimmers Lippen jemals bemerklich gewesen wäre. So merkt' er denn auch alle jene fatalen Umstände nur, wie die Hühner in dunkler Nacht die Nähe des Marders wittern. Ein Charakter wie Mayenbergs war ihm überhaupt zu ferne und unverständlich, als daß sein Stolz zu einem sich selbst bewußten Widerstand so schnell hätte aufgereizt werden können. Verständlicher aber war ihm etwas Anderes, das aus Luischens Betragen neuerdings hervorblickte, etwas, das kein Mann ertragen kann, — das Mitleiden. Heute hatt' er's noch nicht so empfunden, aber, armer Felix, es kamen böse Tage für dich. Der Leser kann sich unter anderem von selbst vorstellen, wie viel der Offizier in Luisens Herzen durch seine Reitkunst ausrichtet; denn die leichte Quetschung war bald geheilt, und den Widerspruch seines verlängerten Aufenthalts mit dieser Heilung wußte er leicht zu bemänteln. Springt sie nicht jedesmal, wenn sein Pferd vorgeführt wird, vom dringendsten Geschäfte weg nach einem oberen Fensterlein und sieht den jungen Gott auf dem stolzen Rappen fortfliegen? Der junge Gott läßt natürlich allemal das Tier recht schön sich bäumen und ausschlagen; ja er versteht die Kunst, beide Bewegungen dem Pferde an einem Stück abzunötigen. Und wenn er dann an der Ecke noch einmal so süß herauflächelt, wer sollte da ein saures Gesicht machen? Weiter, wenn er es wagt, noch ein Kußhändchen aus der Ferne heraufzuwerfen,

wer sollte so grob sein und es nicht endlich einmal erwidern? Da kam einst Mayenberg auf den für seine Zwecke offenbar trefflichen Gedanken, dem Skribenten sein Pferd zu einem Spazierritt höflich anzubieten. Felix konnt' es nicht abschlagen. „Sie ziehen doch den grauen Frack dazu an?" fragte der Leutnant und lächelte dabei bewußt nach Luisen hinüber. Das sieht der Felix. Ach, du schöner Traum, der Frack sei ein Wunder von einem Kleide, da liegst du zertrümmert! Der Rappe wurde vorgeführt. Ich will schon mit dem Tiere fertig werden, log sich Felix an, denn er war einmal auf einer alten Mähre eine ganze Stunde lang im starken Schritte geritten; sein Herz pochte wie ein Hammer, er ließ sich's aber nicht merken, gieng listig um das Pferd herum und setzte den linken Fuß in den Steigbügel zur rechten Seite des Tiers. Der Leutnant brach jetzt in ein schallendes, rasendes Gelächter aus; eine solche Ignoranz in allen höheren Wissenschaften hatte er sich wirklich nie träumen lassen. Er kommt herbei und nimmt den unglücklichen Ritter am vorderen Zipfel des Rockkragens, um ihn auf die linke Seite des Pferds herumzuführen. Das war doch zu viel. Felix reißt sich glühend los und tritt weg; zum erstenmal in seinem Leben saß ihm eine Grobheit auf der Zunge. Aber das Herz ist zu gut, die Zunge kann nicht zum Schusse kommen. Ja er läßt sich besänftigen und steigt unter Anleitung des Offiziers ordentlich auf, wie und wo es sich gehört. Er sitzt recht keck, streckt die Fußspitzen herzhaft weit hinaus und blickt gar nicht ohne Stolz auf Luisen, die unter der Hausthüre steht. Indessen schleicht Mayenberg hinterher und gibt dem Rappen mit der Gerte einen starken Schlag, daß er sich hoch bäumt und ausschlägt. Felix liegt im Staube. Trotz der schmerzhaften Erschütterung des starken Falls fährt er auf wie ein

Pfeil, rennt in seine Stube, wirft sich in einen Sessel und weint wie ein Kind. Luise hatte während dieses ganzen Auftritts nicht gelacht, sondern war wirklich böse auf den Offizier, insofern sie es sein konnte. Nun tritt sie mit der Bürste zu Felix herein und will den über und über Beschmutzten säubern. Wahrhaftig, es wär' ihm nicht so schmerzlich gewesen, hätte sie ihn ausgelacht. „Nein! Nein! Nein!" sonst konnte er nichts rufen und riß ihr die Bürste aus der Hand. Luise stand auf der Schwelle, sah lange zu Boden und gieng langsam, bedenklich die Treppe hinunter. Da saß nun der Adonis wieder selbst zu Pferde: wie sollte sie noch Zeit haben zu Grillen?

Ein Mann soll niemals lange bereuen, sondern die Reue soll sogleich den Entschluß erzeugen. Felix fühlte eine doppelte Reue, und daraus ward ein doppelter Entschluß. Erstens die Reue, daß er solch ein Gimpel gewesen sei; daraus der erhabene Vorsatz, seine Sparbüchse anzugreifen zu einem neuen Rock. Zweitens die Reue darüber, daß er Luisen so barsch angelassen, und noch mehr, daß er den Moment nicht besser benützt habe, da er sie nachdenklich sah; überhaupt aber darüber, daß er den Offizier so walten lasse; daraus ward nicht sogleich, aber keimte ein Entschluß. Eine rechte Narrheit wär's aber, diesen zweiten dem Leser nur so geschwind auszukramen; war sich doch Felix selbst noch nicht recht klar darüber, und wird seiner Zeit schon alles ans Licht kommen. Ferner ist noch unbekannt, warum der Offizier neuerdings mit dem Chirurgen wieder heimliche Unterredungen hat, besonders einmal eine lange, nachdem er bemerkt, wie Luise vor Bettgehen dem Skribenten einen Handschlag gegeben und gesagt hatte: „Gute Nacht, lieber, guter Felix!" Denn seit dem Reiterstückchen war sie ein wenig anders geworden, spröder

gegen den Leutnant und zärtlicher gegen Felix. Damit hängt es vielleicht zusammen — wie? — das weiß der gute Himmel —, daß Felix neuerer Zeit viel zu gehen und zu rennen hat, besonders nach dem Dorfe Feldheim, eine Stunde von Grünthal entfernt. Er sagt, er besuche seine Mutter, welche daselbst als Witwe lebte (ihr seliger Mann war Schulmeister in Feldheim gewesen). Wär' er lieber zu Hause geblieben, dann hätt' ihn auch der Oberamtmann, als er einstens in die Oberamtsstadt ging, nicht in die Wade gebissen. Das ging so zu. Er hatte seine Gründe, dem Oberamtmann eine Aufwartung zu machen. Dieser war ein fetter, mürrischer Mann mit schwarzem Haar, dicken, schwarzen Augbraunen, grauer Gesichtsfarbe, hängenden Backen, kurz der echte Bullenbeißer. Felix ward verdrießlich empfangen und zweifelhaft entlassen. „Bitte recht sehr, der Herr Oberamtmann sind gar zu gütig, bitte, bitte, bemühen Sie sich nicht," sagte Felix, ohne sich umzuwenden, indem er die dunklen Treppen hinabstieg; denn es polterte hinter ihm etwas herunter, was offenbar niemand anders sein konnte als der Oberamtmann. Da sich der Begleiter diese, verglichen mit seinem sonstigen Wesen unbegreifliche, Höflichkeit nicht nehmen läßt, fängt Felix an, schneller hinabzuhüpfen; aber der Begleiter (es war des Oberamtmanns Kettenhund) fuhr ihm an die Wade und that einen guten Biß hinein. Felix sieht nicht mehr um sich, sondern springt in tollen Sätzen atemlos aus dem Hause. Man muß auch nicht vergessen, daß die Vorlesungen aus der Seherin fortdauern, wenn man sich etwa wundern wollte, daß Felix auf seinem Glauben blieb. Felix hätte aber aus noch einem Grunde zu Hause bleiben sollen, denn je öfter er ausgeht, desto mehr wird der Offizier wieder Herr in Luisens Herzen; übrigens plagt er den Felix wenig mehr und sieht

ihn oft ärgerlich an, denn ein paar Tage lang nach der Kavalkade hatt' es doch gedauert, daß ihm der Skribent das Terrain versperrte.

Der Amtschreiber mit Familie, der Leutnant, der Pfarrer, der Chirurg und Felix sitzen vertraulich zusammengerückt nach dem Abendessen um den Tisch. Die Seherin von Prevorst ist zu Ende gelesen und nun sind jedem seine Bemerkungen erlaubt.

„Ach du Himmel, wie schauerlich!“ rief Luise, „nein! jetzt geh' ich des Nachts nicht mehr allein aus dem Zimmer, denn jetzt muß man glauben, daß es Geister gibt.“ — „Und alle die Prophezeiungen und die Maschinen und fremden Sprachen und Zeichen — ich kann wahrhaftig nicht mehr schlafen!“ fiel Frau Sabine ein. Felix war stumm; das Mitleiden mit der armen, unsäglich leidenden Frau zerriß ihm das Herz; überdies dacht' er an den beißenden Oberamtmann; und endlich hatt' er zu träumen, wie er einst mit Luisen als ein seliger Geist in einer besseren Welt schwimmen werde.

„Ich sage unmaßgeblich, mein Grundsatz hierüber ist der,“ platzte der Amtschreiber unter seiner Zipfelkappe hervor, „daß das überhirniges, überspanntes, phantastisches und rabiates Zeug sei. So was ist mir in meiner ganzen Praxis noch nie vorgekommen.“ — „Sie haben ganz Recht, lieber Herr Amtschreiber,“ setzte der Offizier bei, „es sind unglaubliche Sachen; die Seherin ist eine schlaue Betrügerin, sei es auch nur aus Eitelkeit, und der Arzt will wenigstens Aufsehen machen. Dabei sollte man erwarten, daß die Märchen besser ersonnen wären. Die Geister (ich will davon absehen, daß ich überhaupt keine glaube), was für dummes, kindisches, abgeschmacktes Zeug begehen sie? Heben eine Frau samt dem

Stuhl in die Höhe, werfen einer andern die Kleider hin und her, reißen der Frau Hauffe die Stiefelchen vom Fuße! Nein! es ist zu dumm, ich schäme mich, es nachzusagen! Die Möglichkeit solcher Fiktionen kann ich mir nur daraus erklären, daß man nach und nach in die Lüge hineinwächst und sich selbst anlügt, was man nur will. Geister aber," lispelte er darauf seiner Nachbarin Luise ins Ohr, „glaube ich deswegen nicht und kann es keine geben, weil es keine Unsterblichkeit gibt. Das ist eine Vorstellung für Schuster und Schneider." Der Witz ist gestohlen aus Voltaire; aber listig genug greift er's an, daß er Luisen manchmal solche Sächelchen vertraut, denn er hat viel gewonnen, wenn sie mit Schauder an ihm hinaufsieht, wie Gretchen an Faust. „Ach was!" schrie jetzt der Wundarzt mit seiner Froschstimme, „schröpfen, schröpfen sollte man sie, denn sie sind alle miteinander wahnsinnig gewesen. Ich will nicht glauben, daß sie gelogen und betrogen haben, aber eins hat das andere mit der Dummheit und Tollheit angesteckt und um den gesunden Verstand gebracht."

„Mit keinem von diesen Urteilen stimme ich überein," sagte der Pfarrer, in gelassener Rede vor sich blickend. „Von Wahnsinn, um mit der letzten Bemerkung anzufangen, kann nicht die Rede sein, wo so viel Sinn ist; es ist ein verhüllter, aber ein tiefer Sinn, und ich versichere Sie, Herr Wundarzt, Sie denken in einem tollen Traume mehr Vernünftiges, als wachend in acht Tagen. Aber Sie, Herr Leutnant, sollten Sie wirklich so wenig Menschenkenntnis besitzen, daß Sie darum diese Geistergeschichten verwerfen, weil die Geister dumme und kindische Streiche ausüben? Die Geister, welche sich so lächerlich gebärden, sind nach dem System der Frau Hauffe unselige Geister, die ihrem unmächtigen Ingrimm durch derlei Kinderstreiche Luft machen wollen. Haben

Sie denn noch nie erlebt, wie niederträchtige Menschen, seien sie sonst noch so klug, im Ingrimme dergleichen Dinge begehen? Wie z. B. ein Bedienter, der es nicht wagt, gegen seinen strengen Herrn aufzutreten, in dummer Bosheit ihm täglich die Stiefel an einen falschen Ort stellt, und dergleichen Kindereien mehr? Diese lächerlichen Streiche der Geister sind eine der treffendsten Züge in unserm Buche, so richtig gezeichnet, so tief psychologisch, daß ich im Gegenteil allen Schreiern zum Trotz mich dadurch am ehesten verführen lassen möchte, an jene Geister zu glauben. Von Betrug aber zu sprechen, mein Herr, ich weiß nicht, verrät das mehr Blindheit gegen den ganzen Geist, der in dem Buche weht, oder mehr übeln Willen." Der Pfarrer wird grob; es ist sonst nicht seine Weise. Der Leutnant streicht sich die Haare in die Höhe, wirft die Lippen auf und besinnt sich nur noch, welche Antwort großartig genug sein werde. Der Pfarrer blickt ihn fest an und spricht ruhig weiter: „Deswegen stimme ich aber doch mit dem Glauben unserer Frauenzimmer nicht überein, denn auch ich halte die Geister der Frau Hauffe für keine wirklichen Geister; und doch, Herr Amtschreiber, glaube ich, daß es ganz richtige, wahre Erscheinungen sind." Jetzt rächt sich der Leutnant: „Welcher Widerspruch," ruft er, „also Sie sagen: es gibt Geister und sagen: es gibt keine Geister!" und lachte, daß es gellte. „Wenn Sie wollen," antwortete der Pfarrer und nimmt das Lachen nicht übel. Er kennt das. „Ich will einmal sehen," fährt er fort, „daß ich mich deutlicher ausspreche. Vor allem aber will ich erklären, warum ich keine Geistererscheinungen glaube."

„Erklären?" fiel hier Felix ein. „Hier läßt sich nichts erklären, hier muß man mit dem Gemüte glauben und den kalten Verstand gefangen nehmen. Der Verfasser klagt ja

auch — und das hat mir eben so gefallen — wie es doch ein Unglück sei, daß der vom Glauben abgefallene weltliche Verstand so sehr Meister werde und die Innigkeit, den Sinn für die Welt der Wunder und Geister so ersticke, daß uns nur bei einem großen Verluste, nur selten traumweise Kunde werde von jener unsichtbaren Welt."

Wie ist doch der Felix so keck und beredt geworden! Er sitzt auch ganz stolz und aufrecht da und errötet nicht, wie sonst, da er sich länger sprechen hört. Woher hätte er vor einer Woche noch den Mut dazu gebracht, woher nur die Ausdrücke? Seine Keckheit rührt aber namentlich daher, weil er morgen früh einen neuen Rock vom Schneider erwartet. Ein zweiter Grund ist, daß er mit diesem neuen Rocke zugleich einen neuen Menschen anziehen wird. Er hat auch etwas Großes, Großes beschlossen und will es teils heute, teils den kommenden Morgen unwiderruflich ausführen.

Der Pfarrer erwiderte mit wohlwollendem Blicke: „Ein gutes Herz, lieber Felix, braucht den Verstand nicht zu fürchten; er ist so böse nicht. Wer ist dummer, als der Teufel? Nichts trefflicher, als der Verstand im Dienste der Wahrheit, nichts unentbehrlicher. Sagt mir einer: das läßt sich eben bloß fühlen — je nun, so hätte er ganz schweigen sollen. Nur zu, nur zu mit dem strengen Verstande! Nur nicht auf halbem Wege stehen geblieben! Ist die Rechnung geschlossen, so wette ich, der fromme Kinderglaube selbst wird sagen müssen: ach, du lieber Gott, das meinte ich ja eben auch. Kerner hätte daher freilich im einzelnen mit mehr Zweifel an die Sache gehen sollen; gewiß, der Zweifel hätte seiner Sache kein Leid gethan, der Zweifel ist noch ein ganz anderer Mann, als der Doktor Paulus in Heidelberg. Hätte er es mit den Begriffen etwas strenger genommen, so

wäre vielleicht auch der Titel des Buchs anders ausgefallen, denn mit dem „„Hereinragen““ haben Geisterwelten nichts zu schaffen. Im höchsten Grade unphilosophisch!“

„Ei was, philosophisch und wieder philosophisch!“ fiel hier der Amtschreiber ein, „nicht wahr, das ist unmaßgeblich auch philosophisch, wenn man den Zehnten aus dem Dachfenster auf das Volk herunterschüttet?“

Der Pfarrer lachte herzlich und fuhr fort: „Um nun endlich auf meinen Gegenstand zurückzukommen, so will ich alles mit einem Worte sagen: ein Geist ist ein silberner Zinnteller; d. h. die Vorstellung von Geistererscheinungen enthält solche Widersprüche, daß sie sich selbst aufhebt. Nicht, als ob ich meinte, ein Geist dürfe keinen Körper haben. Behüte Gott! Wenn alle die guten Leute, die im Himmel sind, kein verschiedenes Temperament haben (und das sitzt ja doch im Blute), da wären ja alle einander so langweilig ähnlich, daß sie vor lauter Wonne mit ihrem Kiefer aus Geist einander nur angähnen könnten. Oder sie sollen zwar für gewöhnlich keinen Leib haben, aber nach Belieben bei Gelegenheit sich in ein himmlisches Garderobestück werfen? Gewiß nicht. Lassen wir ihnen also den feinen Körper aus Nervenäther, den sie nach Frau Hauffe im Tode mitnehmen. Nun frage ich: kann man auch einen Frack oder lederne Hose aus Nervengeist haben? Kann man sprechen und stöhnen mit einer Gurgel aus Nervengeist? Kann man an eine Thür pochen ohne einen Finger aus Fleisch und Bein?“

„Ei,“ nahm Felix das Wort, „können ja doch die Menschen solche Töne und Bilder durch andere Apparate nachahmen. Der liebe Gott kann ja das den Geistern auf irgend eine Weise möglich gemacht haben.“

„Solchen Apparat haben die Geister nicht,“ sagte der

Pfarrer; „wie der liebe Gott sie geschaffen hat, so hat er sie geschaffen, und ist schwerlich aufgelegt, ihnen um gewisser Zwecke willen, deren Vernünftigkeit sehr in Zweifel steht, Taschenspielerei zu erlauben. Freilich, ich kenne Leute, die jenes Ächzen und Stöhnen hörten, die nachher vom Geisterglauben abfielen und doch auch jetzt nicht leugnen konnten, sie haben es gehört. Aber ich will lieber glauben, daß das Wirkliche einen kaum denkbaren Grund habe, als daß das Undenkbare wirklich sei."

„Ja, du barmherziger Gott, das verstehe ich alles nicht," sagte Frau Sabine. „Was sind denn dann das für Dinger, die zu der Frau Seherin gekommen sind?" Sie fuhr dabei mit der Hand über Stirne und Gesicht, gleichsam um sich die Kopfnerven zu stärken, die durch das bisherige Gespräch ganz konfus geworden.

„Traumbilder sind es," erwiderte der Pfarrer. „Ich will mich näher erklären, sobald wir uns das Wesen des Traums ein wenig vergegenwärtigt haben. Im Traume wird nichts bloß gedacht. Im Traume hat Alles Fleisch und Bein. Der Träumende legt seine eigenen Gedanken in den Mund fremder Gestalten und wundert sich dann, als hätt' er von diesen eine Neuigkeit erfahren. Er spielt Theater und weiß nicht, daß er selber hinter den Coulissen steht, seine lebendigen Puppen an unsichtbaren Fäden leitet und für sie spricht. Z. B. ich träume, mir gebe jemand ein Rätsel auf. Ich bemühe mich vergeblich, es zu erraten; ja ich ärgere mich, daß der andere so klug sei und ich so einfältig. Wer hat denn aber das Rätsel gemacht? Bin denn nicht ich es, der da träumte? Freilich diese Unterscheidung zwischen meinem Ich und der Welt ist hier nicht ganz am Orte. Ich stehe im Traume nicht mehr so außer und neben den Dingen, um

mir über dieselben meine beliebigen Gedanken zu machen. Nicht ich bin es, der sich rühmen dürfte, er habe einen herrlichen, tiefwahren Traum gedichtet. Die Dinge schauen sich selbst in mir an. So erkennt Gott die Dinge, weil sein eigenes Wesen durch sie strömt."

Der Offizier lächelte hier sarkastisch, der Chirurg sah sehr dumm aus, der Amtschreiber brummelte wieder etwas von genialseinsollendem Zeug zwischen den Zähnen.

„Ich frage z. B.," nahm der Sprecher wieder das Wort, „hat je ein Mensch im wachenden Zustand ein so wahres, herrliches Bild der Liebe in sich erzeugen können, wie wir in seligen Träumen sie oft anschauen, in Träumen, wo wir im Auge der Geliebten das unergründliche Meer der ewigen Liebe sehen, wo wir Engel Worte der ewigen Liebe flüstern hören, und eine unendliche Wonne, — wir wissen nicht mehr, woher sie entstanden ist, — noch lange, nachdem wir, erwacht, den Alltagsgeschäften wieder nachgehen, in uns nachzittert?"

„O das ist herrlich, ja das ist wahr und herrlich!" rief Felix mit leuchtendem Antlitz. Des Offiziers Gesicht, sonst wirklich hübsch zu nennen, nahm so etwas von einem Bock an. Mit einem Blick auf ihn setzte der Pfarrer hinzu: „Hat aber auch je ein Sittenlehrer die Schändlichkeit der Wollust so treffend geschildert, wie sie im Traume durch unbeschreiblich widerliche Bilder sich selber malt und verdammt? Aber auch ein tiefer Denker ist der Traum. Die schwierigsten Fragen löst er; aber wenn wir erwachen, haben wir das Wort vergessen. Einmal erging mir's besser. Ich lag im Grase und schlummerte ein. Nicht entfernt hatte ich vor dem Einschlummern an tiefsinnige Grübeleien gedacht. Auf einmal erwachte ich mit dem Gedanken: Die Welt ist ein durchstrichenes Fragzeichen. Ich rühme mich nicht, denn nicht ich

habe es gedacht, sondern der Traumgott; aber es steckt viel Sinn in diesem Bilde."

„Pah!" rief der Amtschreiber, „ich träume keine solche wunderlichen, überschwenglichen Dinge. Ich fertige eine Rechnung aus oder besorge ein ander Geschäft, das ich den Tag über liegen ließ, oder ich gehe mit meinem Mops spazieren in aller Ordnung. Oder ja, manchmal träumt mir etwas recht Dummes. Par exemple hatte ich kürzlich einen gar ärgerlich tollen Traum. Ich schlief in einem Elsterneſt oben auf einer Pappel. Es regnete leise. Die Pappel schwankte sanft im Winde. Es war angenehm; aber wie zwecklos!" — „Und mir träumte dieser Tage," sagte Felix, „nachdem ich tags zuvor — — — richtig! es träumte mir, ich sah den Herrn Oberamtmann über die Straße gehn. Ich stellte mich vor ihn, machte ein tief Kompliment und sprach: O Herr Oberamtmann, man weiß recht wohl, daß Sie dahier im Wirtshause zur Krone zehn Jahre lang Kettenhund gewesen, zum Lohne für Ihre getreuen Dienste sofort zum Hausknecht, nach und nach aber zum Oberamtmann avanciert sind!"

„Der letztere Traum besonders," meinte der Pfarrer, „mag so dumm nicht sein. Überhaupt möchte ich den Traum um seines Humors willen noch besonders preisen. Übrigens hüten wir uns allerdings, den Wert des Traumlebens zu hoch zu stellen! Der Mensch hat andere Dinge zu thun, als zu träumen. Das gesteigerte Traumleben ist Krankheit. Dies führt mich wieder zu unsrer Seherin. Auf seiner höchsten und reinsten Stufe wird der Traum zum Hellsehen. Die Hellsehende blickt ins Herz der Welt, in die verborgene Werkstätte des Lebens. Mauern und Wände öffnen sich, ferne Strecken liegen vor ihrem Auge. Vergangenheit und Zukunft reißt ihren Schleier vor den Blicken der Unglückseligen. Ge-

stalten zukünftiger und verstorbener Menschen treten vor die Staunende. Aus dem Munde dieser kommt ihr die Kunde längst vergangener Begebenheiten, guter und schlimmer Handlungen. Visionen also sind es, aber wahre; es ist ihr Schauen, aber ihr Schauen ist kein Spiel, kein verworrener Wahnsinn, sondern die Wahrheit selbst. Jene Züge kindischen Grimmes, die Frau Hauffe von ihren Geistern erzählt, erkennen wir nun als den treffenden Witz des Traumes, unter dessen Zauberstabe die Schatten den verkehrten Aberwitz ihres Lebens enthüllen müssen. Der Betrüger spielt die Geschichte seines Betrugs noch einmal auf den zauberhaften Brettern, der Geizige, der Wollüstling gesteht sein Verbrechen, so wie die Pflanze ihre heimlichen Kräfte vor dem Seherauge bekennen muß. Mag hier noch viel Unerklärtes bleiben (wozu ich aber dieses Fernsehen in Zeit und Raum nicht rechne), ich bleibe auf meiner Überzeugung: jene Geister sind innerlich wahre Visionen, die der seltsame Schattenspieler, der Traum, den Somnambülen vorüberführt, aber keine äußerlich wirkliche Wesen. Mit diesem Widerspruch, meine ich, sollte der Verfasser unseres Buches nicht ganz unzufrieden sein, denn die Heiligkeit der Sache bleibt dabei ganz unangetastet."

Manche Einwendungen erhoben sich; die Frauen besonders wollten sich nicht zufrieden geben. Der Pfarrer vertiefte sich in der Widerlegung immer mehr, und das Gespräch zog sich bis gegen Mitternacht. Als die Turmuhr ihre klagenden Zwölfe predigte, stand er auf und blickte lächelnd nach dem Amtschreiber, der für gut gehalten hatte, die Behauptungen des Pfarrers über das Wesen des Traums sogleich in der Wirklichkeit zu erproben; was wir ihm um so weniger übel nehmen wollen, da der Pfarrer sich selbst gestehen mußte, daß er für sein Publikum viel zu gelehrt gesprochen habe, worüber

er sich übrigens mit der Erfahrung tröstete, daß auch unwissenschaftliche Menschen vermöge eines gewissen Erkenntnisinstinktes unverstandenen Worten den Sinn abzulauschen wissen. Wenn der Leser indessen nicht ähnliche Versuche wie der Amtschreiber angestellt hat, so wird er gebeten, noch einen Blick nach dem Chirurgen Klöpfer zu werfen. Der gute Mann ist ganz scharlachrot und offenbar besoffen. Die Historiker haben noch nicht ermittelt, ob es mehr Zufall oder Plan war, daß er ganz nahe zum Weinkrug zu sitzen kam; das Licht reichte nicht bis zu der Ecke, an der er saß, und der zinnerne Deckel des Kruges ließ sich mit einiger Behutsamkeit ohne alles Geräusch öffnen und schließen. Felix hat Achtung gegeben und verstanden, was er vermochte. Wie kühn und aufgeweckt er heute ist, haben wir schon gesehen. Da das Gespräch geendet hat, pocht ihm das Herz gewaltig; er denkt an sein Vorhaben. Frau Sabine denkt nichts. Am wohlsten ist es eigentlich dem Mops unter dem Ofen; man hat heute wegen der Herbstluft und des armen, leidenden Offiziers etwas eingeheizt; er sieht aber nicht danach aus, als wolle er Probleme von Geistergeschichten lösen. Der Amtschreiber schrickt auf bei der plötzlichen Pause und lallt: „Richtig, ja, ja, unmaßgeblich haben Sie Recht, Herr Pfarrer, die Rechnung ist aber noch nicht ganz ausgearbeitet; und ich will den Henker auch wissen, was der Herr Leutnant und meine Tochter . . .“

Als hätte der zuckende Blitz in die Glieder des Offiziers geschlagen, so riß er seinen Arm an sich, den er unbemerkt um Luise geschlungen hatte. Der Schrecken wäre nicht nötig gewesen; man hatte die schlaftrunkenen Worte kaum gehört, und sie giengen nicht, wie zu befürchten scheint, aus einer aufmerksamen Beobachtung hervor. Nur so bisweilen hatte der Amtschreiber etwas gewittert, es war ihm aber nicht so recht

zum Bewußtsein gekommen; im Traume nun mochte das Halbbemerkte zu einem undeutlichen Bilde geworden sein, das er aber ebenso schnell wieder vergessen hatte, als seine schlaftrunkenen Lippen es ausgesprochen. Der Leutnant meint aber von nun an, der Amtschreiber habe wahre Luchsaugen; auch steht zu befürchten, Luise werde von Stund' an zum Nachdenken über ihr Verhältnis kommen. Wir wollen sehen.

Der Amtschreiber hatte sich indes die Augen etwas gerieben und faßte das Resultat des ganzen Gespräches so zusammen: „Summa, alles ist dummes Zeug, rabiates, desperates und überspanntes Wesen, sage ich unmaßgeblich, wovon man zur Zeit meiner Jugend nichts gewußt." Er wollte noch weiteres in dieser Manier sagen, aber der Pfarrer brach auf. Daher ward Luise beordert, ein Laternchen oben von der Kammer zu holen. Sie zündete ein Licht an, dem Befehle nachzukommen; der Vater fuhr aber auf und verlangte, sie solle die Laterne oben im Finstern suchen bei Strafe seiner Ungnade. Luise zitterte und bebte; die Mutter schützte sie, und der Amtschreiber, um seine Bravour zu zeigen, verließ nun selbst das Zimmer und ging hinauf in die dunkle Kammer. Der Leser muß wissen, daß es in dieser Kammer spuken soll. Nach wenigen Minuten kehrt der Amtschreiber zurück, aber ohne Laterne, bleich wie der Tod, die Augen weit aufgerissen, die Hände zitternd, übrigens mit festen, feierlichen Schritten. „Um Gottes willen! was hat's gegeben?" ruft Frau Sabine. „Nichts!" antwortet der Amtschreiber langsam und dumpf und spricht außer diesem Worte kein einziges mehr, er bietet nicht einmal dem Pfarrer und Chirurgen gute Nacht. Man hörte ihn auf seinem Arbeitszimmer noch lange nach Mitternacht mit großen Schritten auf- und niedergehen.

Vielleicht eine unruhigere Nacht, als er, brachte der gute

Felix zu; er thut aber frühe morgens einen entschlossenen Sprung aus dem Bette, macht mit Sorgfalt seine Toilette, und da sie vollendet ist, steht, wie gerufen, der Bote da mit dem neuen Rock, den nicht der Dorfschneider, sondern der beste Kleidermachermeister im Städtchen ausgefertigt. Er ist modern, liegt recht gut an, und Felix bemerkt zum erstenmale mit Wohlgefallen seinen schlanken Wuchs. Erst nach der Rockmusterung öffnete er ein Briefchen, von dem der Bote gesagt hatte, daß er es in Feldheim übernommen habe. Mit zitternder Hand war darin geschrieben:

Lieber Felix!

Komm doch zu mir, ich bin recht sehr krank. Ich habe so ein heftiges Kadarrfieber. Ich bin so matt. Und wann der liebe Gott mich abrufen däte, daß ich den Trost noch habe und in meines lieben Sohnes Armen sterbe. Und stehe mir bei in meinen Ängsten und Mattigkeit. Deine bis in den Tod getreue

Mutter

Christine Wagnerin.

Der Schrecken, der ihn bei dieser Nachricht ergriff, hätte tiefer und schmerzlicher gewirkt, wäre er nicht auf einen durch die neuen Erfahrungen aufgerüttelten und durch einen Entschluß gestärkten Willen gestoßen und hätte Felix nicht die übertriebene Ängstlichkeit seiner Mutter gekannt, welche sie auch bei unbedeutenden Anfällen sogleich das Äußerste befürchten ließ. Doch zitterte er heftig und Thränen kindlichen Mitleids rannen über seine Wangen. Wir müssen übrigens jetzt schon gestehen, was für ein Entschluß es war, den er gefaßt hatte. In den paar Wochen, die er in des Nebenbuhlers Nähe zugebracht, hatte er erst angefangen, zu empfinden, daß

er ein tüchtiger Geschäftsmann sei und in einem Alter stehe, das ihn zu Ansprüchen berechtige. Daß aus diesem neuen Bewußtsein alsbald eine Handlung wurde, das verursachte die Angst um Luise und die Gelegenheit. Es war in Feldheim die Schultheißenstelle erledigt; er wußte, daß die Gemeinde günstig für ihn gestimmt sei, und seine Mutter besonders hatte ihn dringend aufgemuntert, sich zu bewerben. Die Stelle war ansehnlich, mit dem Geschäft und Gehalte eines Ratschreibers verbunden und er konnte immerhin ein „Herrenschultheiß" werden. Vor wenigen Wochen hätte er's freilich nicht für möglich gehalten, ein solches Wagnis auf sich zu nehmen. Mit dem Offizier aber waren bekanntlich neue Gäste bei ihm eingezogen: Zorn, Selbstgefühl, Mut; und so hatte er frisch und kühn das Ungeheure gewagt. Das waren die geheimnisvollen Gänge, die er seit einigen Tagen unternahm; darum war er zum Oberamtmann gestiegen. Hab' ich dann erst die Schultheißenstelle, dachte er, oder die gewisse Anwartschaft dazu, so — werbe ich um Luise. Sage nun noch einer, daß aus dem schüchternen Felix nicht in kurzer Zeit ein Held geworden sei! Aber der Brief? Wenn er nun wochenlange seine kranke Mutter pflegen wird, was wird der Leutnant einstweilen in Luisens Herzen für Fortschritte machen! Darum schnelle zum Amtschreiber und nicht nur, wie dies noch gestern sein Vorhaben gewesen, ihm seine Bemühungen um die Schultheißenstelle mit leiser Berührung der schöneren Hoffnungen, die er daran knüpfte, mitgeteilt, sondern geradewegs um Luise geworben! So unverschämt wird doch der Leutnant nicht sein, nach einer Blume zu streben, auf welche ein anderer schon die Hand gedeckt hat?

Da geht er nun über das Estrich hin im neuen Rocke, anfangs mit festen, entschlossenen, dann aber, je näher er des

Vaters Thüre kommt, mit zweifelhaften, wankenden Schritten. Die erste That in seinem Leben! Armer Felix! dein Herz pocht hörbar; dichter Schweiß liegt auf deiner Stirne. Er hat's gewagt und hat an die Thüre gepocht. „Herein!“ tönt es dumpf und feierlich. Der Amtschreiber steht vor ihm in der Nachtmütze und im Schlafrocke. Er scheint größer als sonst, sein Gesicht angespannt, die Augen weit offen. Er sieht den Skribenten lange ernst an. „Herr Amtschreiber,“ beginnt dieser, „können Sie mir auf acht Tage oder länger Urlaub geben? „Urlaub?“ sagt der Amtschreiber lang gedehnt, als besinne er sich auf den Sinn des Wortes. „Ich muß meine kranke Mutter besuchen,“ fährt Felix fort. „Ist sie krank?“ fragte der Alte feierlich, „wird sie sterben? Weihekuß in dunkler Mitternacht? Todesengel? Wer verachtet die Geister? Es hat sich viel in mir verändert, junger Mensch! Der Zweifler Thomas hat die Finger in die Wunden seines Herrn und Heilands gelegt.“ Er wollte hier eine Prise nehmen. Plötzlich schleuderte er die Dose weit von sich und rief: „Und ich atme noch? und ich schnupfe noch; unmittelbar über dem Munde, den das Geisterreich — war es eine Mahnung zur Besserung? war es ein Zeichen nahen Todes? über diesem Munde, in der Nähe dieser Wangen soll sich eine schnupfende Nase aufhalten? Wie so? Geister schnupfen nicht!“

Was aber ums Himmels willen ist aus dem sonst so vernünftigen Manne geworden, der, mit Tieck zu sprechen, so lange gehalten hat? Muß der graue Amtschreiber in seinem Alter noch ein Träumer und Schwärmer werden! Felix blickt fast so, als kennte er ein wenig den Grund dieser Veränderung; denn nicht Staunen ist es, was bei dieser Rede ihn ergreift, sondern eine verzweifelte Verlegenheit; er krabbelt am Halstuche, arbeitet in den Haaren (die er neuerdings um

die Stirne nicht mehr schlicht hängen läßt, sondern in die Höhe streicht), er schwitzt wie ein Kandidat im Examen; er will etwas hervorstottern, aber es erstirbt auf seinen Lippen. Nein! noch ist's nicht Zeit, so überlegt er, faßt sich ein Herz und kommt zur Sache. „Herr Amtschreiber!“ beginnt er, „ich — ich — ich muß gestehen, daß ich so frei sein wollte, Ihnen noch etwas vorzutragen. Ich habe mich um die Schultheißenstelle in Feldheim beworben; ich habe gute Hoffnung, sie zu bekommen, nur über den günstigen Einfluß des Herrn Oberamtmanns auf meine Wahl bin ich noch ungewiß, denn — es ist seltsam und mir unbegreiflich — denn, da ich ihm meine Aufwartung machte, hat er mich in die Wade gebissen!“ „Hat er das?“ fiel der Amtschreiber mit freudigem Gesichte schnelle ein, „und seltsam nennst du es? Nichts natürlicher. Eine wahre Kleinigkeit. Ich war selber nicht besser, als mein Mops. Der leichte, schwebende Geist jedoch lösete mit seinen Lippen das siebenfache Mopssiegel. Ja, Felix, Geister existieren. Geister finden im höchsten Grade statt. Selbst in Rumpelkammern halten sich welche auf. Was ich weiß, das weiß ich. Glaube einem alten, verklärten Amtschreiber!“

In seiner Herzensangst wußte Felix jetzt nicht, ob er seine Hauptbitte anbringen solle. Aber von der einen Seite ermutigte ihn die Anrede „Sohn“, von der andern erinnerte ihn ein gellendes Gelächter des Leutnants, das in diesem Augenblicke aus dem unteren Wohnzimmer heraufdrang, daß es hohe Zeit sei, sich auszusprechen. „Herr Amtschreiber,“ fieng er an, „ich gestehe, daß ich mit der Hoffnung auf die Schultheißenstelle noch eine andere verbinde. Darf ich — ich will — ich möchte Sie fragen — ich wäre eigentlich so frei, Ihnen vorzulegen, vorzutragen, ob — ob —“ Hättest du dich doch nur besser vorbereitet, guter Felix! Hatte ihm denn

auch jemals eine Menschenseele gesagt, wie ein Freiwerber seine Sache vortragen müsse? Ist es nicht, mit seinem früheren Wesen verglichen, Fortschritts genug, daß er neuerdings ordentlich Acht gegeben und gelernt hat, z. B. was man antworte, wenn uns jemand sagt: es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen? — daß er recht ordentlich sich einzuführen weiß, wenn er zu einem Mahle eingeladen in ein Zimmer tritt? Und weiß er nicht auf eine Einladung mit seltenem Anstand zu sagen: Sie sind sehr gütig, ich werde so frei sein, von Ihrer Güte dankbaren Gebrauch zu machen? Hatte sonst jemand zu ihm gesagt: ich bedaure ungemein, es thut mir ungemein leid, Sie nicht getroffen zu haben, Ihnen nicht dienen zu können u. s. w., so hatte er das immer in allem Ernste geglaubt, herzliches Bedauern mit dem Bedauern gehabt und zur Antwort nur einen seltsamen, unartikulierten Ton von sich gegeben. Nun ist er bereits liederlich genug geworden, diese Redensart ohne allen Schmerz anzuhören und mit einem ditto zu beantworten. War es ferner neulich nicht ewig schade, daß es nur die Bestie von Bullenbeißer hörte, wie er so höflich zu sagen wußte: Bitte, bitte, bemühen Sie sich nicht? Ja so weit hat er's gebracht, daß er, wenn er einen Gast bitten soll, in eine Pastete einzuschneiden oder sich Wein einzuschenken, nicht mehr sagt: Sein Sie so gütig nnd versehen Sie sich doch! sondern: Bedienen Sie sich! Aber eine Werbeformel, die er nicht einmal vorher schriftlich zu konzipieren Muße hatte — das ist noch zu viel für unsern F e l i x. Er stottert also noch verschiedenes, wird endlich zornig über seine eigene Dummheit und sagt in der Desperation: „Ich möchte gerne die Güte haben, Ihre Jungfer Tochter zu heiraten.“ Es ist heraus; tausend Zentner sind ihm vom Herzen. Der Amtschreiber sieht ihn mit zusammengefältelten

Augenlidern blinzend halb von der Seite an; das schnelle Wort scheint zu gleicher Zeit verschiedenartige Eindrücke auf ihn gemacht zu haben; von der einen Seite, sofern er noch der alte Amtschreiber war, großes Staunen über einen Schritt, den er so gar nicht vermutet hatte; denn ein schneller Blick war nicht seine Stärke, — wie hätte ihm Felixens stille Liebe bemerklich werden sollen? Von der anderen Seite aber war er seit dieser Nacht offenbar zu erhaben zur Verwunderung über dergleichen weltliche Wünsche; ja es lag in dieser Beziehung etwas Verächtliches in seinem Blicke. Dieser Eindruck behielt auch die Oberhand. „Du wagst es," sprach er, „irdische Wünsche vorzulegen einem Manne, den eben erst das Jenseits mit seinen Zauberschwingen berührt hat? Dein Umgang seien Wesen einer andern Welt. Die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien. In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen. Ich erlaube dir — (er duzt jetzt jedermann) —, zu deiner kranken Mutter zu gehen, ich empfehle dir, sie magnetisieren zu lassen und mir genaue Nachricht über den Erfolg zu geben. Aber verschone mich mit deinen weltlichen Wünschen. Leb wohl!" Als aber Felix schon das Zimmer verlassen und die ersten Treppen zurückgelegt hatte, rief er ihm nach: „Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter gehorsamst und ich lasse ihr von Herzen gute Besserung wünschen!" Doch wieder ein vernünftiges Wort! Aber sein „unmaßgeblich" hat er weggelassen; kein gutes Zeichen. Wollte Gott, daß er in der Genesung fortführe!

Felix nimmt unten im Wohnzimmer mit gebrochener Stimme Abschied. Luischen erschrickt sehr über die schnelle Abreise. Ein Schrecken, der wohl sehr zusammengesetzter Natur war; ein Schrecken über die Krankheit der Mutter des Skri-

benten; ein Schrecken darüber, daß er vielleicht lange weg sein werde; und dieser wieder ein doppelter und dreifacher. Denn hatte sie ihn nicht von Herzen lieb und vermißte ihn bitter ungerne? Wenn sie ihn aber aus Gründen dennoch gerne vermißte, mußte sie nicht über sich erschrecken wegen des gerne Vermissens? Und gieng ihr nun nicht die beste Gelegenheit ab, Bußwerke zu thun, da sie dem armen Skribenten nicht mehr da und dort eine unvermutete Zärtlichkeit zuwenden konnte? Als Felix die Krankheit seiner Mutter als Grund der Abreise angab, trommelte der Offizier den Zapfenstreich ans Fenster, es wollte aber nicht recht gelingen. Er nahm Abschied, von dem letzteren mit steifer Höflichkeit, von Luise zweimal: einmal im Zimmer, dann noch einmal unter der Hausthüre, wobei sie ihm sonderbar in die Augen sah.

Felix eilte vor seiner Abreise noch zum Pfarrer und schüttete ihm sein ganzes Herz aus, besonders gestand er ihm jenes Geheimnis, das er dem Amtschreiber fast gestanden hätte, als er ihn in seinem neuen Zustande sah, bat ihn auch, dem Amtschreiber, da er selbst zu furchtsam gewesen, die Augen zu öffnen. Der Pfarrer war aber anderer Meinung und sagte, der Amtschreiber müsse ihm noch eine gute Weile zappeln. Im übrigen zeigte er die herzlichste Teilnahme und wiegte, als Felix seine Furcht wegen des Nebenbuhlers andeutete, bedenklich den Kopf, als wollt' er sagen: ich weiß es ja schon lange und besinne mich, was thun. Beim Abschied legte er ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Felix, nehmen Sie meinen Segen mit, ich hoffe, wir sehen uns fröhlich wieder.“

Felix traf seine Mutter sehr angstvoll und hielt die Krankheit für gefährlicher, als sie war. Der Chirurg Klöpfer, mit dem der Oberamtsarzt Nachsicht hatte, wenn er in der Um-

gegend bisweilen medikastrierte, saß am Bette und sagte immer: „Gefährlich ist die Krankheit nicht, nein gewiß nicht, aber bedenklich, ja bedenklich“; er schärfte Felix wiederholt ein, so lange als möglich bei seiner Mutter zu bleiben, weil seine beruhigende Gegenwart vor allem heilsam wirken müsse. Felix saß nun ganze Nächte lang bei der schlaflosen Frau, heizte ein, schwatzte mit ihr von Vettern und Basen, hob und legte sie, las ihr aus der Bibel vor und dachte, wenn sie im halben Schlummer lag und nur der unruhige Atem der Kranken, oder das Summen einer Fliege an der Decke des Zimmers, oder der Ruf des Nachtwächters die tiefe Stille unterbrach, an seine geliebte Luise. Seine Empfindungen in solchen Stunden waren nicht mehr so aus Mondschein gewoben wie früher. Er hatte auch früher an den Offizier öfters lange, wohlgesetzte, heroische Reden über seine Grobheit und Frivolität gehalten, wenn nämlich der Offizier ausgeritten und er allein auf seinem Zimmer war. Jetzt trat an die Stelle solcher Reden eine größtmögliche Thätigkeit in der Schultheißensache. Wirklich gieng hier alles den besten Gang; er hatte die meisten Stimmen gewiß und machte ein paar Tage vor der Wahl noch einen Besuch bei dem Oberamtmann, wo er denn auch die wahre Ursache seiner Wadenwunde entdeckte und nicht begriff, wie er doch damals so heillos dumm gewesen sei, im übrigen äußerst gnädig empfangen wurde.

Während Felix von diesem Gange ins nahe Städtchen noch nicht zurück war, kam plötzlich der Pfarrer von Grünthal atemlos zu der kranken Frau gerannt, bei welcher gerade der Chirurg saß. Er grüßte kaum, gieng auf und nieder, bis er zu Atem gekommen war, und setzte sich dann an den oberen Teil des Bettes, so daß er den Chirurgen recht im Auge hatte. Er griff den Puls der Kranken und fragte, womit ihre

Krankheit begonnen habe? Ein Schnupfen, war die Antwort, dessen Anfang mit einem Fieber verbunden war. Sie habe sich sogleich an den Chirurgen gewandt, der gerade im Dorfe gewesen sei. Der Pfarrer entwickelte nun medizinische Kenntnisse, die der Chirurg nicht bei ihm gesucht hätte; denn er begann zu fragen und immer gründlicher zu fragen über die Mittel, die er angewandt habe. Der Chirurg verwickelte sich und fieng an, sich zu widersprechen, indem er unter anderen entgegengesetzten Mitteln auch solche nannte, welche die Fieberhitze der Frau gerade noch verstärken mußten; er lenkte jedoch jedesmal wieder ein und suchte den Pfarrer durch eine unendliche Anhäufung technischer Ausdrücke zu verwirren. „Und warum haben Sie denn befohlen, immer so stark als möglich zu heizen? Die Arznei her!" rief der Pfarrer, nahm den Kolben, schüttelte, roch daran, besah sich den Inhalt am Fenster, blickte den Chirurgen lange an und warf plötzlich das Glas an den Ofen, daß die Scherben weit umher fielen. „Schurke!" rief er und packte ihn am Arme, „Er hat das Fieber genährt, Er hat die Frau krank gemacht, hat sie krank erhalten und ich weiß, warum — Schweig Er, sag' ich, widersprech Er nicht!" Der Pfarrer wandte sich jetzt zu der Kranken, beruhigte ihren Schrecken, versicherte sie einer leichten und baldigen Genesung und ließ dann den Chirurgen unter seinen Augen zweckmäßige Mittel verordnen. Da derselbe hierauf in aller Eile Reißaus nehmen wollte, sagte er, so sei es nicht gemeint, erbat sich den Schlüssel zum Ofenloch und sperrte den Widerstrebenden mit überlegener Leibeskraft in den noch ziemlich warmen Ofen. Die arme Frau meinte nicht anders, als sie sei vergiftet, und der Pfarrer, der die Heftigkeit, womit er sie zu einem Zeugen seiner Entdeckung gemacht hatte, zu spät bereute, konnte sie nur mühsam trösten, da er ihr den eigentlichen Grund des Schurken-

streiches nicht, wenigstens jetzt noch nicht, entdecken konnte. Er mußte einstweilen die Sache so drehen, als habe der Chirurg hier Gelegenheit nehmen wollen, eine neue Kur zu versuchen und glänzende Kenntnisse zu zeigen, da er doch seine eigene Ignoranz einsehen sollte. Er blieb am Bette der Frau sitzen, bis Felix mit einem gar hoffnungsvollen Gesichte eintrat, seine gute Aufnahme beim Oberamtmann erzählte und nicht wenig verwundert war, den Pfarrer hier zu treffen. Sein Erstaunen stieg, als er im Ofen leise wimmern hörte und deutlich die Worte vernahm: „Wenn doch nur schon den Leutnant — — —" „Seien Sie ganz ruhig," sprach der Pfarrer, „es ist kein Geist, wir wollen ihn herausziehen." Mit Asche und Ruß bedeckt erschien der Chirurg, auf welchen die Erscheinung des guten Felix wie ein kaltes Bad nach dem heißen wirkte. „Sieht Er", sagte der Pfarrer, „ich hätt' Ihn eigentlich einsperren sollen, bis Er, stellenweise wenigstens, gebraten und geröstet gewesen wäre, ich habe aber Mitleiden gefühlt, da ich Ihn wimmern hörte. Ich will gnädig sein und Ihm weiter keine Strafe zufügen, als daß ich dafür sorge, daß Ihm für die Zukunft das Medikastrieren niedergelegt wird. Aber eins sag' ich Ihm, wenn Er mir vor zwei Tagen Grünthal wieder betritt, so zeig' ich Seine ganze Schändlichkeit der Polizei an." Der Chirurg schwur, was er vermochte, schüttelte sich und flog die Treppen in psychologisch und naturgeschichtlich merkwürdigen Sprüngen hinunter.

Der Pfarrer wollte durchaus Felix noch diesen Abend mit sich nach Grünthal nehmen, aber dieser konnte sich nicht entschließen, von seiner Mutter zu weichen, bis er sich von ihrer Genesung überzeugt habe, und zudem war morgen die Schulzenwahl. So mußte er denn versprechen, sobald er das Resultat wisse, nach Grünthal zu eilen und zwar zuerst ins Pfarrhaus.

In des Amtschreibers Hause war es die acht bis zehn Tage her, seit Felix entfernt war, etwas unheimlich zugegangen. Der Amtschreiber war stumm wie ein Fisch. Sprach er etwas, so waren es sonderbare Behauptungen, wie z. B., er höre gegenwärtig die Zeit gehen: es sei nicht anders, als wie wenn man das Ohr an ein langes blechernes Rohr halte. Ein besonders bedenklicher Umstand war, daß er nie mehr sagte: unmaßgeblich. Er kam viel mit einem alten Schäfer zusammen, der ihm Unterricht in der Sympathie und Magie gab und ihm Jakob Böhmes und Swedenborgs Schriften lieh. Daneben las er in der Offenbarung Johannis. Frau Sabine hatte das fortwährende Entsetzen über ihres Mannes unglaubliche Veränderung ganz zu Boden geschmettert. Im Trüben ist gut fischen, dachte der Offizier und brachte durch alle Mittel eines gewandten Abenteurers das gute Luischen auf jenen Punkt von Verwirrung und Verzauberung, wo es zweifelhaft ist, ob Erziehung oder kindliche Liebe eine ausdauernde Schutzwehr gewähren werden. Mehr Kraft und Sicherheit, als diese Bande und Rücksichten, gab ihr der Gedanke an Felix.

Der Pfarrer hatte eine Bemerkungsgabe wie wenige, indem sich mit einem scharfen Auge die schnellste, bis ans Prophetische grenzende Kombination verband. Man war von ihm beobachtet, wenn man es gar nicht für möglich hielt; las er doch während der eifrigsten Predigt mitten im höchsten Pathos in dem Gesichte eines Bauern, der im äußersten Winkel der Kirche saß, deutlich genug, ob er schläfrig, gleichgültig oder andächtig sei. Ähnlichkeiten in Gesichtern waren sein Lieblingsstudium; beim ersten Anblick eines ganz Unbekannten konnt' er mit Zuverlässigkeit sagen: das ist ein Bruder oder eine Schwester von dem oder jenem, der dort

und dort lebt, und es traf oft genug ein. Ja, sah er nicht vielen Leuten ihren Taufnamen im Gesichte an? Hat er nicht bisweilen schon den Geschlechtsnamen sogar erraten? Am wenigsten konnten Eitle, Verlegene, Verliebte seinem Blicke entgehen, wenn er nämlich beobachten wollte, denn namentlich auf Beobachtung der letztgenannten Leidenschaft pflegte er sich gar nicht zu legen, da ihm der schlechte Witz, der Verliebte aufspürt und foppt, unerträglich war. So hatte er denn auch dem Offizier und dem Mädchen in die Karten gesehen. Es lag aber nicht in seiner Art, sich ohne Not mit Warnungen und guten Lehren einzumischen; er hätte vielleicht noch lange zugewartet, wäre er nicht zufällig zu einer neuen Entdeckung gelangt.

Er saß eines Morgens in seinem Garten hinter dem Dorfe und las. Dieser Garten ist eine völlige Wildnis; seit der Pfarrer ihn besitzt, ist keines Gärtners Hand darüber gekommen. Der Pfarrer ist schwach genug, aus Grundsatz es so zu halten und noch eitel darauf zu sein. Besuchte ihn eine landpfarrerliche Gesellschaft, so pflegte er sich einen seltenen Genuß zu bereiten. Da er nämlich schlechterdings kein interessantes Gespräch zu führen wußte, wie z. B. über Zehnten, Fruchtpreise, politische Neuigkeiten, so fühlte die Gesellschaft bald Langeweile und verlangte den Garten zu sehen, die Blumen, den Kohl, die Kresse zu bewundern. „Ja wohl, ja recht wohl,“ pflegte er dann zu sagen, holte einen riesenmäßigen Schlüssel, schritt feierlich der Karawane voran, drehte lang den Schlüssel im Schlosse, riß dann plötzlich die Thüre weit auf und machte ein satanisches Gesicht. Er hatte auf diese Weise bereits die gerechte Verachtung aller Pfarrhäuser in der Umgegend auf sich gezogen. — In diesem Garten also saß er, da gieng der Chirurg am Zaune vorüber. Die Sonne brannte ihm

blendend auf den abgefärbten Rücken seines grasgrünen Biberrocks. Das geht wieder zum Leutnant, dachte er: was wohl die Kerle mit einander haben? Indem kam der Offizier vorübergeritten und hielt an, da er den Wundarzt sah. „Geht's gut?" fragte der Chirurg mit seiner widerwärtigen Vertraulichkeit. „Geht's gut?" fragte der Leutnant zur Antwort und setzte hinzu: „Er darf so bald noch nicht zurück." Der Chirurg besann sich und sagte: „Ich will sehen, wie ich's einrichte, aber lange kann ich's nicht mehr treiben; ich fürchte, sie möchte mir —". Die folgenden Worte verstand der Pfarrer nicht mehr. Er sprang auf, als hätte ihn die Tarantel gestochen. Denn er warf nun mit einemmale einen ganz neuen Blick in die Gefahr, worin Luise schwebte. Er hatte bis jetzt gemeint, der Offizier treibe bloß aus Langerweile eine planlose Spielerei mit Luisen; nun sah er plötzlich einen arglistigen Plan und schändliche Mittel zur Erreichung desselben. Er kannte zwar Luise als ein gutes Mädchen, die unter ihrer schüchternen Schalkheit einen braven Sinn verberge. Aber er erinnerte sich zugleich an eine andere Bemerkung, die er in diesen Tagen gemacht hatte. Mayenberg hatte nämlich mit seinem Bedienten immer etwas zu munkeln gehabt, was dem Pfarrer verdächtig schien; dann hatte er den Bedienten fortgeschickt und er war noch nicht zurück. Wenn das auf eine Entführung abgesehen wäre? dachte er; wenn er die Abwesenheit des Skribenten deswegen veranstaltet hätte und dazu benützen wollte, das unerfahrene Kind, dessen Charakter er fester findet, als er glaubte, unter dem Vorwande solider Absichten zur Flucht zu bereden? Die Mutter warnt Luisen nicht; der Vater ist neuerdings so viel als keiner. Doch, sollte Luise denn wirklich so schwach sein? Zwar: Gebrechlichkeit, dein Nam' ist Weib. Sollte sie aber wirklich die

Erbärmlichkeit des Offiziers nicht einsehen? Nun, es ist nur zu bekannt, daß die Leidenschaft von der sittlichen Beurteilung unabhänging ist. Sei es, wie es wolle, und wäre auch gar keine Gefahr da, dieses leichtsinnige Spiel muß aufhören und der Schurkenstreich an den Tag. Der Pfarrer sprang auf und eilte nach Feldheim, wo er denn alles fand, wie er es vermutet hatte. Der Offizier hatte angefangen, seinen Nebenbuhler zu fürchten, da Luise offenbar dem Felix zu liebe und im inneren Kampfe mit zwei verschiedenartigen Leidenschaften ihm jene kleinen Liebkosungen ganze Tage lang wieder verweigerte, die sie kaum zuvor noch erwidert hatte. Zudem mußte er, je mehr er den Verliebten spielte, desto mehr erfahren, daß auch die schüchterne Luise in kurzer Zeit jenes Organ der Weiberlist, jene Kunst, mit Herzen zu spielen, in sich entwickelt hatte und an ihm übte. Wir wollen sie deswegen nicht zu den Schlimmen zählen; auch das ist nur eine Buße, die sie sich selbst auflegt, daß sie Eigenschaften, deren sie sich wohl als unschöner bewußt ist, an einem Manne übt, der sie durch seinen Glanz angezogen hatte und den sie doch nicht achten konnte. Gegen Felix hätte sie, das fühlte sie wohl, solche Kunst niemals in Anwendung bringen mögen. So konnte also unser Heros nicht agieren. Er war ein erklärter Feind des Stabilitätssystems. Das muß anders werden, dachte er; der Skribent muß fort, die Gegenwart thut alles. Wer war geschickter als der Chirurg, den er ganz am Faden hatte? So mußte denn die gute, alte Frau krank werden und ihr Söhnchen zu Trost und Pflege bedürfen.

Den Morgen nach dieser Entdeckung und Entlarvung des Chirurgen gieng der Pfarrer in seinem Studierstübchen auf und nieder und rauchte wacker. Er besann sich lange, wie er in der mißlichen Sache weiter handeln solle, und

konnte zu keinem Entschlusse kommen. Endlich öffnete er ein Fenster und sah in den frischen Herbstmorgen hinaus. Ein kräftiger Duft wehte ihm entgegen, der Nebel war eben gesunken. Ferne hörte man den Schlag der Drescher. Es ward ihm friedlich und wehmütig um die Brust. Er setzte sich an den Tisch und schrieb folgendes Billet an den Amtschreiber:

Herzlieber Freund!

Wenn Seine Tochter Luise ein Stündchen übrig hätte, so wäre mir gar lieb, sie bei mir zu sehen. Hab' ihr etwas zu sagen.

Sein

Diener und Freund rc.

Er sprach nämlich mit dem Amtschreiber im Spaß immer nur per: Hör' Er, und konnte es auch im Ernste nicht lassen. Das Billet machte im Hause kein Aufsehen, denn der Pfarrer hatte mit Luisen seit ihren Kinderjahren einen beständigen Verkehr im Spaß und Ernst unterhalten. Nur seit der Offizier da war, war derselbe ins Stocken gekommen; sie besuchte ihn nicht mehr, um wie sonst mit dem heiteren Manne sich unter tausend Scherzen über die Verwilderung seines Gartens und dergleichen herumzuzanken, oder sich Bücher von ihm geben zu lassen und die gelesenen mit ihm zu besprechen, oder ernste, belehrende Worte von ihm anzuhören. Sie wußte wohl, warum sie es unterlassen hatte, sagte sich's aber zum erstenmale deutlich, als sie das Billet las. Gegen Abend erst entschloß sie sich und zog mit Herzklopfen die Klinke am Pfarrhause; ein Gefühl wie Wehmut überlief sie, als auf der Treppe die beiden jungen Kätzchen des Pfarrers, wie sonst, schmeichelnd zu ihr hüpften und mit ihr spielen wollten. Der Pfarrer saß, nicht wie er pflegte, im bequemen Schlafrock, sondern schwarz angethan im Lehnsessel, grüßte die Eintretende

kaum und antwortete nichts, als sie ihn fragte, was er begehre, sondern sah ihr nur schweigend und lange in die Augen. Eine peinliche Lage für das Mädchen. Da stand sie vor dem ernsten Manne stumm und stille. Sie wollte ein gleichgültiges Gespräch anspinnen; er antwortete nicht. Sie fieng wieder an, er antwortete wieder nicht. Als endlich ein Zittern sie ergriff, nahm der Pfarrer ihre beiden Hände, zog sie zum Sessel und sagte mit seiner tiefen, klaren Stimme: „Luise!“ „Was fragen Sie, Herr Pfarrer?“ stammelte das Mädchen. „Luise, erinnerst du dich der Stunde, wo ich dich konfirmierte?“ Ihr Herz pochte von gewaltigen Stößen. „Weißt du noch, wie du als ein unschuldiges, seliges Kind, den Frieden im Herzen, vor dem Altare standst?“ „Ich weiß es,“ sagte sie mit gebrochener Stimme. „Wie du dem dreieinigen Gott den Eid der Treue schwurst?“ „Ich weiß es.“ „Wie du niederknietest und ich die Hand auf dein Haupt legte und dich segnete? Weißt du es noch?“ „Ich weiß.“ „Und weißt du auch noch, worüber ich damals predigte?“ „Von dem guten Hirten.“ „Weißt du auch noch die Stelle von dem Wolfe?“ „Ein Mietling, der nicht Hirte ist, siehet den Wolf kommen und verläßet die Schafe und fleucht, und der Wolf erhaschet und zerstreuet die Schafe.“ Jetzt richtete sich der Pfarrer auf, stand vor ihr und sprach mit ernstem Nachdruck: „Dich hat der Wolf der Versuchung ereilt! Luise! dich! Sage mir, ich beschwöre dich, wie steht es um dein Herz, seit du in den Banden des eitlen Mannes bist? Leichtsinniges, unerfahrenes Kind! Denkst du auch wohl, daß er ein Wollüstling und fast — ein Giftmischer ist? Du wärest dem gleißenden Wolfe zum Abgrunde gefolgt, hättest deines Vaters graue Haare und deiner Mutter Liebe vergessen, und warst im Begriff, ein reiches, herrliches Herz, treu wie Gold, zu

brechen!“ Er setzte sich nieder, Luise sank in die Knie, warf ihr Haupt auf seinen Schoß, und ein Strom von heißen, glühenden Thränen war das Geständnis ihrer Reue. In dieser Stellung verweilten sie lange, ohne ein Wort zu sprechen; der Pfarrer schaute sie mitleidig an, wie sie laut schluchzend und stöhnend ihr Haupt auf seinen Knien verbarg. Sie bemerkten es nicht, daß Felix eingetreten war und sprachlos hinter ihnen stand. „Und hast du denn Felix nicht lieber gehabt, als den glatten Fremdling?“ fragte endlich der Pfarrer. „Ach freilich! freilich! freilich!“ rief Luise, schlug die Augen auf und sah Felix hinter dem Pfarrer stehen. Mit einem Schrei der Überraschung sprang sie auf und entfloh ins anliegende Zimmer.

„Lieber Himmel! Was hat sie, Herr Pfarrer?“ rief der Erstaunte. Der Pfarrer drehte sich langsam nach ihm um, stand auf und schien sich zu besinnen, wie er beginnen solle, um ihm diesen Auftritt zu erklären. So gespannt Felix auf diese Erklärung war, konnte er doch die Antwort des Pfarrers nicht abwarten, sondern wollte vor allem seine Neuigkeit mitteilen: „Ich bin Schulth — —“ „Nicht ob du Schultheiß bist,“ fiel der Pfarrer mit ernstem Lächeln ein, „ob du Christ bist, frage ich jetzt.“ „Warum fragen Sie?“ sagte Felix. „Ich meine, ob du eine Verirrung, eine ordentliche Sünde gegen dich einem Menschen verzeihen kannst und ihn dennoch lieben, oder ob du vornehm sein willst und ihn verachten, als ob du nicht selbst auch ein Sünder wärest?“ „Ich verzeihe,“ antwortete Felix. „Ich meine, ob du dann einen solchen Menschen noch lieben kannst und mit Neigung?“ Felix schwieg ängstlich. „Ob du es nicht wenigstens dann kannst,“ fuhr der Pfarrer fort, „wenn du gewiß weißt, dieses Herz hat trotz und während seiner Sünde dich recht innig

geliebt und nur seine Liebe vergessen.“ „Lieber Himmel,“ rief Felix jetzt, „o, ich verzeihe, verzeihe ihr von Herzensgrunde!“ „Da thust du gut,“ rief der Pfarrer, „jetzt wird sie dich erst lieben, und tiefer und reicher als vorher, denn sie hat in wenigen Wochen viel, viel gelernt. Und sei nur nicht so bange: sie hat den Fremdling mit einer eitlen Liebe geliebt, sie hat den Abgrund nicht gesehen, an dem sie schwebte, ich habe sie rein und schuldlos aus seinen Händen gerissen, die bessere Liebe zu dir, lieber, guter Mensch, ist geläutert aus diesen Schlacken gestiegen; nun ist sie dein, ganz dein. Willst du sie denn noch lieben?“ — „So wahr Gott lebt, ich will und kann!“ rief Felix mit nassem Auge. Der Pfarrer holte Luise aus dem Zimmer, welche zitternd, schamrot die verweinten Augen niederschlug, legte die Hände der tief Erschütterten ineinander und ging schnelle aus dem Zimmer.

Der Amtschreiber saß zu Hause im Lehnstuhl und las im Swedenborg; die Katze durfte nicht, wie sonst, spinnend auf seinem Schoße sitzen. Dann stand er auf, ging unruhig auf und nieder und murmelte geheimnisvolle Worte, setzte sich wieder und stand wieder auf — kurz, er war der alte Amtschreiber nicht mehr. Frau Sabine stand am Fenster und betrachtete ihn sorgenvoll. Mayenberg schien eben nicht in der behaglichsten Laune, er rannte vom Zimmer in den Stall nach seinem Pferde, vom Stalle wieder ins Zimmer und von diesem in ein anderes, und ob er gleich bisweilen etwas pfiff, sein Schnurrbärtchen striech und verschiedene Trompetersignale summte, so stand doch auf seinem Gesichte geschrieben: Wo bleibt sie doch? Was hat doch der Pfarrer mit ihr zu sprechen? Da trat der Pfarrer ein. Der Offizier schien ihn eben nicht gerne zu sehen, doch hielt er's unter seiner Würde, deswegen das Zimmer zu verlassen. Der

Pfarrer setzte sich nieder, nahm ihn fest ins Auge und fragte: „Nun, wie geht's, Herr Leutnant?“ „Gut!“ „Ich glaube nicht. Wollen wir nicht etwas im Gesangbuch lesen? Ein Lied von der Bekehrung?“ „Ist das Ihr Ernst,“ antwortete der Offizier, „so muß ich Ihnen sagen, daß ich dergleichen Pietistereien verachte; ist es Spott und soll es irgend eine geheime Beziehung haben, so bedenken Sie wohl, wen Sie vor sich haben.“ „Ich bedenke,“ sagte der Pfarrer (immer ganz langsam und eiskalt); „haben Sie nichts von Felix und seiner Mutter gehört, Herr von Mayenberg? Wissen Sie nicht, was der Chirurgus Klöpfer in dieser letzten Zeit so viel in Feldheim zu schaffen hatte?“ „Was gehn mich diese Leute an?“ rief der Offizier hastig. „Ich meine denn doch, ein Lied von der Bekehrung — nicht, Herr von Mayenberg?“ „Schweigen Sie!“ wollte der Offizier donnern, aber der Pfarrer stand auf, jetzt übernahm ihn auch der Zorn, und mit donnernder Stimme rief er: „Hinaus, Giftmischer!“

Man liest in einem alten, guten Ritterroman folgende Passage: „Da stand der Ritter in so gewaltiger Rührung, daß ihm die Räder in den Sporen klirrten.“ Diese Worte schien der Offizier in der That wahr machen zu wollen. Er wollte Verschiedenes sprechen, er bewegte die Füße, ungewiß, ob er stehen bleiben, oder auf den Pfarrer zuschreiten, oder aus dem Zimmer eilen wolle. Plötzlich kehrte er sich um und war wie ein Pfeil aus der Thüre.

Der Amtschreiber hatte träumerisch zugehorcht; es war seit seiner Umwandlung zum erstenmale, daß er auf etwas Acht gab, was außer ihm vorgieng. Doch hatte er dem ganzen Auftritte nur mit jenem Blicke zugesehen, womit ein zerstreuter Mensch uns anzusehen pflegt und den wir einen gläsernen nennen, weil das Auge zwar auf uns gerichtet ist, aber der

Lichtpunkt desselben uns nicht trifft. Er sieht uns an und sieht uns doch nicht an; wir merken deutlich, daß sein Geist zugleich anderswo ist. „Jetzt nur ruhig, ruhig!" sagte der Pfarrer besänftigend, als nach des Offiziers Abflug der Amtschreiber und seine Frau auf ihn zustürzten, „ihr seid beide Narren gewesen; übrigens die Sache ist so fürchterlich nicht. Er wollte den Felix weg haben, um das Herz eures unerfahrenen Kindes ihm wegzufischen; darum hat er den Chirurgen bestellt, dessen Mutter aufs Krankenbett zu werfen. Da habt ihr's; nun könnt ihr sehen, in welchen Netzen ihr blind und unthätig eure Tochter zappeln ließet. Indes ihr die Hände in den Schoß legtet, hab' ich besser gesorgt und euer Lamm vom Abgrunde weggezogen. Und der arme Felix! Habt ihr denn gar kein Einsehen gehabt? Wartet nur eine kleine Weile." Er wollte forteilen, aber der Amtschreiber hielt ihn am Rocke, indem Frau Sabine die Hände rang, als wäre der Himmel eingefallen. „Ist es denn wahr," rief jener, „meine Tochter, mein leiblich Kind, meine Luise konnte so ehrvergessen sein, konnte meinen grauen Haaren den Schimpf anthun, sich an den Kriegsmann wegzuwerfen, ja ihn vielleicht hinter meinem Rücken zu küssen? O ich unglücklicher, alter Mann! Aber vor mein Angesicht soll sie nicht mehr treten, ich will nicht mehr ihr Vater sein!" Er wollte in seinen Ausrufungen fortfahren, aber der Pfarrer zeigte ihm deutlich, wie er durch seine schwärmerische Zerstreutheit, die Mutter durch ihre nicht bös gemeinte, aber kindisch kupplerische Freude an diesem Umgange dem Mädchen selbst Riegel und Thor geöffnet haben. Er wußte mit seiner einschneidenden Beredsamkeit den Amtschreiber in kurzem so weit zu bringen, daß er, je mehr er sich selbst Vorwürfe machte, um so milder und mitleidiger gegen seine Tochter gestimmt wurde, und als

endlich der Pfarrer sich erbot, die ganze Erscheinung, durch welche er in diese Schwärmerei geworfen worden sei und deren wahre Beschaffenheit er längst wisse, ihm aufzuklären, so versprach er, alles zu verzeihen. Die gespannte Neugierde befriedigte nun der Pfarrer nicht sogleich, sondern erhielt sie so lange, bis er die beiden jungen Leute bei den Eltern eingeführt und die Versöhnung mit denselben in bester Form so eingeleitet hätte, daß zugleich die Wünsche seines Schützlings Felix erfüllt werden könnten. Denn diese Spannung ließ sich offenbar benützen, um einen zweiten Ausbruch des Zorns zu hemmen, wenn der Amtschreiber seine Tochter erblickte.

Er verließ nun den Erwartungsvollen und kam in wenigen Minuten mit dem versöhnten Paare zurück, in dessen Augen Schüchternheit, holde Scham, Reue und ein Himmel von Liebe glänzten. Felix war nicht anders, als wie wenn er in Drähtchen ginge und ein inneres Licht aus der durchsichtigen Haut des Antlitzes hervorschimmerte. Hat er aber auch je von Ferne geträumt, daß ein Mädchen, sage: ein schönes, liebliches Mädchen, tausendmal lieblicher durch ihre Reue, ihn wirklich leibhaftig an ihr Herz drücken und ihm Lippen und Wangen und Stirn mit tausend Küssen bedecken werde? Wäre ihm das noch vor wenigen Wochen zu teil geworden, hätt' er's nicht sauer, sauer erworben, wahrlich es hätte ihn wahnsinnig gemacht.

„Sieht Er, Herr Amtschreiber," sprach der Pfarrer, „das ist der neuerwählte Schultheiß Felix Wagner von Feldheim; derselbe ist gesonnen, Seine Tochter Luise zu ehlichen und damit Er ein für allemal ihn nicht mehr an die Auferstehung verweist, wo man nicht mehr freit noch sich freien läßt, so lasse er sich ein Geschichtchen erzählen."

Der Pfarrer erzählte nun den wahren Hergang jenes

nächtlichen Auftritts, der den guten Amtschreiber beinahe um seinen Verstand gebracht hätte. Das verhielt sich aber also.

Als Luise die Weisung erhalten hatte, in der dunklen Kammer die Laterne für den Pfarrer zu holen, schliech sich Felix aus dem Zimmer und schweifte auf dem oberen Stockwerk in der Nähe gedachter Kammer im Dunkeln umher. Er geht hastig auf und nieder und kämpft mit einem Riesengedanken. Nichts Geringeres führt er im Schilde, als um jeden Preis Luisen zu küssen. Es kommt die Treppen herauf; die Kammerthüre öffnet sich. Jetzt! jetzt! Jetzt oder niemals! ruft der angehende Heros in seinem Herzen, zieht zitternd die Stiefel aus (denn nur durch leisen Überfall wird ihm das Wagnis gelingen) schleicht hinein und sieht bei kärglichem Mondlicht ein dunkle Gestalt, die ihm den Rücken bietet. Der Star, der ihr auf der Schulter saß, rief verführerisch und schalkhaft: Hui Dieb! Das Tier saß gewöhnlich am liebsten auf Luisens Schulter. Es kann nicht fehlen. Er schleicht hin, biegt seinen Kopf über ihre Schulter und drückt einen sanften Kuß auf ihre Wange. Aber es war keine weiche, sammetne Haut, auf welche seine Lippen stießen, sondern eine stopplichte, bockslederne alte Männerwange. Der Amtschreiber ließ einen Schrei wie ein fremder Vogel. Felix schwebte mit Windesschnelle ab und saß schwitzend wieder bei der Gesellschaft, als der Amtschreiber zu derselben zurückkehrte.

Als der Pfarrer seine Erzählung vollendet hatte, fieng es in des Amtschreibers Gesichte an, zu leben und tauen. Die Muskeln begannen, aus der langen, ungern angewöhnten Spannung sich zu lösen, konnten sich aber nicht sogleich wieder in die gesunde Stellung finden, sondern stritten unter sich wie chemische Stoffe, die sich ausscheiden, dann schnellten sie zurück wie ein elastisches Rohr, die Augen fiengen an zu glänzen,

er sah von den Vieren, die um ihn standen, eins nach dem andern an und brach dann in ein unglaubliches, unauslöschliches Gelächter aus, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen stürzten. So gerührt die übrigen waren, sie konnten nicht widerstehen; und so standen denn die Fünfe in einem Kreise und lachten, jedes in seiner hergebrachten Manier und Tonweise, immer eins toller, wie das andere. Der Amtschreiber durchlief die Skala in vollen Stößen von oben nach unten, im tiefen Baß. Frau Sabine war nicht musikalisch, sie begnügte sich mit einer Note, desto schneller, zahlreicher und schmetternder folgten aber die einzelnen Triller auf einander. Der Pfarrer war im Lachen ein sehr ungewandter und ungebildeter Mensch. Er durchhüpfte die Tonleiter von unten nach oben, anfangs wiehernd, dann grillend, und die höchsten Töne mußten dem Unerfahrenen oder Ignoranten als schreckliche Jammer- und Wehetöne erscheinen. Luise läßt ihre Diskanttöne anfangs einfach, dann je zwei, drei bis sechs an einem Stück vernehmen. Felix näselt, wenn er lacht; er gliech ganz einem Klarinet, das anfangs gestimmt wird, dann lustig zu einem Kirchweihtanz aufbläst. Man hörte wirklich ganze Walzer. Der Offizier rasselte eben die Treppen herunter und hörte das klappernde Konzert, mochte es aber just jetzt nicht mithalten; er hatte selber in aller Eile gesattelt und gepackt, saß auf und flog von dannen.

„Nun ja, in Gottes Namen," begann der Amtschreiber, als die Zwerchfelle beruhigt waren und sich von den heftigen Schmerzen der Erschütterung erholt hatten, „so erlaube ich denn sofort unmaßgeblich und gebe meinen väterlichen Segen dazu, daß ihr hinfüro Braut und Bräutigam seid, und will dir, meine Tochter, deinen Leichtsinn und glücklicherweise zur Vernunft gebrachte, unstatthafte Verliebtheit um so mehr ver-

zeihen und vergeben, alsmaßen ich durch einen höchst sonderbaren Zufall außer Tüchtigkeit versetzt worden, dich durch väterliche Aufsicht, Vermahnung und Abwarnung davor zu salvieren, welchen obgedachten sonderbaren Zufall ich seinem Ursächer und Urheber nicht minder vergebe und verzeihe."

Es ist zu bemerken, daß er jetzt nicht nur „unmaßgeblich" sagt, sondern auch ein „sofort" dazu setzt. Er pflegte dies nur an hohen Freudenfesten, um etwas Übriges zu thun.

Luise hieng dem alten Mann am Hals und bedeckte ihn weinend mit Küssen. Der Leser kann sich selbst vorstellen, welch ein Abend es war, den die Familie nun zubrachte, nachdem der böse Geist aus ihr gewichen. So sehr war der Amtschreiber genesen, daß er seine alte Ulmertabakspfeife hervorholte und langer Zeit zum erstenmale wieder rauchte. Mehreremal, wenn er seine glücklichen Kinder so ansah, wenn der Blick der holden, reuevollen, wiedergeborenen Tochter auf ihm ruhte, traten ihm die hellen Thränen in die Augen; doch mochte er deswegen die Pfeife nicht erlöschen lassen, sondern sah gemütlich im Spiegel nach, wie das Rauchen zum Weinen lasse. Er sagte, es sei ihm nicht anders, als wie einem Manne, der einen schweren Ranzen, den er lange getragen, von den Schultern geworfen habe. Derselbe habe ein Gefühl auf dem Rücken, als trage er den Ranzen noch, jedoch nicht als Last, sondern nur — (fiel der Pfarrer ein) „als einen idealen Ranzen;" dieses Gefühl erhöhe daher die Wollust seiner nunmehrigen Erleichterung, indem es ihn anhalte, die Zeit, wo er den Ranzen getragen, ohn' Unterlaß mit der Gegenwart, wo er ihn nicht mehr trage, zu seinem nicht geringen Genusse zu vergleichen. Ein solches Gleichnis hätte der Amtschreiber noch vor kurzer Zeit nicht nur nicht ausgesprochen, sondern, wenn er es von einem andern gehört hätte, phantastisch gescholten.

Man will aber wissen, er habe von der Zeit an überhaupt selten mehr mit dergleichen Ausdrücken um sich geworfen. Von dem fatalen Interim selbst sprach er wenig; doch gestand er unter anderem, das erscheine ihm jetzt besonders seltsam, daß er in jenen Tagen, so oft ihm die Zeitung in die Hände gekommen sei, seinen eigenen Trauerbrief darin aufgesucht habe.

In kurzer Zeit war die Trauung, bei welcher die schnelle genesene Mutter des Schultheißen natürlich nicht fehlte. Der Pfarrer wählte den Text: „Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben.“ Nach dem Mittagsmahle nahm das neuvermählte Paar Abschied. Die Mutter konnte vor Thränen kein Wort sprechen. Der Amtschreiber zog weinend seine Mütze herunter, zauderte aber, sonderbar genug, als ihm Felix die Hand zum Abschied bot, ihm die seinige zu reichen. Das Geheimnis erklärt sich so: der gute Mann hat, wie viele andere Menschenkinder, die Gewohnheit, über Tisch ein klein Stückchen weichen Brotes zwischen den Fingern zu kneten, das er dann oft den ganzen Nachmittag mit sich herumträgt. Wohin nun mit der Brotkugel, da er in der andern Hand die Mütze hält? Er war entschlossen, drückt' ihm das Kügelchen in die Hand, umarmte und küßte ihn und gab ihm seinen Segen. Felix hatte nachher das Kügelchen noch lange in der Hand und meinte, er hab' es selber geknetet. Wir wollen ihm übrigens nicht übel nehmen, daß er sich draußen den Mund abwischt; der Amtschreiber küßt etwas naß. Eine Eskorte von berittenen Bauern, auf den Pferden baumelnd und mit dem Kinn weit vorliegend, begleitete die alte Pfarrchaise, worin das junge Paar nach Feldheim abfuhr.

Cordelia.

Zwei junge Deutsche, die schon früher auf einer vaterländischen Universität Freunde und, bis auf einen gewissen Grad, Vertraute geworden waren, hatte neuerdings ein fröhliches Wiedersehen vereinigt. Der eine, Wilhelm, hatte von der Absicht, sich irgend einer Brotwissenschaft zu widmen, frühe abgelenkt und sich der Kunst ergeben. Studium der alten Poesie und besonders der Antike war es, was ihn seit einem Jahr in Rom fast ausschließlich beschäftigte. Die Vorliebe für schöne Wissenschaften war es auch, worin sein Freund Theobald ihm begegnet war, so sehr sie sonst in ihrer geistigen Richtung von einander abwiechen. Denn der letztere hatte sich, unbefriedigt durch einen ästhetischen Dilettantismus, ernsteren Forschungen, besonders der Philosophie zugewendet, und jetzt erst, nachdem er sich eine feste und nachhaltige Bildung erworben zu haben glaubte, hatte ihn seine alte Neigung in das Land der Kunst und Schönheit gezogen.

Es waren kaum acht Tage seit Theobalds Ankunft in Rom verflossen, so war er durch Wilhelm schon mit den meisten von dessen dortigen Freunden bekannt geworden. Zu diesen gehörte ein deutscher Arzt, im vertrauten Kreise Christoph genannt, dessen gemütliches Entgegenkommen den neuen Gast sogleich angezogen hatte. Er zählte bald vierzig Jahre und

pflegte auf die Frage, was er in Rom wolle, nach seiner wunderlichen Manier in einem absichtlichen Wirrwarr zu antworten.

Diesen Freund besuchten jene beiden eines Mittags, da er Theobald eingeladen hatte, ein schönes Gemälde, das er besitze, zu betrachten. Es war offenbar ein meisterhaftes Werk, vor das er den Erstaunten treten hieß: König Lear mit dem Narren in der Sturmnacht. „Wie oft habe ich doch schon den Gedanken gehabt,“ rief der freudig Überraschte, „wie schön dieser Moment von einem Maler sich müßte darstellen lassen, und nun stehe ich vor einer Wirklichkeit, die alle meine Erwartungen übertrifft! Armer Greis, da stehst du, dem Toben der Elemente preisgegeben; der Blitz speit sein zackiges Feuer, der Donner rollt, der Regen stürzt in Strömen herab. Doch sie sollen nur wüten, sie sind ja nicht deine Töchter, ihnen gabst du kein Reich und nanntest sie Kinder! Der Sturm wühlt dir im weißen Barte und in den spärlichen Locken des Haupts, er will dir den Königsmantel vom Leibe zerren, dunkler Wahnsinn kräuselt bereits deine hohe Stirn in unheimliche Fältchen. Und doch bist du noch immer der große König, vor dessen mähendem Schwerte einst die Feinde hüpften, immer noch jeder Zoll ein König!“

„Die Lichter sind aber doch etwas zu grell,“ sagte Wilhelm. „Meinst du?“ antwortete Theobald. „Das ist gewiß eine falsche Anwendung gewisser gangbarer Begriffe. Kann das scheue Licht des Blitzes eine solche Schreckensnacht, eine solche Gestalt wahrer und treffender beleuchten, als wir es hier sehen? Und sieh doch, wie diese seltsame Beleuchtung den gemischten Ausdruck auf dem Gesichte des Narren so herrlich vollenden hilft!“

„Der Narr gefällt mir auch besonders, sieh ihn einmal

recht an," bemerkte Wilhelm. Theobald konnte die Verbindung von Furcht und Schelmerei, von herzinniger Gutmütigkeit und dialektischem Verstande, von Sinn und Unsinn nicht genug bewundern, die in diesen Gesichtszügen geschrieben stand. „Seht doch den armen Burschen; die Knie schlottern ihm, eine Gänsehaut rieselt an ihm hinunter, er kann die Augen vor dem Regen schier nicht öffnen und doch kann er den Schalk nicht lassen; er möchte vor Mitleid mit dem König und sich zu Grunde gehen und doch quält er sich und ihn mit seinem sinnvollen Unsinn. Er möchte weinen und scherzt, er denkt der guten, armen Cordelia. Welche Wirkung hat der Maler besonders durch die Fältchen an den äußeren Winkeln der halb zugedrückten Augen hervorgebracht! Sollen wir lachen oder schaudern über diese witzige Nemesis in der Narrenkappe? Wer diesen Narren und diesen König neben einander stehen sieht, der, meine ich, sieht nicht nur den Grundgedanken dieses Trauerspieles, sondern das Trauerspiel verkörpert."

„Jetzt ist er im Zuge," unterbrach ihn Wilhelm, „jetzt wird er uns die Idee des Dramas auseinandersetzen, wird uns nach Solger die hohe Bedeutung der Ironie einschärfen und wir hören eine ganze Vorlesung über Ästhetik." Theobald ließ sich gerne unterbrechen, denn ein neuer Gegenstand hatte seine Aufmerksamkeit gefesselt. Je genauer er die Physiognomie des Narren betrachtete, desto mehr drang sich ihm eine, nur wenig verdeckte Ähnlichkeit mit Christophs Zügen auf, er fixierte verwundert bald diesen, bald das Bild. „Nicht wahr, du merkst es auch?" sagte Wilhelm, „aber er gesteht nichts." „Zufall, Zufall!" rief Christoph mit einem tiefen, aus der Brust hervorgeholten Lächeln, das Wilhelm ein gründliches Lächeln zu nennen pflegte; „da, sehet lieber den herrlichen Kopf des Lear noch einmal an. Lear ist ganz Temperament, in dessen

Zeichnung ja Shakespeare besonders Meister ist. Er ist prachtliebend, tapfer, großmütig, herzlich, kindlich, eigensinnig, jähzornig, hört gerne Schmeicheleien; er verstößt seine geliebteste Tochter um eines wahrhaft albernen Grundes willen, und da er sie wiederfindet, will er sich mit ihr im Gefängnis an der vergoldeten Fliege freuen, die am Fenster spielt. In dieser Herrschaft des Temperaments liegt auch seine Schuld. Es ist Altersschwäche, sagt Regan, doch hatte er von jeher nur dürftige Selbstkenntnis. Er ist daher bei jedem Anlasse der tiefsten Alteration ausgesetzt, und dies ist der Punkt, an welchem der Wahnsinn ihn packt."

Während Christoph durch diese Bemerkungen sichtbar bemüht war, weiteren Fragen auszuweichen, stand Theobald in tiefes Sinnen verloren. „Sonderbar," begann er endlich, „auch dieser Kopf des Lear hat mir etwas so Bekanntes, dessen ich mich doch nicht entsinnen kann; so sagen Sie mir doch, wer ist der Künstler, wie kam das Gemälde in Ihre Hände?" Christoph hinkte mit einer komischen Behendigkeit seiner Beine, deren eines etwas kürzer war, auf und nieder und sagte: „Das ist ein eigener Kasus. Dieses Gemälde hat eigentlich niemand gemacht; denn derjenige, der es gemacht hat, war ein anderer, als derjenige, der er war. Da aber ein anderer, als ein derjeniger, eigentlich gar kein derjeniger ist, so war er also gar kein derjeniger. In jedem anderen Falle würde ich sagen, ich habe es durch Raub, Betrug, Diebstahl an mich gebracht." In dieser Weise fuhr er fort zu faseln, solange von dem Gegenstand die Rede war, während Wilhelm vergebens gegen den Eigensinn eiferte, mit dem er die Herkunft des schönen Bildes verschwieg. Endlich machten die drei Freunde sich auf den Weg, um nach einem kleinen Spaziergange sich mit einigen Bekannten in einer Osterie bei trefflichem Albaner-Wein zu versammeln.

„Vor allem nun, o Edler," sagte Wilhelm, indem er Theobalds Arm faßte, „erwäge, daß du nicht sowohl in Halle, Berlin, Königsberg, als vielmehr in Italien bist." „Sehr treffend bemerkt," fiel Christoph ein, „überlassen wir uns hier keinen unklaren, unlogischen Begriffen, vielmehr gründlich betrachtend und untersuchend stellen wir den Satz auf: Italien ist Italien." „Fast käme ich nun in Versuchung," entgegnete Theobald, „euch zu beweisen, daß Italien nicht Italien sei. Denn wenn ich nun doch einmal von euch zum Märtyrer der Philosophie auserkoren bin, so sollt ihr's auch büßen. Die echte und wahre Logik nimmt das Prinzip des Widerspruchs als fortbewegendes Element —" „Ich bitte, flehe, beschwöre dich," rief Wilhelm und hielt dem Sprechenden mit einem verzweifelten Drucke den Mund zu. „Nun, heute muß ich mir schon etwas gefallen lassen," fuhr Theobald fort; „aber laß mich im Ernste sprechen: wenn du meinst, mein Hegel habe mir die Phantasie ausgetrocknet und mich zum frischen Genusse des Schönen untüchtig gemacht, so ist dies eben ein Beweis, daß du, Geliebtester, zu wenig liesest." „Davon ein andermal mehr," erwiderte Wilhelm, „laß mich doch nur die gehörigen Folgerungen aus meinem obigen Satze ziehen."

Die Monstranz wurde hier an den Sprechenden vorübergetragen. Die Gesichtszüge des wohlbeleibten Priesters zeigten jene glatte Süßigkeit, unter deren Oberfläche der Fanatismus zu lauern pflegt. Das Volk warf sich nieder; eine Mädchengestalt lag unter den Knieenden, mit dem schönsten Ebenmaß der Glieder hingegossen; während sie ihr Gebet flüsterte, fiel ein brennender Blick aus ihren schwarzen Augen auf Wilhelm, der ihn mit einem Zeichen seiner Hand erwiderte. „Siehst du," sagte er dann zu Theobald, „da hast du den Priester

und die guten frommen Leute mit einem Blicke betrachtet, als läge dir eine ganze Philippica über Katholizismus und Aberglauben auf der Zunge." „Ich zweifle sehr," erwiderte Theobald, „ob unsere Reformatoren mich für einen guten Protestanten gelten lassen würden; aber das ist wahr, ich bin nicht tolerant, ich hasse diese Kirche, die ein krankhaftes, längst erstorbenes Dasein im unbegreiflichen Widerspruch mit allen Fortschritten des Geistes behaupten will, ich empöre mich über die tiefe Schmach der Knechtschaft, in die sie die Geister bannt. Hast du diesen Priester beobachtet? Hast du diese Süßigkeit in seinem Gesichte, diesen Honigseim, diesen klebrigen Thran der seligen Pfaffenfreundlichkeit gesehen, der unter seiner Oberfläche vom Blute gemordeter Ketzer trieft?" „Eben diesen protestantischen Eifer," sagte Wilhelm, „mußtest du in Deutschland zurücklassen, zumal da er mit einer engherzigen und spießbürgerlichen Moral zusammenhängt. Dort zanken sich, wie ich höre, eben jetzt die Theologen über Protestantismus und Katholizismus. Was wissen die von der Sache! Es ist freilich ein großer Gegensatz, aber er liegt nicht in einzelnen Dogmen. Vielmehr muß man erst Liebschaften mit katholischen Weibern gehabt haben, wenn man ihn verstehen will; man muß erfahren haben, daß ihre Seele, so zu sagen, keinen Boden hat." „Unser gelehrter Freund Wilhelm," bemerkte Christoph, „schreibt gegenwärtig an einem großen Werke, betitelt: Darstellung des Gegensatzes zwischen Katholizismus und Protestantismus, gegründet auf sorgfältige und gewissenhafte Experimente an katholischen Weibern, von einem Protestanten." „Und noch etwas," setzte Wilhelm lachend hinzu, „du sprachst sonst so viel von Zweifeln, Kämpfen des Bewußtseins; dieser alte Sauerteig —" „Richtig, ich kenne das," fiel Christoph ein, „dieses Drängen, Drücken, Zwicken, Bohren des innern

Menschen —“ „Dieses,“ schloß Wilhelm, „muß in Italien ebenfalls über Bord geworfen werden.“ „Damit,“ sagte Theobald, „bin ich, Gott sei Dank, im Reinen; die Philosophen haben mich krank gemacht, aber auch geheilt.“

Nachdem sie unter solchen Gesprächen die Osterie erreicht hatten, stellte sich nur einer von den erwarteten übrigen Freunden ein, welcher freundlich grüßend, Theobald noch unbekannt, eintrat und von Christoph besonders heiter empfangen wurde. Es war ein bejahrter Mann mit grauen Haaren, der Theobald als ein Maler, Namens Friederich, vorgestellt wurde; seine wohlwollenden Züge, die einen sanften Ausdruck von Frömmigkeit trugen, seine ruhige, klare Rede gewannen ihm schnelle Theobalds Herz. Das Gespräch lenkte sich auf den Gegensatz der klassischen und romantischen Richtung in der Malerei. Wilhelm kämpfte entschieden für die erstere, Friederich hielt zum romantischen Panier und Theobald suchte zu vermitteln. Als Friederich behauptete, die unbefangene Darstellung der reinen Natur sei für uns verloren, als er den Grund dieser Veränderung in dem Geiste der christlichen Religion nachzuweisen suchte und erklärte, daß seit dem einen Worte des Täufers „thut Buße und gehet in euch“ die klassische Naivetät ein- für allemal hinter uns liege, so brach Wilhelm aus: „O Buße und Sünde! Was soll noch aus der Kunst werden, wenn sie Fleisch und Sinne verdammt, sehnsuchtsterbende, demutzerschmolzene Köpfe auf eingemummte Körper setzt und die klare Sicherheit der Gestalten zur abstrakten Durchsichtigkeit eines Elfenleibs verklärt!“ „Apropos, Elfen gibt's,“ fiel Christoph ein, „ich hab' einmal welche gesehen.“ Man bestürmte ihn, zu erzählen; er begann:

„Ich kam abends — wo, sage ich nicht — im Pfarrhause an. Man lud mich ein, in den Garten zu treten, wo

eine fröhliche Gesellschaft von jungen Leuten in der Laube scherzte. Man erzählte Gespenstergeschichten, und ein Schelm hatte soeben das Licht ausgelöscht, als ich eintrat. Ich setzte mich im Dunkeln nieder, ohne meine nächsten Nachbarn und Nachbarinnen zu kennen, ich verlangte selbst, daß mir ihre Namen nicht genannt werden, denn es ergetzte mich, zu den unbekannten Stimmen der Sprechenden die passenden Physiognomien und Gestalten in meiner Phantasie zu suchen. Ein Mädchen hatte soeben eine entsetzliche Erzählung begonnen, und ich schickte mich an, den köstlichen Geisterschauder recht behaglich in vollen Zügen zu genießen. Aber meine Aufmerksamkeit sollte plötzlich einen andern Gegenstand finden. Durch die Jasminzweige fiel ein voller Mondstrahl auf ein weibliches Antlitz. Das zarte Haupt war rückwärts gebeugt, die Augen geschlossen, als schaue die träumende Seele ganz nach innen und schiffe auf unbekannten Pfaden im Geisterreich. Nur an den Bewegungen der feinen Lippen zeigte sich, daß sie wachend den wechselnden Eindrücken der Erzählung folge. Nur dieses eine Antlitz war vom blassen Lichte beleuchtet, alles Übrige rings um mich im tiefen Dunkel. Ich kann keine topographische Beschreibungen von Gesichtern à la Walter Scott und Bulwer geben, als wären es aufgenagelte Landkarten; ich weiß nur zu sagen, daß ihre Farbe ein natürliches, gesundes Bleich war, durch das man die feinen Äste der Adern am Schlafe hinlaufen sah und zu welchem die rabenschwarzen Haare, die sich an der blendenden, mondhellen Stirne hinkräuselten, im lieblichsten Verhältnisse standen. Ihr Wuchs mußte groß sein, denn während ich sie anschaute, schien mir die Stimme des erzählenden Mädchens aus der Tiefe zu tönen. Sie schien eben erst in das Alter der Jungfrau eingetreten zu sein; Kinderspiele wiegten sich noch auf ihren

Wangen. Was an allem das Schönste war: ich sah keine Spur von Sentimentalität. Der Jasmin duftete betäubend, die Geistermärchen spielten wie musikalische Begleitung zwischen meine Träume, ich saß stumm und schaute immer und immer nur nach diesem Antlitz.

Ein höchst widerliches Gefühl schnitt plötzlich den Faden meiner Gefühle ab; ich konnte mich nicht sogleich auf die Ursache desselben besinnen, fand sie jedoch bald in einem scharfen Käsegeruch, der vom Tische aufstieg. Der Käse ist eine eigentümliche Speise. Er zog mich sonst immer durch eine gewisse liebenswürdige Niederträchtigkeit und holdselige Gemeinheit seines Geruches an; aber wer in Gegenwart der Geliebten Käse riechen oder gar essen kann, ist ein Verworfener. Aus der ungeheuern Indignation, die mich jetzt erfüllte, ersah ich also, daß ich verliebt sei.

Ich verließ heimlich die Laube, schlich hinaus an einem murmelnden Bache hin, trat in den mondbeglänzten Wald und warf mich aufs Moos. Mein Organ für das Geisterreich war geöffnet, der Anblick des blassen, wundervollen Angesichts im Zauberlichte des Mondes hatte mich schnelle zum Priester seiner Geheimnisse geweiht.

Ich hörte es rascheln und klingen im Laube und wechselnde Rede von zarten Stimmchen. Es kam immer näher, und trotz der Tarnkäppchen erkannte ich endlich drei Männchen, nur bienengroß, mit feinen, klugen Gesichtern. Wo bist du gestern übernacht gewesen? fragte der eine. Im zarten Glöckchen einer Maienblume. Und du? Ich wiegte mich die ganze, lange Nacht in einer Jungfrau weichem Wangengrübchen; im Dorfe drüben wohnt die süße Maid, wert, unsre Königin zu sein; auf einem Mondstrahl schifft' ich hin zu ihr. Der dritte der Elfen schien traurig und müde, und sonderbar! der

kleine Körper hatte die Rundung der Glieder verloren und erschien platt gedrückt bis an das Köpfchen. Da sie mit Fragen in ihn drangen, aus welchen hervorging, daß er lange Zeit von den Seinigen vermißt worden, erzählte er in klagendem Tone: „Noch sind zwei volle Wochen nicht verflossen, als ich am Weg in klarer Mondennacht auf einer Weide schwankem Zweig mich wiegte. Da seh' ich kommen einen Bauersmann vom Städtchen her, wo heute Markt gewesen. Der Quersack schwankt ihm über, über voll am schweren Stock auf seinem breiten Rücken, er aber hatte, wie ich klar erkannt, sei's Obstmost, niederträchtiger Batzenwein, sei's Schnaps, kurzum von dem gemeineren Getränke gottloses Übermaß in sich geschluckt. Die Bauernfüße, ungebildet breite, der Hobelung, der heilsamen, bedürftige, setzt' er dem Manne gleich, der, Schleifschuh-laufend auf der Eisesfläche, den rechten jetzt und jetzt den linken Fuß im Kreise kreuzend um den andern wirft, und ohne Scheu stieß er der Flüche allerschrecklichste aus rauher Kehle in den nächt'gen Himmel. Ich aber flog vom schwanken Zweig herab auf seines Hutes dreigespitzten Filz, der, eingekrempt zu dreien Seiten, mir bequemer Höhlung sichres Lager bot. Doch langsam kroch ich nach der hintern Spitze, bis daß der Hut von meiner Füße angestemmter Kraft das Gleichgewicht verlor und schnell mit mir hinab zur Erde stürzte. Der Bauer tappte nach dem guten Hut und setzt' ihn wieder auf das kahle Haupt. Doch war er kaum der Schritte zehn gegangen, so kroch ich in des Hutes vordre Spitze und stürzt' ihn also abermals zu Boden. Er bückte fluchend sich und schweift', unsicher kreisend, Stoßvogel-ähnlich um den Hut, bis er ihn faßt' und wieder sich bedeckte. Und wiederum zum dritten-, vierten-, fünftenmale flog ich zur Erd' im breiten filznen Schiffe. Da nahm in seines Zornes Übermaß der Bauer

endlich seinen Hut und schlug ihn mit Gebrüll an eines Steines scharfe Kante und lag ich Armer zappelnd an dem Boden; mein Käpplein aber war im Hut geblieben. Er sah mich nun und tappt mit rohen Pfoten nach meinem zarten, lieben Elfenleibchen und steckte mich in seine Westentasche und hielt sie zu, daß ich ihm nicht entflöhe. Und wie er nun zu Hause war gekommen, erfasset er, der Unmensch, der Tyrann, ein uralt Buch von ungemessner Größe — metallne Klappen hielten seine Decke — und sprach zu mir: du sollst zur Strafe, kleiner Naseweiß, zu meines Buches Zeichelein mir dienen! Mein Bitten, Flehen, Weinen war umsonst; er schob mich in des Ungeheuers Mitte, daß nur mein Köpflein aus dem Buche sah, und klappt' es zu und schloß die schweren Riegel. So lag ich nun in namenloser Klemme, mein Bäuchlein, Ärmlein, Wädlein, Schenkelein durch lange Quetschung formlos breit gedrückt, wehrlos, ein aufgegebner Mann, bis wiederum der Bauer sich besoff und ich, da er das Buch sich aufgeschlagen, inwährend er die Brill zur Nase führte, schnell, schnell entfloh, so gut's mein Körperlein, das abgeflachte, dürre mir erlaubte. So bin ich hier, gerettet aus des Buchs Gewalt und aus der schlimmeren der Menschen." Die Elfen lachten aus vollen Hälschen, als er geendet; plötzlich aber entstand im Laube ein Geräusch, man hörte das zarte Knallen eines Elfenpeitschchens, und in einer, von mir noch nie gesehenen Art von Fuhrwerk kam eine ganze Elfenfamilie blitzschnell angefahren. Es war der lederne Helm eines Soldaten, umgekehrt auf Räder gestellt, so daß das Ganze womöglich einer Chaise glich. Plötzlich machte sie Halt, die Chaise stieß hart auf, fiel um, der Kutscher purzelte vom Bocke und heraus rollte und prasselte eine ganze kleine Elfenfamilie; der Vater war der Kutscher, dann eine Frau mit vielen Kindern, wie

kleine Essigfliegen, und zwei Tanten. Die Weibspersonen schienen sehr eitel, ihr erstes Wort waren Klagen über die beschmutzten Röckchen und Hütchen. Als endlich der Kutscher zu Worte gekommen, vernahm ich aus seiner, durch Beklemmung des Atems vielfach unterbrochenen Erzählung, daß der Grund ihrer rasenden Eile eine große Mücke gewesen, welche in brummendem Fluge den armen Erschreckten nachgeflogen und erst am Walde von ihnen abgekommen sei. Die Schilderung ihres Schreckens war so drollig, daß mir Unbesonnenem ein lauter Lachtäller entfuhr. Alles war verschwunden, ich hörte nur das eintönige Hacken eines Spechts am nahen Baume, und schweigend schlich ich mich ins Dorf zurück."

Die heitere Erzählung stimmte die Gesellschaft zu allgemeiner Fröhlichkeit, und nachdem Christoph nach dem Namen und Wohnort seiner Feenkönigin vergebens ausgeforscht und vielfach geneckt worden war, geriet Wilhelm auf den Gedanken, es sollte nun auch von den übrigen jeder ein Liebesabenteuer preisgeben. Der Gedanke fand Beifall, nur Friederich bat, ihn frei ziehen zu lassen, und Wilhelm begann:

„Zum Präludium ein kleines Wanderlied, das ich auf meiner Reise nach Italien zwischen die Felsen und Wälder Vorarlbergs schallen ließ:

Gestern, ah! das war ein Schweben,
Als zum Tanz die Hand sie gab!
Über Stock und Steine streben
Muß ich heut am Wanderstab.

Gestern glänzten weiße Brüste,
Die ein tiefes Atmen hob,
Heute starren in der Wüste
Felsenblöcke, rauh und grob.

Gestern noch mit heißen Küssen
Deckte mich ihr weicher Mund,
Heut von scharfer Dorne Rissen
Trag' ich Hand und Wange wund.

Gestern löste mir die Glieder
Süßer Liebe Feuertrank,
Heute lieg' ich frierend nieder
Auf des Erdgrunds harte Bank.

Auf! Frischauf! und nicht gezaget!
Weiter in die Welt hinein!
Immerzu und frisch gewaget,
Heute darf nicht gestern sein!

Ich kann euch, fuhr der lockere Sänger fort, keine eigentliche Liebesgeschichte erzählen, was ihr wohl schon aus der soeben abgesungenen Beichte meiner Grundsätze im erotischen Fache erraten könnt. Um eine ordentliche Liebesgeschichte zu erleben, wird nämlich offenbar ein gewisses Streben vorausgesetzt, die Sache rund abzuschließen, zu besitzen, zu heiraten. Nun will ich nur sogleich gestehen, daß mir ein kalter Angstschweiß auf Stirn und Schläfen ausbricht, wenn ich die Wörter Verlobung, Hochzeit, Heirat in irgend einer Beziehung auf meine eigene Person auch nur von ferne mir vorstelle. Vor meiner Phantasie richten sich grausenerregend empor ganze Kästen voll Weißzeug mit dem ihnen eigentümlichen herzbeklemmenden Geruche, ungeheure Himmelbettladen, Kaffeevisiten, gute Rezepte zu der besten Stiefelwichse, Erlaubnis, ein Sauerkrautfaß im Keller stellen zu dürfen, — ich höre Kinder schreien — o entsetzlich! Ein tiefes Beben durchwühlt mein Mark, der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an. Ich habe daher in Liebessachen mich immer an Platos hohe Weisheit gehalten."

Die Zuhörer brachen in ein Lachen aus. Christoph meinte, der Blick, den ihm heute das Mädchen auf der Straße zugeworfen, habe allerdings von sehr platonischem Feuer geleuchtet. „O die!“ rief Wilhelm, „sie steht mir gegenwärtig als Modell und macht Jagd auf mich, aber vergeblich; ich bin nicht nur ein Mann von Erfahrung, sondern auch neuerdings eigentlich ein wiedergeborner und ein solider Mann. Ich kehre zunächst zu meinem Plato zurück, den ihr, wie so viele andere mangelhafte Denker, unrichtig auffaßt. Plato beweist in seinem Gastmahle, daß die Liebe, das heißt diejenige, welche Liebesgeschichten im obigen Sinne anspinnt, auf einer Verwechslung beruhe, nämlich auf einer Verwechslung des Ideals mit einer einzelnen Person. Ich kann die Stelle auswendig. Sie lautet also: „Wer die Sache auf die rechte Art angreifen will, der muß zwar in der Jugend damit anfangen, schönen Leibern nachzugehen, dann aber muß er einsehen, daß die Schönheit in einem einzelnen Leibe der Schönheit in jedem andern verschwistert ist und es also großer Unverstand wäre, nicht die Schönheit in allen Leibern für eine und dieselbe zu halten, und wenn er dies zu Herzen genommen, so muß er als Liebhaber a l l e r schönen Leiber erscheinen und von der gewaltigen Heftigkeit für einen nachlassen, weil er dies für klein und geringfügig hält.“ Von diesem erhabenen, echt philosophischen Standpunkte bin ich immer ausgegangen; nur erst seit einigen Tagen will sich ein leidenschaftlicher Irrtum bei mir einschleichen, als gebe es nur e i n e n schönen Körper und alle andern seien bloße Schattenbilder; ja es will mir öfters bange werden, als habe es mit der fortstrebenden, jedem Ausruhen und Haften an e i n e m Punkte abgeneigten Tapferkeit meines Gemüts ein Ende. Es ist nur e i n Auftritt, den ich zu erzählen habe; er hat aber

einen Eindruck in mir zurückgelassen, von dessen Gewalt ich keine Ahnung hatte. Als ich am Morgen des Himmelfahrtsfestes nach der Sixtinischen Kapelle gieng, sah ich auf der Brücke St. Angelo eine verschleierte weibliche Gestalt, begleitet von einem bejahrten Manne, vor mir hingehen, nicht gehen; wie soll ich ihre Bewegung nennen? Ein Dichter nennt es eine Musik der Glieder und ich weiß keinen andern Ausdruck. Welche Süßigkeit und welcher Stolz war in diesem hohen, schlanken, vollen Leibe! Die Liebesgöttin konnte nicht schöner aus dem weißen Schaume steigen. Betäubt, verzaubert folgte ich der herrlichen Gestalt und wußte sie, in der Kirche angelangt, mit meinem Auge so zu umklammern, daß ich sie im Gedränge nicht verlor. Sie schlug jetzt den Schleier zurück; und welches Antlitz hatte er verborgen! Das dunkelbraune Auge war hochgewölbt und der weiße Grund von einem leisen Blau überflogen, wie auf vielen Madonnenbildern der italienischen Schule; — dieses Auge so stolz und doch so redlich und gut, abweisend, herrisch und doch so ein feuchtes, süßes Geständnis des Weibs darin! Ein sinnender Ernst saß in einer kleinen Falte zwischen den schöngeschweiften Brauen. Um die Lippen spielte etwas wie Zorn, Witz und Wollust dazwischen. Jenen leisen Anflug eines Schnurrbärtchens, der so reizend über die Lippen römischer Frauen hingehaucht ist, habe ich nie so entzückend gefunden. Ein schöner Knabe, dessen unreife Formen noch zwischen männlicher Festigkeit und weiblicher Weichheit spielen, reißt uns zur Liebe hin; aber wie süß ist es umgekehrt, an vollen, weiblichen Formen eine leise Andeutung des Männlichen zu finden! Wir glauben die Natur auf einer scherzhaften Erinnerung an den Menschen des Aristophanes, an die ursprüngliche Einheit der Geschlechter, den Grund ihrer gegen-

seitigen Sehnsucht, zu ertappen. Ich meinte die kühne Antigone zu sehen, wie sie, zum Tode schreitend, die geraubte Wonne der Brautnacht beklagt. Eine dunkle Lockenfülle spielte auf dem schlanken Halse und dem schönsten Nacken, den ich je gesehen, und einzig zierten sie als einfacher Schmuck ein silberner Pfeil durch das Haar und im Ohre zwei lange Bernsteine. Die Musik, die nun in tiefen, langgezogenen Tönen hinter den verbergenden Gittern, wie aus unbekannten geheimnisvollen Quellen aufstieg, schien sich mit mir in das heilige Mysterium versenken zu wollen, das in geheimem Weben der Kräfte diese Formen entfaltet; jetzt schwang sie sich wie ein glänzender Wundervogel, wie ein Chor jubelnder Nachtigallen empor, als sei das Rätsel gelöst, als sei sie gefunden und das Götterbild schwebe in blendender, nackter Majestät durch morgenrote Wolken auf. Meine Augen saugten sich flammend, verzehrend in die herrliche Gestalt ein, meine Phantasie sank mit ihr zwischen duftende Blumen nieder. Ein flüchtiger Blick ihres Auges fiel auf mich. Sie schien meine Glut zu bemerken, denn Purpur bedeckte ihre Stirne und die Lippen zuckten. Noch einmal sah sie nach mir herüber; sie schien meinen Anblick zugleich zu fürchten und zu suchen, sie war in sichtbarer Bewegung, als hätte der Blitz einer Leidenschaft in ihr gezündet, die sie mit Schrecken von sich abzuweisen rang. Diese Mischung von Weiblichkeit und Brunhildenstolz stachelte mich bis zum Wahnsinn, ein hoher Schwur ward in meiner Seele gesprochen, nirgends Schönheit, nirgends Genuß zu suchen, bis die Wilde besiegt sei, bis von diesen zornigen Lippen ein grenzenloses Geständnis fließe, bis diese köstliche, herbe Perle aufgelöst mir im schäumenden Pokale an die Lippen flute. Der Gottesdienst war zu Ende; ich folgte mit hastigen Schritten der Jungfrau auf dem Fuße, welche, aufgeschreckt durch meinen An-

blick, wie ein gescheuchtes Reh dahineilte. Es war nicht das zierliche Getrippel unserer Mode-Damen, er waren die antiken, festen Schritte der Römerin, und doch so schwebend, so elastisch! Das Gedränge, das auf der Piazza di S. Pietro wimmelte, hemmte ihre Eile und ihr Begleiter konnte ihr nicht zur Seite bleiben. Die Konvenienz hatte der thörichte Wilhelm ganz vergessen, er drängte sich an sein schönes Wild und wollte etwas sprechen. Aber er bekam weder eine schnippische Antwort, noch ward ihm bloß ein stolzer Blick zugeworfen, sondern sie gab ihm einen herzhaften Puff mit dem Ellbogen und wandte ihm dabei ein Gesicht voll glühenden, römischen Zornes zu. Da stand der Gimpel und durfte nach Hause gehen. Ich war gegen meine Gewohnheit sehr betroffen und vergaß in meinem Schrecken sogar, ihr von weitem zu folgen, um ihre Wohnung zu erfahren. Hätte ich doch nur wenigstens ihrem Begleiter einen einzigen aufmerksamen Blick geschenkt, um einen Anknüpfungspunkt für meine Nachforschungen zu haben! Wer ist sie? Wo ist sie? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, wie ich hier die rote Flut an meine Lippen setze, so muß die Stolze besiegt an meinem Herzen liegen."

Er stand auf, von Weine glühend und sang mit voller Stimme:

Laßt mich trinken, laßt mich trinken,
  Laßt von diesem Feuerwein
Immer neue Fluten sinken
  Mir ins durst'ge Herz hinein!

Jedes Ende sei vergessen!
  Wie's im Innern drängt und schafft!
Sagt, wer will mir jetzo messen
  Grenz' und Schranke meiner Kraft?

Stellt mir schwere, weite, blanke
Becher ohne Ende her,
Füllet sie mit diesem Tranke,
Und ich trink' euch alle leer!

Bringt mir Mädchen, schöne, wilde,
Noch so spröd und noch so stolz,
Schickt die schreckliche Brunhilde,
Alle trifft der Liebesbolz!

Stellet mir die schwersten Fragen,
Wo das ew'ge Rätsel ruht?
Feuerhell und aufgeschlagen
Schwimmt es hier im roten Blut.

Gebt mir Staaten zu regieren!
Kinderspiel soll mir es sein!
Gebt mir Heere anzuführen,
Und die ganze Welt ist mein!

Burgen möcht' ich jauchzend stürmen,
Ihre Fahnen zittern schon,
Felsen, Felsen möcht' ich türmen
Und erobern Gottes Thron!"

Friederich hatte während dieser Erzählung etwas finster vor sich nieder gesehen; Christoph gieng dem Übermütigen ziemlich hart zu Leibe, indem er in Sokratischer Manier den sittlichen Grundsätzen, die er ausgesprochen, insbesondere jener Verachtung der Ehe vollkommen Recht zu geben den Schein annahm, dann aber unversehens ihre innere Unwahrheit hervorkehrte, wobei er denn namentlich nachwies, daß jene platonische Stelle in ihrem Zusammenhange gerade das Gegenteil von dem unterstützen sollte, zu dessen Rechtfertigung Wilhelm sie herbeigerufen.

Theobald war von der Erzählung sonderbar ergriffen. Von der einen Seite wollte sie alte Erinnerungen mit plötz-

licher Gewalt in ihm aufregen, von der andern Seite, vielleicht gerade wegen dieses Interesses, das seine eigene Person an der Erzählung nahm, lag ihm etwas Verletzendes in der sinnlichen Glut, womit Wilhelm seine Farben gemischt hatte. Die Reihe war nun an ihm. Er lag mit sich selbst im Kampfe; ein lebhaftes Verlangen, dieser Gesellschaft sich vertraulich mitzuteilen, hatte ihn angewandelt, und doch erschien ihm wieder das, was auf seinen Lippen schwebte, als ein heiliges Geheimnis, das in der Tiefe seiner Seele verborgen bleiben müsse. Aber besonders die Gegenwart Friederichs, obgleich er ihn erst an diesem Abend kennen gelernt hatte, seine grauen Haare, seine friedlichen Züge, sein wohlwollender, väterlicher Blick lösten vollends die Scheue vor der Offenbarung einer Begebenheit, die er bis jetzt gegen jedermann verschwiegen, deren Bild übrigens durch einen unbedeutenden Zufall mit doppelter Stärke in seiner Phantasie aufgefrischt worden war. Friederich war bei dem Geräusche eines Messers, das zufällig Christophs Hand entfiel, leicht zusammengeschreckt, und als Christoph dies bemerkte, gieng ein gelindes, gutmütiges Lächeln über seine Lippen.

Endlich öffnete der Gedanke, daß er ja hier in der Mitte zutraulicher Freunde, daß das, was er mitteilen wolle, ein Vergangenes sei, dessen Fäden nur durch den stillen Träger seiner Erinnerung in die Gegenwart herüberreichen, seine Lippen.

„Was Freund Christoph," so begann er, „von den Elfen gedichtet hat und Wilhelms Schilderung der Römerin, die er gesehen, erinnerte mich an einen schönen Abend, der mir unter ähnlichen Gesprächen, wie jene Erzählung, und bei einem ähnlichen Anblicke, wie ihn Wilhelm vor unsere Augen stellte, gewiß zum schönsten meines Lebens geworden ist. Du weißt, Wilhelm, welche stürmische geistige Unruhe während meines

akademischen Lebens mich beherrschte, wie ich unter metaphysischem Grübeln und Zweifeln mich in das Netz meiner Gedanken gefangen hatte und hilflos zappelte. Oft riß mich der ungestillte Drang vom Pulte weg auf zwecklose Wanderungen über Stock und Stein, durch Wind und Wetter. Auf einer derselben geriet ich bei anbrechender Nacht in ein Dorf im Gebirge, wo ich, vom Regen durchnäßt, vergebens nach einer ordentlichen Herberge umirrte. Endlich entschloß ich mich, in einem lotterhaften Wirtshause, dessen Schild ächzend im Winde schwankte, mein Heil zu versuchen. Eine schmutzige, von Fliegen durchschwärmte, von einem brennenden Span kümmerlich erhellte Wirtsstube empfieng mich. An einem Tische saßen betrunkene Bauernbursche beim Kartenspiel, ein anderer, an den ich im Dunkel mich setzte, schien mir leer zu sein. Als aber einer der Spieler sich bückte, fiel der flackernde Schein des Lichtes nach meiner Seite und ich bemerkte, daß ich einen Nachbar habe. Ein Mann mit schwarzen, dichten Haaren und verwildertem Barte, todesbleich, mit unbeweglich starrem Blick vor sich hinschauend, sitzt, in eine Ecke zusammengedrückt, an meinem Tische. Indem ich ihn aufmerksam betrachte, gleitet mir das Messer, das ich eben gebrauchen wollte, aus der Hand und fällt klirrend auf den Teller. Schnell richtet er den Kopf auf und ein hohles, grasses Auge, in welchem mit unverkennbaren Zügen der Wahnsinn geschrieben stand, ruht durchdringend bald auf mir, bald auf dem entfallenen Messer. Immer weiter reißt er es auf, die Augbraunen hoch emporgezogen, die Gesichtsmuskeln fangen an fieberhaft zu zittern, der Mund steht halb offen, dann plötzlich auffahrend, zurückgebeugt, schreit er mir zu: „Wollen Sie mich denn wirklich ermorden?“ Der Wirt trat herzu und blickte mich bewußt an, mit dem Finger nach der Stirn deutend. Ich suchte den Un-

glücklichen durch eine unendlich liebreiche Anrede zu besänftigen, an welcher freilich der Schrecken ebenso großen Anteil haben mochte als das Mitleid. Er schaute mich ungewiß an und antwortete: „Nicht wahr, Sie verkennen mich nicht auch? Folgen Sie mir, wohnen Sie bei mir, Sie werden meine Talente anerkennen, schätzen; Tugend, Begriff, Zärtlichkeit wird uns verbinden." — Der Wirt, der die Erbärmlichkeit seiner Herberge mit großer Unbefangenheit einzusehen schien, riet mir ernstlich, der Einladung zu folgen, er versicherte mich, daß mein Erscheinen die gastfreundliche Försterfamilie, zu welcher der Wahnsinnige gehöre, nicht befremden werde, indem ihnen schon öfters Fremde in derselben Verlegenheit und auf dieselbe Weise zugeführt worden seien. Während ich noch überlegte, hatte er schon ins Forsthaus geschickt und eine freundliche Einladung zur Antwort erhalten. Mich erfreute diese patriarchalische Gastfreundschaft, vor dem Wirtshause hatte ich einen Ekel gefaßt, und so folgte ich denn meinem sonderbaren Begleiter. Er führte mich in die reinliche, etwas düstere Stube des Forsthauses. Eine hochbejahrte Frau saß in einem altväterlichen Lehnstuhle und grüßte mich freundlich. „Nun, wen bringst du uns denn?" fragte sie mit mitleidig herzlichem Tone den Wahnsinnigen. „Wo sind meine Sachen, meine Kunstwerke, die verkannten Produkte meines Genies? Hat man mir denn alles genommen?" murmelte er, im Zimmer herumsuchend, und überließ mir, mich selbst einzuführen. Ich hörte nur zerstreut die Entschuldigungen der guten Frau, welche bedauerte, daß ich keine Gesellschaft finde, da ihr Sohn, der Förster, in Geschäften verreist sei; denn das trübe Aussehen meiner Umgebungen hatte bereits angefangen, einen düsteren Eindruck auf mich auszuüben. Die getäfelte Stube war durch die Länge der Zeit grau, fast schwarz gefärbt; eine Maus raschelte hinter

den Brettern; das gleichförmige Picken einer Wanduhr weckte ungewohnte, altkluge Gedanken über die Vergänglichkeit der Zeit in mir; der Narr schliech brummend herum und suchte seine Sachen, seine verkannten Kunstwerke; ferne vor dem Dorfe erscholl das Gebell eines Hundes durch die Nacht; das Großmütterchen fieng im Lehnstuhle an zu nicken. Ich saß in tiefen Gedanken, den Kopf auf die Hand gestützt, und bemerkte nicht, daß die Thüre leise sich öffnete. „Guten Abend, Großmutter," höre ich eine liebliche Stimme flüstern; ich drehe mich um und vor mir, wie durch ein Wunder hergezaubert, steht das schönste Mädchen. Über den reinen Formen des bleichen Antlitzes trennte sich das glänzende, schwarze Haar in einen Scheitel und fiel hinter den Ohren in zwei einfachen Locken auf den herrlich gebauten Hals. Um das Haupt hatte sie ein purpurrotes Netz geschlungen, dessen Ende mit einem Quästchen zierlich zur Seite herabfiel; das stolze und doch so schmelzend sanfte Auge blickte freundlich verwundert unter den langen, schwarzen Wimpern hervor. Die Gestalt groß, schlank, wie eine Zeder, die Glieder kräftig, von der reizendsten Fülle, wie ich es in diesen Tagen zum erstenmale wieder an römischen Frauen gesehen. Die ganze Haltung, die Mienen, der Gang waren der Ausdruck eines unbewußten, angebornen Adels — ein herrliches Weib, eine Herrscherin, eine Königstochter! Sprachlos, in demütiger Stellung stand ich vor dem plötzlichen Wunder und ließ ruhig, als wäre ich aus fremden Landen gekommen und verstände des Mädchens Sprache nicht, die Gründe meiner Anwesenheit durch das alte Mütterchen auseinandersetzen. „Das ist ja recht schön," sagte das Mädchen, „daß wir so unvermutet einen freundlichen Gast bekommen; hat man Ihnen denn auch das Kleid getrocknet?" Sie berührte mein Gewand mit den zarten, weißen Händen, daß es

mir wie magnetisch durch die Nerven rieselte, und holte schnelle das zierliche Jäckchen eines Jägers aus der Kammer. Noch nie bin ich so eitel gewesen, als jetzt, da ich im neuen Anzuge prangte und die Liebliche meinte, ich hätte einen recht saubern Jägerburschen abgegeben. Als sie aber hinzusetzte: „Nun sei'n Sie nur fein munter, nicht schüchtern und erzählen Sie uns etwas Schönes aus der Stadt!" so dacht' ich: nun ja, herrschen kann sie. Aus welches Menschen Munde hätte ich, der ich von der Erhabenheit eines Studenten sehr entschiedene Begriffe hatte, noch vor wenigen Minuten geglaubt, jemals eine solche Rede ertragen zu können! „Aber, Cordelia," sagte die Großmutter freundlich strafend, „wer wird doch auch wieder so herrisch mit den Leuten umspringen? wart Kleine!" „Ach was!" antwortete lachend die große Kleine mit lieblicher Ungeduld. Dann aber warf sie im Vorübergehen einen ernsten, fast strengen Blick auf mich, als wolle sie mich prüfen, ob in meinen Mienen kein Zug von Zudringlichkeit zu finden sei, ob ich ihr unbefangen zutrauliches Betragen auch verdiene. Dieser e i n e keusche, schützende Blick enthüllte mir so deutlich als jeder Zug, jede Bewegung ihrer Gestalt die schönste Vereinigung von tiefem Ernst und Seelenadel mit einer kräftigen, blühenden Lebenslust, und es war mir wie einem Einsamen im ernsten Walde, dessen heiliges Dunkel ihn mit ehrerbietigem Schauer erfüllt, während die wogenden Harzdüfte, die Erdbeer-Frische der Luft muntere Lieder auf seine Zunge locken.

Ohne mich zu fragen, faßte sie das Tischchen, auf das man mir einige Erfrischungen gesetzt hatte, trug es mir vor der Nase hinweg, setzte es vor den Lehnstuhl, worin die Großmutter saß, nötigte mich selbst heran, setzte sich zu uns und sagte: „So, nun wird recht behaglich geplaudert." Ich war aus meiner ersten, träumerischen Versunkenheit erwacht, das

Restchen von Zorn, das von der vorigen Anrede in mir spukte, gab mir ein kräftiges Selbstgefühl, ich machte wie schon oft die Erfahrung, daß sich meine Phantasie und meine Beredsamkeit nirgends wärmer als an meiner Eitelkeit entzündet. Mein Feuer ergriff auch meine Umgebung; schnell war die lebendigste Unterhaltung im Gange. Ich leitete das Gespräch an den geheimnisvollen Brunnen der Märchenwelt und bald war unsere dämmernde Stube von drolligen Elfen, von schönen Feen bevölkert. Das alte Mütterchen stimmte mit Freuden ein und gab ihren großen Vorrat preis. Mir gestaltete sich ungesucht im Flusse der Rede Märchen auf Märchen, die bunten Zaubergestalten hüpften mir ungerufen entgegen, ich war Dichter, denn gegenüber saß ja sie, saß das Wunder selbst. Ich hatte mich in eine lange Erzählung vertieft, in welcher ich davon ausgegangen war, meinen eigenen wirren, durch wissenschaftliche Zweifel verstörten Zustand nicht ohne Selbstgefälligkeit zu schildern, indem ich zum Helden meiner Erzählung eine Art romantischen Ulysses erkor, der alle Reiche des Himmels und der Erde vergeblich durchwandert, um eine Heimat zu finden. Ich ließ den Unglücklichen, den ich so mitleidswert als möglich schilderte, die verborgenen Essen der Feuergeister betreten, bei Elfen, bei Astralgeistern Belehrung suchen, mit den Schatten Verstorbener disputieren, aber immer unbefriedigt zurückkehren. Natürlich blieb am Ende kein Ausweg als freiwilliger Tod, ein Gedanke, den ich damals selbst mit großer Vorliebe in mir umtrug. Ich warf meinen Helden auf dem Meere über Bord, aber Nixen tragen ihn ins krystallne Schloß der schönsten Fee. Bis hieher war ich in meiner Erzählung vortrefflich vom Platze gekommen; meine enthusiastische Stimmung hatte die dürre Allegorie, die eigentlich zu Grunde lag, weit übertroffen; ich hatte Zustände

mit Leidenschaft geschildert, auf die wir Reiferen hinter dem warmen Ofen des Realismus, in den wir mit dem Mannesalter eintreten, behaglich lächelnd zurückschauen, mit denen mir es damals aber ein rechter Ernst war; ich konnte auf Eindruck rechnen, wenn einer harmlosen Zuhörerin der erste Blick in die Todesschatten einer zerrissenen Seele geöffnet wurde. Nun sollte aber das Beste erst folgen. Denn auf nichts Geringeres war es abgesehen, als daß die Fee, welche nun mit allen Mitteln der blühendsten Phantasie ausgestattet werden sollte, den armen Selbstmörder von allen seinen Leiden radikal kuriert. Ich hatte während der bisherigen Erzählung, indem ich sinnend meine Gedanken konzentrierte, vor mich zu Boden gesehen. Zufällig erhebe ich den Blick: Cordelia sitzt mir gegenüber, den Kopf behaglich in beide Hände gestützt. Die Haare hatten sich gelöst und fielen in dichten, weichen Locken zu beiden Seiten über Stirn' und Wange herab, und aus dem träumerischen Dunkel der Locken sah das süße Antlitz aus den großen, schwarzbraunen, jetzt in holden Träumen schwimmenden Augen mich unverwandt an. Ich konnte nicht weiter erzählen; als wäre der Strom der erfindenden Phantasie durch ein plötzliches Wehr gehemmt, so stockten mir alle Gedanken. Ich blickte ihr stille in die Augen, welche unverrückt mit demselben träumerischen Blicke auf mir ruhen blieben. Sie hat mich verstanden! Sie will mich erretten! Sie ist mir gut! jubelte es in meinem Innern, mir ward, als begönne ein jauchzender Triumphmarsch von schmetternden Trompeten, Cymbeln, donnernden Pauken in meiner Seele, dazwischen die schmelzende Flöte und das mutwillige, hüpfende Piccolo. Unsre Seelen, das wußte ich, hatten sich in diesem einen Blicke für Ewigkeiten begrüßt, unsre Genien waren unter sanftem Flügelschlage zusammengeschwebt und hatten sich mit heiligem Kusse

umarmt. Erst das Lächeln der Großmutter erinnerte uns an mein komisches Stocken, und wir beide stimmten fröhlich mit ein. Ich habe nie so süß gelacht, nie mich in einer so rührenden Verlegenheit befunden, und die Schalkhaftigkeit, mit der Cordelia selbst mich jetzt neckte, übergoß mich wie mit einem Blütenhimmel, denn ein süßes Wissen um den eigentlichen Grund meines plötzlichen Abbrechens sprach aus ihren Scherzen. Wir schienen stillschweigend einen Bund geschlossen zu haben, durch einen augenblicklichen Übergang in die wildeste Neckerei ein gemeinschaftliches holdes Geheimnis zu verbergen.

Ich ergriff eine Guitarre, die an der Wand hieng, und bat um ein Lied. „Sing ihm doch das hübsche, neue Liedchen," sagte die Großmutter. „Ach, das dumme Lied, das Gansliedchen!" rief Cordelia lachend. „Das heißt sie nun nicht anders, als das Gansliedchen," klagte das Mütterchen, „und es ist doch so wahr, so frisch." Cordelia ließ sich bewegen, präludierte, mutwillig aufblickend, und sang:

Mädchens Abendgedanken.

Wer der Meine wohl wird werden?
  Ob mein Aug' ihn wohl schon sah?
Wo er wandeln mag auf Erden?
  Ist er ferne oder nah'?

Wird er schön von Angesichte,
  Oder doch nicht häßlich sein?
Krause Locken? Augen lichte?
  Groß von Wuchse oder klein?

Stark von Gliedern oder schmächtig?
  Ob er leicht im Tanz sich schwenkt?
Ob er nüchtern, streng, bedächtig,
  Oder recht romantisch denkt?

Hier unterbrach sie sich: „Nun kommt der dummste Vers, der ist doch wirklich gar zu Gänse-mäßig:

Ist er wohl vom Handelstande,
 Ist's ein Kriegsmann, keck und brav?
Ist er Pfarrer auf dem Lande,
 Oder gar ein schöner Graf?

Ist die Liebe denn recht innig,
 Die er dann im Herzen trägt,
Da das meine ja so minnig
 Jetzt schon ihm entgegenschlägt?

Sagt mir's, holde Blütendüfte,
 Die ihr weht ins Kämmerlein,
Sagt mir's, leise Abendlüfte,
 Sag mir's, sanfter Mondenschein!

Sagt mir's, Elfen, kleine, lose,
 Die ihr lauscht und lacht und nickt,
Sag mir's, süße, rote Rose,
 Die mir in das Fenster blickt!

Saget mir's, ihr klugen Sterne,
 Die herauf am Himmel ziehn!
Triebe schwellen in die Ferne,
 Und sie wissen nicht, wohin?

Liebesarme stehen offen,
 Ach, wen sollen sie empfahn?
Lippen, die auf Küsse hoffen,
 Ach, wer wird zum Kusse nahn?

Oder soll ich lieber sagen,
 Lieblich sei's, so blind zu sein?
Dieses Klagen, dieses Fragen
 Sei uns Mädchen süße Pein?

Träume können sel'ger spielen
Kindern gleich im leeren Haus,
Wenn nach unbekannten Zielen
Holde Wünsche ziehen aus?

Freudig Bangen! bange Freude!
Ungewisser, finde mich!
Leid in Lust und Lust im Leide!
Künftiger, ich liebe dich!

Sie hatte geendet, und ein schelmisches Lächeln spielte um die fein geschnittenen, üppigen Lippen. Plötzlich aber färbte sich ihr Antlitz mit glühendem Rot, sie warf das Instrument weg und schlüpfte aus dem Zimmer. Dieser Zug wollte mich wundern, denn nichts sah diesem Wesen unähnlicher als Prüderie. Aber gerade, wenn eine solche Befangenheit ihrem Wesen sonst fremd war, lag für mich die süßeste Deutung um so näher. Indem ich diesem beglückenden Zusammenhange nachsann, brach ein Gepolter im Nebenzimmer los. Die Musik hatte den Narren aufgestört, der bisher glücklich beseitigt und von mir ganz vergessen war. Er stürmte fluchend zu uns heraus, ich wollte Versuche machen, ihn zu bändigen, aber die Großmutter bat mich dringend, sie einzustellen, denn hier könne nur Eine helfen, deren Wink er fürchte, Cordelia. „Bitte," setzte sie hinzu, „rufen Sie sie, draußen in der Laube wird sie wohl sein." Ich eilte hinaus in das Gärtchen hinter dem Hause; als ich ihren Namen rief, richtete sie sich im Lichte des Mondes, der eben aus Wolken brach, langsam von einer Moosbank auf. Sie war sehr ernst und trat schweigend mit mir ins Haus. Der Wahnsinnige rüttelte an einem Kasten, den er in seiner Wut zertrümmern wollte, Cordelia trat von hinten ruhig zu ihm und faßte seinen Arm. Ohne umzusehen, stand er plötzlich geduckt und zitternd;

dann legte sie die Hand auf seine Stirne und ließ sie sachte über das Gesicht heruntergleiten. Der Tobende schien in ein Lamm umgewandelt und verlangte nach Schlummer.

Ich stand auf der Schwelle und sagte Cordelien gute Nacht, sie bot mir die Hand, ich fühlte einen sanften Druck von ihr erwidert.

Da lag ich nun unter dem Fenster meines Schlafzimmers, der Himmel hatte sich ganz aufgehellt und in seiner ganzen Pracht war das milde Gestirn der Nacht aufgegangen. Ringsum tiefes Schweigen; nur ein Brünnlein murmelte im nahen Gärtchen. Ferne rief der Wächter. „O sel'ge, sel'ge Nacht!" so rief der glückliche Romer und so rief ich, in überschäumender Wonne das Gesicht mit den Händen bedeckend. Die unzufriedenen, verstörten Zustände, die mich seit geraumer Zeit verfolgt hatten, erschienen mir jetzt wie eine Roheit, und ich schämte mich der Thränen nicht, die in meinem Auge perlten. O lacrymarum fons, tenero sacros ducentium ortus ex animo: quater felix, in imo qui scatentem pectore te, pia Nympha, sentit.

Die Scheiben des Fensters warfen schon, von der Morgensonne erhellt, ihr zitterndes Spiegelbild auf mein Lager, als ich mit jenem süßen, reinen Gefühle erwachte, das uns oft als die Wirkung eines schönen Traumes bleibt, ohne daß wir uns der Ursache deutlich entsinnen könnten. Ich war so weich gestimmt, daß mir selbst der wahnsinnige Oheim, der mich zum Frühstücke beorderte, heute weit lichter erschien und ich ihn mit einem Händedruck meinen lieben, guten, verständigen Alten nannte; doch konnte ich mich eines Lächelns nicht enthalten, als er, über die ungewohnte Anrede verwundert, mir ziemlich simpelhaft ins Gesicht sah. Dann aber leuchtete sein Auge auf, und ein Zug, als bemitleide er sich selbst, striech

über sein eingefallenes Antlitz. Drunten war schon alles munter und frisch, Cordelia war ganz Bewegung, Schalkheit und hatte kaum Zeit zu fragen, was mir geträumt habe. Jene eigene Art behaglicher Heiterkeit, welche bei dem gemeinsamen Frühstücke eines friedlichen Zirkels guter Menschen zu herrschen pflegt, blieb nicht aus. Draußen lärmten die Sperlinge in den Akazien und der Buchfink wurde nicht müde, seinen naseweisen Triller dem Morgen zuzurufen. Nun aber, da ich des Scheidens gedachte, folgte eine gewaltsame Szene mit dem Großmütterchen und dem Narren; denn beide wollten mich schlechterdings noch einige Tage festhalten, und der letztere schleppte, um mich desto gewisser zu gewinnen, eine mit gemeinen Steinen gefüllte Schublade herbei, die er seine Mineraliensammlung nannte und wovon er mir die beste Unterhaltung versprach. Cordelia stand abgewendet still am offenen Fenster. Ich setzte meinen Willen durch, denn ich wußte zu gut, daß dieser glanzvolle Moment meines Lebens nicht in die altbackene Gewohnheit des Zusammenseins herabsinken dürfe. Jetzt bestand der Wahnsinnige fest darauf, mich wenigstens zu begleiten, und das Großmütterchen wußte am Ende keinen Rat, als ihm Cordelien zur Hüterin beizugeben. Ich hätte ihm nun für seinen Eigensinn um den Hals fallen mögen. Das Mütterchen und ich nahmen Abschied, so herzlich, als hätten wir uns seit Jahren gekannt.

Während der Weg uns über eine Heide dem nahen Gehölze zuführte, sah mein Begleiter mit starrem Haupte unverwandt nach den Wolken empor und suchte mit großem Eifer menschliche Physiognomien in ihren Umrissen. „Ach dort! dort! sie ist es! aus der silbernen Wolke grüßt sie mich!“ so rief er plötzlich, und wie ein Verzückter nach dem Gewölke starrend, das hinter dem Gebirge aufstieg, rannte er von uns

fort. Das Haupt emporgeworfen, die Arme gespensterhaft vorstreckend, fuhr die hagere Gestalt pfeilschnell über die Heide hin dem Gebirge zu. Ich geriet in Angst um ihn und wollte ihm nacheilen, aber meine Begleiterin belehrte mich ruhig, daß man ihn ohne Sorge sich selbst überlassen könne, da er nach solchen Ausbrüchen gewöhnlich matt und stille sich von selbst wieder zu Hause einstelle. Nach dem Gegenstande seiner Sehnsucht, dessen Abbild er in den der blauen Höhe suchte, nach dem Grunde seines Wahnsinns zu fragen, war mir jetzt nicht am mindesten am Herzen gelegen, denn nun war ich allein, Auge in Auge, mit ihr. Wir waren in einen Tannenwald eingetreten. Durch die schmalen Zwischenräume der schlanken Stämme warf die Sonne hundert lichte Streifen; die Amsel schlug ihre vollen Orgeltöne, in einem fernen Dorfe hörte man zur Kirche läuten, ein Eichhörnchen kletterte nahe heran und sah neugierig auf uns herunter, die wir, Hand in Hand, stumme Blicke wechselnd, über das Moos hinschritten. „Mein' ich doch immer," fieng Cordelia an, „so seien wir als Kinder schon einmal durch dieses Wäldchen gegangen." Ich konnte mich nicht beherrschen, ich bog sanft ihr Haupt auf meine Schulter und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. „Ja," rief ich, „so sind wir als Kinder durch dieses Wäldchen gegangen, so blickten wir uns in die Augen, so lehnte dein liebes Haupt auf meiner Schulter, so schien die Morgensonne durch das grüne Dunkel." Wir sanken uns in die Arme, sie erwiderte mit feuriger Innigkeit meine heißen Küsse. Der Wald öffnete sich und wir standen am Abhange eines Berges, dessen weite Aussicht ein lachendes Thal und fernes, blaues Gebirge mit Ruinen auf hohen Felsen uns zeigte. Mein Weg führte den Berg hinunter ins Thal, dann wieder hinan auf eine, der unsrigen gegenüberliegende, etwas niedrigere Bergspitze. „Hier

scheide ich," sagte Cordelia, „hier laß uns noch eine kleine Weile ruhen." Wir lagerten uns auf das Moos, mein Haupt ruhete in ihrem Schoße; das ihrige hatte sich in sanftem Schmerze über mich geneigt; ihre Finger spielten in meinen Locken, sie konnte den Strom der Thränen nicht mehr hemmen. „Es muß sein!" rief sie endlich, „leb wohl, und hier das rote Netz zum Andenken!" Nach einer langen, glühenden Umarmung schritt ich, ohne umzusehen, den Berg hinab und wieder bergan, bis ich auf der gegenüberliegenden Spitze stand. Hier schaute ich zurück. Da stand sie noch, mir gegenüber, die Arme nach mir ausgestreckt, eine hohe Feengestalt im duftigen Blau des Himmels. Unwillkürlich vorgebeugt, breitete auch ich in herzzerreißender Sehnsucht die Arme nach dem herrlichen Bilde aus. So standen wir: noch ein verklingendes Lebewohl, verschwunden war sie, und der Wanderer irrte weiter in die öde Welt.

Ich habe sie nicht wieder gesehen, ich erkundigte mich nicht nach ihr, ich suchte sie nicht wieder auf. Es war ein Gefühl in mir, das mir sagte, daß alles Aufgesuchte, Gemachte, Absichtliche diesem wie vom Himmel gefallenen Blumenglücke meines Lebens nur den zarten Duft des Wunders abstreifen würde, ein Gefühl, das ich so wenig abweisen konnte, als Sokrates jene geheimnisvoll warnende Stimme, ein Gefühl, mit welchem ich auch die Geliebte, so wie ich ihr Wesen erkannt hatte, vollkommen einverstanden wußte. Ja, wenn man das vergessen nennen will, was im stillen Heiligtum der Seele als ein verborgenes, reines Feuer brennt, so kann man sagen, ich habe sie vergessen. Wenn ich in den alten Trübsinn, in düstere Zweifel versank, erschien sie mir oft wie die weiße Taube, die vor Ausbruch eines Gewitters hoch über den Horizont fliegt und, während unten auf der Erde alles Angst und

Nacht ist, dort oben noch vom Strahle der Sonne erreicht, als ein Silberpunkt auf dem schwarzen Hintergrunde der schwefelschwangeren Wolke glänzt und schnelle verschwindet. Seitdem ich jedoch zu innerer Klarheit gelangt bin, seit die Welt nicht mehr wie ein trübes, dumpfes Rätsel vor mir liegt, trat auch das alte Bild immer lebendiger aus dem Hintergrunde hervor, und daß ich es nur gestehe, die Poesie der Erinnerung wollte mir nicht mehr genügen. Mit all ihrer Lieblichkeit lebten die Geister jener letzten, an ihrer Seite genossenen Minuten wieder in mir auf, als mir kürzlich ein poetischer Scherz wieder in die Hände fiel, den ich kurz darauf niedergeschrieben hatte:

Als einst in jenes Laubdachs Dunkelhelle
Voll Inbrunst meine Arme dich umschlangen,
Als Haupt an Haupt und Wang' an Wange drangen,
Du schlankes Reh, schwarzäugige Gazelle,

Da traf ein Mücklein auf die holde Stelle,
Und zwischen unsern angeschmiegten Wangen
Hat es in irrem Taumel sich gefangen,
Es surrt und zappelt, will entfliehen schnelle.

Nicht wahr, du Schelm, das hat dir nicht geträumet,
Es warte dein solch wunderlich Verhängnis?
So bleibe nur und werde nicht so bange!

Ein wohnlich Häuslein ist dir eingeräumet,
Gelinde Haft, anmutiges Gefängnis,
Das liebe Grübchen in der weichen Wange.

Vor kurzem erst, ehe ich die Reise antrat, entschloß ich mich nun, Erkundigungen über jenes Dörfchen, das sich Buchenforst nennt, und seine liebliche Bewohnerin einzuziehen, aber sie waren vergeblich. Hinreisen wollte ich auch jetzt durchaus

nicht. So gehe ich denn im ganzen ruhig meines Wegs, aber in einsamen Stunden meine ich oft, sie müsse aus irgend einem verborgenen Schlupfwinkel hervortreten, und „lebe schmachtend vom Tau der Hoffnung.“

„Aha!“ rief Wilhelm, als Theobald geendigt hatte, deswegen traf ich dich gestern abend mit einem roten Netze um den Kopf, wie einen Spanier, so ernst und gedankenvoll in deinem Zimmer. Du bist und bleibst mein lieber, sentimentaler Freund, komm, laß dich küssen.“ Christoph war während der Erzählung wie Quecksilber geworden, er trippelte mit den Füßen, biß sich in die Lippen, seine Augen leuchteten von Schelmerei und öfters vernahm man sein tiefes, gründliches Lächeln, ohne daß Theobald diesen Eindruck, der mit dem ernsteren Inhalte seiner Erzählung in geradem Widerspruche stand, sich zu erklären wußte.

Friederich nahm endlich das Wort und sagte: „Jeder von euch hat in seiner Erzählung geleistet, was er konnte, indem er seine erlebten Gefühle möglichst deutlich wiedergab. Daß aber Verliebte nicht die besten Erzähler sind, ist mir doch klar geworden. Jeder hat ein schönes Mädchen geschildert, aber das Wichtigste, ihre wahre Eigentümlichkeit hat keiner so hervorzuheben gewußt, daß nicht mit geringem Aufwande von dialektischer Kunst die Bilder eurer drei Mädchen in eines zusammengezogen werden könnten, wozu freilich die zufällige körperliche Ähnlichkeit beiträgt. Der gewandte, von seinem Gegenstande minder befangene Erzähler weiß einzelne scheinbar unbedeutende Züge zu einer klaren und scharfen Markierung seiner Charaktere zu benützen; eine Geberde, ein einziges Wort kann unendlich bezeichnend sein“. „Was?“ rief Wilhelm, „ward der Puff mit dem Ellbogen keine bezeichnende Bewegung, kein schlagender, treffender Zug?“

„Und habe ich nicht deutlich bis ins Kleine geschildert?“ fiel Theobald ein. Friederich beruhigte die Streitenden mit der Bemerkung, da ja, je größer ihr Ruhm als Erzähler, desto geringer ihr Ruhm als Liebhaber sein müßte, und nach manchem heiteren Worte, das über die mitgeteilten Abenteuer noch gewechselt wurde, trennte sich die Gesellschaft.

Es waren genußreiche Tage, welche Theobald nun in Rom lebte. Wilhelm ermüdete nicht, ihm an die Hand zu gehen; der Morgen war kaum angebrochen, so pflegte er schon dazustehen, ihn aus den Federn zu treiben und die Runde mit ihm zu machen. Was aber Theobald an dem geschmackvollen Kunstkenner, an dem feurigen Gesellschafter vermißte, die tiefere Wärme des Gemüts, das fand er bei Friederich, der in seinem Benehmen gegen ihn mehr und mehr aus seiner sonstigen Abgeschlossenheit hervorzutreten schien. Dieser Mann hatte sich, unbekannt aus welchen Gründen, mit einem Schleier des Geheimnisses umgeben; niemals kam ein Wort über sein früheres Leben, seinen bisherigen Aufenthalt in Deutschland, über Familienverhältnisse, in denen er etwa gelebt hatte oder lebte, über seine Lippen; niemand, als Christoph hatte Zutritt in sein Haus. Unverkennbar war eine vorherrschend religiöse Richtung seines Charakters, mit deren Grundsätzen übrigens Theobald eben nicht geradezu einverstanden sein konnte.

Er begegnete Friederich eines Tags, da dieser eben in eifrigem Gespräche mit einem Fremden über die Straße gieng. Es war ein sehr geschmacklos gekleideter Mann, der Kopf geduckt, schlicht gekämmte Haare hiengen, geradlinig abgeschnitten, unter der Krempe des Huts hervor und ließen nur einen kleinen Teil der Stirne über den Augbraunen frei. Theobald sah, wie sie sich mit Zeichen großer Zärtlichkeit trennten, und gesellte sich dann zu Friederich. „Ein trefflicher Mann,“

sagte dieser, indem er dem Fremden mit leuchtenden Augen nachblickte, dessen dürre Gestalt, langsam hinschleichend, an einer Straßenecke verschwand. „Ein Missionär, er war in Indien," setzte er hinzu. „Ein Pietist," sagte Theobald ziemlich naiv und wenig bemüht, seine ironische Miene zu verbergen; „Sie sind ein Künstler, fühlen Sie sich von dieser totalen Formlosigkeit der äußeren Erscheinung nicht abgestoßen?" „Nun ja," versetzte Friederich, „etwas mehr Geschmack würde eben nicht schaden, aber Sie müssen doch zugeben, daß diese Vernachlässigung des Äußern wenigstens aus einem achtungswerten Grunde hervorgeht. Sie sehen ganz kummervoll, trübsinnig aus, was ist Ihnen denn?" „Ich kann es nicht leugnen," sagte Theobald, „wenn ich das Wort ‚Pietist' nur nennen höre, oder zu sagen gezwungen bin, so wird es mir sozusagen mauserig zu Mute, es steigt mir etwas wie Leinewebersgeruch in die Nase, es wird mir übel im Magen, meine Phantasie fühlt sich in enge, feuchte Höhlen gedrückt, das Leben erscheint mir wie eine dumpfe, schläfrige Nachmittagspredigt." „Nun und warum?" erwiderte Friederich, „ich bin nicht leidenschaftlich, erklären Sie sich unbefangen." „Der Pietismus," brach nun Theobald mit Bitterkeit aus, „ist eine Schamlosigkeit; aus der zartesten Angelegenheit unseres Herzens macht er ein Handwerk; die Religion, die reine Braut der Seele, die wir am meisten ehren, wenn wir nicht von ihr sprechen, zerrt er, indem er heilige Namen in jede Rede mischt, mit rohen Fingern wie eine Hure auf den offenen Markt; was unser Denken, Wollen, Leben als unsichtbarer Geist durchdringen soll, klebt er, auf Zettel geschrieben, buchstäblich über seine Thüre; der Wissenschaft, welche die ernste und erhabene Arbeit übernommen hat, die religiösen Mythen in die Klarheit des Begriffs zu übertragen, hängt er böswillig den Makel der Ketzerei an und weiß es schlecht

zu verbergen, daß seine Frömmigkeit eine bewußte oder unbewußte Herrschsucht ist.“ „Da setzen Sie,“ sagte Friederich, „doch hoffentlich einen verschiedenen Gebrauch des Namens voraus, unterscheiden Fromme und Frömmler?“ „Nein,“ antwortete der Erhitzte, „ich lasse keine Unterscheidung gelten. Es wird zu leicht unter dem Vorwande einer feineren Distinktion dieselbe schlimme Ware eingeschwärzt. Wo einmal die Frömmigkeit so hervorsticht, wo das, was die Grundlage jedes Charakters sein soll, ohne daß es als ein Besonderes für sich wahrgenommen wird, einen so bestimmten Zug bildet, daß es dem Manne den Namen gibt, da wittre ich Fanatismus und somit Schlechtigkeit, denn der Fanatismus in jeder Färbung ist schlecht, bösartig, mörderisch.“

Erst an dem ungestörten Gleichmute, womit Friederich ihm zuhörte, bemerkte Theobald, wie wenig er in seiner Hitze erwogen hatte, daß die Achtung gegen den, mit dem er sprach, ihm dennoch die Notwendigkeit der verworfenen Unterscheidung hätte aufdringen müssen. Er sagte sich selbst zu seiner Entschuldigung, daß er wirklich von Friederich niemals ein Wort religiösen Inhalts gehört habe und er also nicht unter seine Bezeichnung fallen könne. Friederich legte ihm ruhig die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie haben nicht ganz Unrecht, junger Freund, aber es fehlt Ihnen noch an inneren Erfahrungen.“ Ein bitterer Leidenszug schien bei diesen Worten sein Gesicht zu verfinstern. Er verließ Theobald schnell.

Trotz solchen kleinen Reibungen schien Friederich den jungen Mann besonders liebgewonnen zu haben; es freute ihn sichtbar, wenn sie sich trafen, ja er suchte ihn gerne auf, was sonst nicht seine Art war, und oft wurde Theobald durch ein hingeworfenes Wort aus seinem Munde überrascht, das die Möglichkeit einer weit innigeren Freundschaft auszusprechen schien, als er bis jetzt ahnen könne. Auch Theobald fand sich,

ungeachtet des entschiedenen Gegensatzes seiner Denkart, zu dem ehrwürdigen Mann in einem Grade hingezogen, der ihm fast geheimnisvoll vorkam und eine ungewohnte Spannung in seinem Innern hervorbrachte.

Wollte er aber im eigentlichen Sinne lustig sein, so gieng er zu Christoph. Eines Abends trat er unversehens in sein Zimmer. Christoph stand vor dem Spiegel, sehr ernstlich beschäftigt, verschiedene Fratzen zu schneiden, und ließ sich durch den Eintretenden keineswegs stören. „Ei, ei!“ rief Theobald, „so alt und so kindisch!“ „Was kindisch,“ war die Antwort, „man wird doch auch noch in Erfahrung ziehen dürfen, ob man ein Gesicht hat? Sieh, Bester, in der Fratze liegt eine eigentümliche Kraft. Weil insonderheit dadurch Teilchen und Häutchen meines Gesichtes, welche sonst getrennt auseinanderliegen, welche im gemeinen prosaischen Leben gar nicht das Vergnügen haben, einander näher zu kennen, weil diese, sage ich, nunmehr in gegenseitige Berührung treten und mit magnetischem Kitzel sich begrüßen, dadurch bekomme ich ein Bewußtsein von meinem Gesichte, und deswegen ist mir meine tägliche Portion von diesem Artikel unentbehrlich.“ Nun stellte er sich wieder vor den Spiegel, setzte seine Versuche fort und gab endlich seinem Gesichte einen so unglaublich komischen Ausdruck, daß Theobald laut auflachen mußte. Nun geriet Christoph selbst in ein ganz tolles Lachen. Er begann mit seinem bekannten gründlichen Lächeln, allmählich wurde es lauter und erhob sich zum schallenden Gelächter, in welchem immer mehr Nasentöne hörbar wurden, bis es plötzlich in das Geschrei der Ente übergieng. Dann hörte man den Ruf des Hahns, der Henne, die klagenden Laute des Perlhuhns, die zornig gestoßenen Töne des welschen Hahns, die geckenhafte Altklugkeit des Papagei, besonders das durchdringende Arra des indianischen Raben;

das schrie, krächzte, gackerte, wimmerte, krähte durcheinander, daß Theobald am Ende für seine Vernunft bange wurde und Christoph mit Gewalt zu bändigen suchte, der sich aber jetzt selbst erschöpft in einen Stuhl warf. Christoph war heute besonders guter Laune und ließ seinen Freund ungestört im Zimmer umherkramen und unter seinen Papieren blättern. Zwischen einer Menge flüchtiger Skizzen, deren phantastische Komposition meistens ein treues Abbild von der wunderlichen Einbildungskraft des Zeichners gab, stieß Theobald auf ein Heftchen, das überschrieben war: Philosophische Aphorismen. Eine kleine Probe ihres Inhaltes mag hier stehen.

Christophs philosophische Aphorismen.

Man hüte sich doch ja, aus der Stellung oder Gestalt ausgezogener Stiefel zu vorschnelle auf den Charakter und Geist ihres Besitzers zu schließen. Ich habe erlebt, daß die Stiefel der vernünftigsten Männer durchaus eine thörichte Figur machten, daß die des genialsten Dichters auf einen abgeschossenen Archivarius, die der sittlichsten Charaktere auf einen Lumpen schließen ließen.

Es beweist Mangel an Nachdenken, wenn man sagt, die Frostbeulen schmerzen. Sie schmerzen nicht, höchstens nachdem sie aufgebrochen sind. Vielmehr sie beißen. Man könnte es allenfalls einen fragenden Schmerz nennen.

Lerne schweigen. Sage stets nur die Hälfte der Wahrheit und das Beste behalte für dich zurück. Ziehe die Anwendung vor fremden Ohren, aber das Prinzip verschweige. Du wirst sonst deine geistige Vorratskammer ausleeren und für dich wird nichts übrig bleiben. Man muß immer viel wissen, was man noch nicht gesagt hat. Wirf deine Perlen nicht vor die Schweine. Sei ein geistiger Geizhals.

Wer einem Menschen auf der Straße begegnet, der eine Last trägt, und demselben nicht ausweicht, der gibt einen unverkennbaren Beweis von Roheit.

Die Fliegen habe ich vielfach beobachtet. Sie leiden an partiellem Wahnsinn und haben viel Humor. Sitzt eine Fliege an einem Zuckerkörnchen und eine andere kommt hinzu, so hebt die erste ein Bein auf und kitzelt die zweite, bis sie fortfliegt. Wer hat sich nicht schon geärgert, wenn eine Fliege, vergeblich tausendmal weggejagt, mit unbegreiflichem Eigensinn immer wieder auf dieselbe Stelle seines Gesichtes sich setzte? Offenbar ein gewisser malitiöser Humor mit etwas Wahnsinn. Es ist aber auch kein Wunder, wenn man so einen roten Kopf voll lauter Blut hat.

Kant sagt statt „er hört sich gerne sprechen" nur „er hört sich sprechen." Eine sehr richtige Auslassung. Denn das Wesentliche liegt wirklich darin, daß einer sein eigener Zuhörer ist, und es braucht nichts weiter zur Bezeichnung. Die neueren Dichter hören sich sprechen.

Die Juden unter den alten Völkern machen auf mich denselben Eindruck, wie ein kopfhängerischer Student unter seinen burschikosen Kameraden.

Es ist etwas rührend Komisches, unter den Büchern der heiligen Schrift auch das hohe Lied zu finden. Du lieber Leichtsinn, du übervolle, saftspritzende Traube, du sprudelnder Wollustkelch, du rotbackiger Junge mit den heißen Lippen, wie hast du dich nur in die heilige Umgebung hereingeschlichen? Die Theologen hielten dich Wechselbalg, wie einfältige Eltern, für ein echtes Kind. Es mag aber schon manchem Kirchenvater oder Konsistorialrate doch nicht so ganz kirchlich zu Mute gewesen sein, wenn er las, wie die üppige Freundin unter glühenden Granatblüten dem Geliebten die schwellenden Brüste öffnet.

Die Menschen sind falsch, alle. Trau ihnen nicht. Man hat eigentlich keinen Freund, keiner ist ohne Rückhalt. Und hättest du eine Seele, mit der du zusammengewachsen wärest wie die Leiber der beiden Siamesen, du bist einsam. Mitten im Zirkel der Freunde, am Arme des Vertrauten, im Jubel der Freude durchsticht dich das Gefühl dieser fürchterlichen Einsamkeit wie ein eiskalter Dolch. Welchen Reichtum hat doch der Fromme in dem Seelenbräutigam, der ihn nie verläßt! Er gibt nur der Sache einen abgeschmackten Namen. Man muß die Hilfe nicht über den Wolken suchen. Der eine wahre Freund ist der Mensch, der ist treu; den muß man lieben und achten. Die Menschen muß man verachten. Es ist ohne diese großartige Verachtung auch noch nichts Großes für die Menschen gethan worden.

Man kann den Wahnsinn doch niemals ganz begreifen. Hätte man ihn begriffen, so wäre es kein Wahnsinn mehr.

Wenn nichts wäre? Wenn es nichts gäbe? Oder gibt es denn wirklich etwas? bin ich selbst? — Wohin kommt man doch nur mit solchen Gedanken? Dahin, wo alle Kühe schwarz sind und die Welt mit Brettern vernagelt ist: so viel ist richtig. Aber dennoch ist es ein Zeichen großer Borniertheit, über diejenigen zu lachen, welche Entdeckungsreisen hinter diese Bretter versuchen. Wer mit seinen Gedanken noch nie im Bodenlosen war, ist gewiß ein Hohlkopf. Und wenn es wahr ist, daß man leicht darüber verrückt wird, so ist es auch wahr, daß ein Bettler nicht bankerott werden kann.

Wenn ich mir die Kreuzzüge vergegenwärtige, so habe ich eine sonderbare Empfindung, die ich nicht gut bezeichnen kann. Ich meine, die Kreuzfahrer hätten sich genieren sollen. Dieses phantastische Auftreten muß doch den Türken höchst affektiert vorgekommen sein. Wenn jemand zwischen die konventionelle

Kühle einer gewöhnlichen Unterhaltung mit einem plötzlichen Ausbruche von Pathos hineinfährt, so sieht man ihn sonderbar an und so — ach was, ich kann mich doch nicht deutlich machen.

Nach einer Mahlzeit, wenn die Leute viel gegessen und getrunken haben, pflegt die Unterhaltung allmählich zu erlahmen. Alle haben etwas verstopfte Nasen infolge der Erhitzung und pfeifen beim Atemholen durch die Nasenlöcher. Es wäre von der besten Wirkung, wenn man dann Löchlein in die Nasen bohrte und Kläppchen darauf setzte, so daß sie von den jeweiligen Besitzern als Klarinet geblasen werden könnten.

Es gibt ein Gefühl, man nennt es kommlich, lauschig, heimlich. Wer beschreibt die Süßigkeit folgender Erinnerung?

Als ich noch ein Kind war, kam oft, nachdem ich mich zu Bette gelegt, meine Mutter und schob mir die Decke des Betts, indem sie das äußerste derselben an allen Enden nach innen kehrte, so zurechte, daß zwischen die Decke und das Bett kein kaltes Lüftchen eindringen konnte. Die Empfindung des Heimischen, der Sicherheit im warmen Neste, wenn wir den Nachtwächter rufen hören, gehört auch hierher.

Gespräch am Weihnachtabend. Kind: Mutter, weiß die Katze und der Spitz auch, daß es heute Christtag ist? Mutter: Nein! Das Kind weint.

Wer wahr genug ist, sich selbst seine Fehler zuzugeben, der eile nicht zu sehr, sie andern zu gestehen. Denn während es dich stärkt und erhebt, dich selbst zu richten, so drückt es dich nieder, wenn du dich von anderen richten lässest.

Es gibt unter den Menschen viele Vogel-Physiognomien, besonders Kapaunenköpfe. Manche haben auch ein Gesichtchen, das gerade so zugespitzt ist, als wollten sie eben in ein Tröglein voll Hanfsamen picken. Oft haben sie auch dazu eine fette,

glänzende Haut, als schlüge das Öl des Hanfsamens schon durch die Poren heraus.

Ein Mißbrauch, welcher unter die allergrößten, gemeinsten Roheiten gehört, ist auch unter den gebildeten Ständen weit verbreiteter, als man glauben sollte: die Untugend, einem Sprechenden ins Wort zu fallen. In der interessantesten Erzählung, eben, wenn du dich der Katastrophe näherst, unterbrechen sie dich, nicht etwa durch Fragen oder eine auf die Erzählung sich beziehende Bemerkung, sondern sie beginnen von ganz anderen Gegenständen. Durch wie vielerlei unterbrechendes Geräusch man einen Vorleser in Verzweiflung zu setzen pflegt, davon will ich lieber ganz schweigen. Das Gefühl des Unterbrochenen ist ganz wie das eines Fechters, der sich, wie man sagt, verhaut; und wer es weiß, wie unendlich widerlich diese Empfindung ist, wer die grenzenlose Beleidigung erwägt, die in einer solchen Unterbrechung liegt, der wird meine ungeheure Empörung teilen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es eine unvergleichliche Anstalt wäre, wenn die Menschen Schwänze hätten. Bei einer angenehmen Erfahrung würde man mit dem Schweife hin- und herfahren, wie die Enten, wenn sie einen Brocken verschluckt haben; ginge man mit tückischen Gedanken um, so würde man jene wurmartigen Ringlein hervorbringen, wie die Katzen. Wenn man einer Dame schöne Dinge sagte, würde man schmeichlerisch wedeln. In einer idealen, hehren Stimmung ließe man ihn erhaben und prachtvoll zwischen den Frackschößen emporstarren, in der Angst sinken u. s. w. Manche würden freilich aus Versehen darauf sitzen, dann würde er ein wenig zerknüllt.

Während Theobald so las, fiel ihm ein Blättchen in die Hände, das der Verfasser aus seinem Hefte ausgerissen und wahrscheinlich zu verbergen vergessen hatte. Es stand darauf:

Christentum und Heidentum vereinigt in C. Hier ist es die reine Anmut, welche die Stelle der Tugend vertritt. Ich weiß kein Hindernis, daß die guten jungen Leute nicht sollten ehelich zusammenkommen. Traut er seinem Charakter nicht recht? Ist ihm seine Denkart zuwider? Ich muß ihn beruhigen. O, wenn du wüßtest, guter Th.!

„Wie? was hast du da für ein mysteriöses Blatt?“ rief Theobald. Christoph, der eben bemüht war, einen abgerissenen Knopf an sein Kleid anzunähen, wollte herbeieilen, verwickelte sich aber in den Faden, konnte nicht gleich los werden und mußte zusehen, wie Theobald das Blättchen zwei-, dreimal eifrig las. Endlich sprang er herzu, riß ihm das Zettelchen aus der Hand und war sichtbar in peinlicher Verlegenheit, einem Zustande, in den er überhaupt sehr leicht geriet. „Gnostische Zeichen, — Abraxas, — Sonderbarkeiten — Spielereien —“ stotterte er hervor. Theobald war nachdenklich geworden. Bedeutete denn das Th. und C. nicht offenbar Theobald und Cordelia? Aber welchen Sinn konnte denn das Blatt haben? Hier, im fernen Rom — war es nicht Wahnsinn, an ein Wiedersehen zu denken? Und konnten denn die Buchstaben nicht gar wohl eine andere Bedeutung haben? Aber woher dann Christophs sichtbare Verlegenheit? Nun erinnerte er sich auch eines Auftritts, der ihm bis jetzt keiner besonderen Aufmerksamkeit würdig geschienen hatte. Als er kürzlich mit Wilhelm im Mondscheine vor seiner Wohnung auf- und niedergieng, das rote Netz um den Kopf geschlungen, kam eine dicht verschleierte weibliche Gestalt an der Seite eines ältlichen Herrn, dessen abgewandtes Gesicht er nicht sehen konnte, an

ihm vorüber. Die Dame schien plötzlich aufmerksam zu werden, wandte sich um und sah nach ihm herüber. Dann schüttelte sie, als hätte sie sich getäuscht, den Kopf und gieng weiter. Diesen Auftritt hielt er nun unwillkürlich mit den geheimnisvollen Zeilen zusammen; schweigend, in widerstreitende Gedanken verloren, in höchster, fast unheimlicher Spannung, jetzt hoffend, jetzt seine Hoffnung verlachend, gieng er neben Christoph her, der ihn gebeten hatte, ihn auf einem Spaziergange nach dem Monte Pincio zu begleiten. Sie wurden beide aus ihrer Spannung durch Friederich befreit, der auf der Piazza di Spagna sich zu ihnen fand, dessen Nähe und Gespräch auch jetzt ihren milden, beruhigenden Einfluß nicht verfehlten.

Sie waren auf der Höhe der Marmortreppe angekommen, die wie ein breiter, weißer Strom von der Höhe des Monte Pincio sich herniedergießt. Der volle Mond stieg hinter den fernen Pinien herauf, zauberhaft wölbte sich in seinem Glanze die majestätische Peterskuppel empor. Rechts lagerte sich der Vatikan wie eine kleine Stadt mit seinen zahlreichen Flügeln, den Werken der verschiedensten Perioden der Baukunst. Die Engelsburg trat gewaltig hervor, und zwischen unzähligen Kuppeln leuchteten die reinen Formen des Pantheon. Die Wellen der Tiber rauschten durch die stille Nacht. Ein durchsichtiger Schleier, aus dem Lichte des Mondes und aus jener zarten, silberartigen Luft gewoben, die sich über der alten Weltbeherrscherin zu lagern pflegt, hüllte diese verschiedenen Zeugen dreier Weltalter in sein geheimnisvolles Netz. Die drei Freunde standen schweigend, in Betrachtung versunken. Plötzlich trat Christoph vor Theobald, sah ihm halb verdrießlich, halb verschämt unters Auge und sprach: „Sieh mein Gesicht an, Theobald.“ „Was soll's?“ fragte dieser. „Ich bitte dich,“ flehte Christoph, „sage mir, bin ich

gerührt? Fühle ich etwas? Empfinde ich etwas?" „Aber, mein Gott, was willst du denn?" rief Theobald. „Aber ich bitte dich," klagte Christoph, „so hilf mir doch aus meiner Verlegenheit. Nun stehe ich so eine geraume Viertelstunde und laure, ob ich zu einer ordentlichen Empfindung, zu einer honetten Portion Rührung gelangen könne, wie der Anblick da oben sie billiger Weise ansprechen kann. Eben steigt mir nun so etwas herauf, das mir wie ein abgebrochener Pfahl in der Gurgel steckt, und ich will schlechterdings wissen, ich will hören von dir, ob dieses Ding Gefühl, Empfindung, Rührung sei."

„Ich verstehe das," sagte Theobald, „ich habe auch an dieser Krankheit der Reflexion gelitten. Es ist eine merkwürdige Erscheinung unserer modernen Zeit."

„O, es ist entsetzlich!" rief Christoph halb weinerlich, halb lachend, setzte sich entfernt von den beiden auf einen Stein und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Friederich, der, in den großen Anblick versunken, auf diese Unterhaltung nicht gehört hatte, nahm nach einer Pause Theobalds Hand, drückte sie innig und sagte mit einem Tone voll Rührung: „Unsterblichkeit!"

„Wiedersehen im Lande der Ideale, wo keine Zähre mehr rinnt, wo melancholische Nähjungfern ihren Geliebten wiederfinden — sieh, dort im Monde kommt soeben eine gottselige Pfarrchaise angefahren, die Familie findet den seligen Pastor wieder — er schwebt in einem wollenen Wams herbei — seine Witwe mit sieben Kindern steigt eben aus, sie hat in der Tasche etwas Kuchen in einem fetten Papier mitgebracht — er fällt ihr wonnelächelnd ans Herz" — Hier erst bemerkte der Sprechende, daß Thränen in Friederichs Augen standen und daß sein ganzer possenhafter Ausfall auf einem

schrecklichen Mißverständnisse beruhte. Sonderbar genug hatte er gemeint, daß der Freund im Scherze spreche und daß er nur in dessen Sinne fortfahre.

Der Leser kann sich vielleicht den grellen Irrtum besser erklären als Friederich, der wie aus den Wolken gefallen war. Theobald hatte unmittelbar vorher sein Herz durch den erhabenen Anblick gelöst und erweitert gefühlt, er fieng an, sich zu schämen, daß er in diesen großartigen Umgebungen, aus denen die Menschheit und ihr Schicksal zu uns spricht, sich mit den engen Sorgen seines kleinen Ich habe tragen können; kein Gedanke lag ihm daher entfernter als der an eine ewige Erhaltung desselben. Infolge der Richtung, die seine wissenschaftliche Bildung genommen hatte, war er zumal, je ernster seine Lebensansicht sich gestaltete, seit Jahren gewöhnt, die weichliche, thränenreiche Sentimentalität, welche den Glauben an Unsterblichkeit zu oberst unter den christlichen Glaubenssätzen stellt, mit einer unerbittlichen Satire zu geißeln. Er hatte sich in diese Denkart so hineingewöhnt, daß es ihm schwer ward, sich auf den Standpunkt eines Andersdenkenden zu stellen. Dazu kam, daß er, in seine Betrachtung vertieft, die Person Christophs, der sich kurz vorher in seiner humoristischen Weise geäußert hatte, durch eine träumerische Verwechslung an die Stelle des Sprechenden setzte und daher denjenigen, der ihn anredete, mit seiner scherzhaften Wendung ganz einverstanden glaubte, bis er zu spät seinen Irrtum gewahr wurde.

Friederich hatte sich in großer Entrüstung abgewandt. Theobald in seiner Bestürzung wußte nichts Besseres, als sich an Christoph zu wenden und ihn um Vermittlung zu bitten. Dieser meinte schadenfroh, er solle selbst ausbaden, was er angerichtet. Theobald stand eine Weile ratlos, dann warf er

sich ungestüm an Friederichs Hals und rief: „Nein, nein, ich bin kein Frivoler! Ich verfolge das ungesunde Gefühl, aber ich achte die Wahrheit, die Religion, Sie dürfen nicht anders, Sie müssen mir schlechterdings verzeihen!"

Friederich konnte dem Eifer, der gutmütigen Reue des Liebkosenden nicht widerstehen. Er ließ besänftigt sein großes, tiefsinniges Auge auf dem Jüngling ruhen und sagte: „Sie haben mich mißverstanden, Sie sollten mich nicht unter die Sentimentalen rechnen. Sie sind ein Philosoph, hüten Sie sich, daß Sie den schlichten Glauben nicht verachten." Theobald wollte eben ausholen, um in seiner lehrhaften Weise die Stellung seiner Philosophie zur Religion auseinanderzusetzen und sich gegen den Schein eines solchen Übermutes zu verteidigen; aber Friederich unterbrach ihn: „Ich kenne dies; es mag viel Wahrheit in Ihrem Systeme sein, ich gebe es zu. Aber eines will ich Ihnen sagen, was ich nicht zugebe: daß die Klarheit der Erkenntnis, des Begriffes hinreiche, die Regungen des Herzens zu ersetzen, daß sie den ganzen Menschen durchdringe und das, was sie als gut begriffen, auch gegen die Schwächen des Temperaments, des Charakters durchsetze und zum Leben bringe. Ich glaube, daß jene Richtung etwas Erkältendes in sich hat, eine zerfressende, vornehme Kühle, einen Mangel an Demut."

Theobald konnte mit dieser Behauptung keineswegs übereinstimmen, aber es lag etwas in Friederichs Blick und Tone, was, mit dem Inhalte seiner Worte nicht unmittelbar zusammenhängend, Theobald im Innersten ergriff und zu tief bewegte, als daß er den Ausdruck finden konnte, das zu widerlegen, was er in Friederichs Bemerkung als unrichtig erkannte. Friederich schien einen ernsten Gedanken, der ihn schon vorher heimlich bewegte, nicht länger zurückdrängen zu können, und

fuhr in feierlichem Tone fort: „Was soll ich Ihnen wünschen und gönnen? Ein großes Glück oder ein großes Unglück? Mein Herz gönnt Ihnen ein großes Glück, aber —"

„Glück! Glück!" rief Christoph, „gib ihm das große Glück!" „Ich will es noch einmal bedenken," sagte Friederich und nahm von beiden Abschied.

„Nun, mein Lieber, ist das nicht ein vortrefflicher Mann?" sagte Christoph, während sie nach Hause giengen, „du hast ihm, seit du ihn kennst, fast täglich eine Grobheit gemacht, und doch ist seine Liebe zu dir täglich im Steigen. Was übrigens das Thema eures ewigen Streits betrifft, so soll mir ein Elephant auf mein Hühnerauge treten, wenn ich nicht euch beiden Recht gebe." Theobald hatte keine Zeit, auf diese Bemerkungen zu hören. Er drang hastig in Christoph, ihm den Sinn jener rätselhaften Worte zu enthüllen. Statt aller Antwort aber sagte dieser mit seinem gewöhnlichen Lächeln: „Felice notte, caro mio! vielleicht morgen ist vieles anders." Mit diesen Worten hinkte das scherzhafte prophetische Männchen schnell über die dunkle Straße weg und verschwand an der Ecke.

In den innersten Tiefen der Seele aufgerüttelt, betrat Theobald sein Zimmer und gieng hastig auf und nieder. Zwei Geister kämpften in ihm, eine bis zum Äußersten gespannte Sehnsucht nach dem geliebten Wesen, das ihm so geheimnisvoll nahe gerückt schien, und eine unerklärliche, große Angst. „Woher kommt diese namenlose Angst?" fragte er sich; „sie ist aus keinem einzelnen Gedanken, keiner Besorgnis entstanden, sie ist grundlos, unergründlich, und dennoch erfüllt sie mich mit furchtbarer Wahrheit." Er zitterte, Schweiß lag auf seinen Schläfen, seine Knie wankten, es lag auf ihm, wie bleierne Gewichte. Er erinnerte sich einer ähnlichen Stunde aus seinem früheren Leben, wo plötzlich, abgebrochen von jeder

vorhergehenden Gedankenreihe, eine solche unerklärliche Angst über ihn gekommen war, und zog ein Blatt hervor, auf welchem er seinem damaligen Zustande folgende Worte geliehen hatte:

Warum denn dringt und dringet wieder
Mir Todesangst durch Mark und Bein?
Was rieselt durch die starren Glieder
Und schüttelt mich wie Fieberpein?

Hat alte Blutschuld eingeschrieben
Mich einst in der Lebend'gen Buch?
Sind mir nicht rein die Hände blieben
Von des Verbrechens ew'gem Fluch?

Verbirgt ein mörderischer Sünder
Sich unter meiner Ahnen Zahl
Und schwingt auf Kind und Kindeskinder
Ein zorn'ger Gott den Racheſtrahl?

Bestrafet sich mein kühnes Streben,
Mein Jugendstolz und Übermut
Durch also dunkle Angst und Beben
Nun an dem allzu stolzen Blut?

Den ich erfaßt mit meinem Wissen,
Stand er dem Herzen doch so fern?
Und muß ihn schmachtend nun vermissen,
Den dreimal heil'gen Gott und Herrn?

O, wollest, Herr, dich zu mir wenden
Und gnädig schaun auf meinen Schmerz!
O senke dich, die Angst zu enden,
Mit schnellem Schrecken mir ins Herz!

Und eine Stimme mög' erschallen
In meines Herzens ödem Sand:
„O schrecklich, schrecklich ist's, zu fallen
In des lebend'gen Gottes Hand!"

Dann wird das stolze Knie sich beugen,
Dann falten meine Hände sich,
In Andacht wird das Haupt sich neigen,
Und meine Lippen preisen dich!

Eine tröstliche Überzeugung drang nach und nach in seine Seele, je mehr er sich in diese Zeilen vertiefte. Unter einem Strome von Thränen löste sich die herbe Beklemmung, eine ungewohnte Weichheit ergoß sanfte Bäche durch sein Inneres, silberhelle Gestalten, wie aus Kinderträumen, tauchten auf und ein milder Schlummer senkte sich auf den Erquickten. Die Thore des Traumes öffneten sich. Er trat in den dichtgrünen Wald, durch den er einst mit Cordelien gewandelt. Ein lockiges Haupt bog sich über seine Schulter und flüsterte mit wohlbekannter Stimme: „Find' ich dich? Hab' ich dich wieder?" Er wendet sich um und will die Geliebte umfassen, aber sie entgleitet seinen Armen, er sieht sie durch die Schatten des Waldes hineilen, eine dunkle Gestalt mit weit ausgeholten Schritten verfolgt sie. Indem er mit atemloser Angst der Hilferufenden nacheilt, scheinen sich die obersten Äste der Tannen zu einem Gewölbe zu verschlingen, die Stämme verwandeln sich in Pfeiler, die Lichtstreifen, die zwischen ihnen hereinfielen, färben sich mit brennendem Rot und Ultramarin, Orgelklänge erheben sich langsam anschwellend, ein Hochaltar schießt wie eine Lilie empor und aus dem Kelche der obersten, geschnitzten Blume erhebt sich ein lichter Punkt, der sich immer deutlicher bildet, aufsteigend die Spitzbögen des Chores durchbricht und endlich als eine Lichtgestalt, wie aus Mondlicht gewoben, hoch oben im blauen Himmel schwebt. Ein langes, weißes Gewand floß über die hohen Glieder und wallte noch weit über den Körper herab, ein seliges Antlitz schaute tröstlich und friedlich auf ihn hernieder, es war Cordelias Antlitz. Hinweg war

Angst und Schrecken, und aufgelöst in stille Wehmut erwachte er.

„Buon giorno, signore, riposato bene?“ rief Wilhelm, mit einer Rolle Papier eintretend, „ich will dir nur geschwind etwas zeigen, was ich in tiefer Mitternacht ausgearbeitet habe. Sieh her,“ sagte er, „es ist Faust, wie er Gretchen auf der Straße seinen Arm anbietet. Ich habe in seiner Person mich selbst gezeichnet und meine, mich in dieser mittelalterlich spanischen Tracht so übel nicht auszunehmen. Aber da, betracht einmal dieses Gretchen. Es ist ein schwacher Versuch, und dennoch ist mir nie eine weibliche Gestalt so gelungen; sieh, sie will dem unverschämten Faust einen Puff mit dem Ellenbogen geben. Aber wer wird sie erreichen? Welcher Künstler wird diese Formen aus dem Gedächtnisse nachbilden?“ „Was für Formen?“ fragte Theobald. „Wie bist du doch heute so zerstreut, auch scheinst du an meiner Zeichnung gar keine Freude zu haben,“ versetzte Wilhelm; „wer wird es auch sein? Meine Antigone ist es, meine Helena, meine Wundervolle, von der ich neulich erzählt habe! Wie habe ich mich heute nacht angespannt, diese Gestalt zu erfassen, wie hab' ich sie mit allen Armen der Phantasie umklammert! Und sieh, dort hinten steht Mephistopheles und schielt herüber; ich weiß nicht, warum, ich mußte in dem bösen Kauze abermals mich selber malen, und meine langen Beine, meine dämonische Größe stehen ihm vorzüglich gut an.“

Theobald konnte dem Bilde nur eine halbe Aufmerksamkeit schenken, die Erscheinung seines Freundes machte überhaupt in diesem Augenblick einen widerlichen, fast ängstlichen Eindruck auf ihn, ohne daß er sich den Grund davon anzugeben wußte. Plötzlich trat Christoph ein, er schien sehr eilig und rief: „Schnelle, Theobald, schnelle! Ich habe einen Auftrag,

komm er mit mir, aber sogleich!“ Wilhelm entfernte sich nach einigen Neckereien gegen Christoph, der heute besonders beweglich schien und ein Gesicht zeigte, das nicht anders aussah, denn als wäre es mit tausend Scherzen geladen, die nur auf die zündende Lunte warteten. Er sprach mit Wilhelm nichts, hinkte seltsam lächelnd, ungeduldig auf und nieder, konnte kaum erwarten, bis Theobald seinen Anzug geordnet hatte, und zog ihn dann mit den Worten: „Jetzt nur mir nach!“ mit sich fort.

Immer schweigend führte er den vergeblich Fragenden über die Straßen, dann durch Gärten, bis sie an dem Portale eines geschmackvoll gebauten, einsam stehenden Hauses ankamen. „Eine Treppe hoch, linker Hand die erste Thüre!“ sagte Christoph und hinkte davon, ohne auf die Fragen des nachrufenden Freundes zu hören. Mit klopfendem Herzen stieg dieser die Treppen hinan und trat in das bezeichnete Zimmer.

Vor einer Staffelei stand, Palette und Pinsel in den Händen, Friederich, der ihm herzlich die Hand schüttelte. „Ich weiß, daß Sie ein Kunstfreund sind,“ sagte er dann, „und möchte Ihnen ein paar Gemälde zeigen. Zuerst betrachten Sie dies hier an der Wand.“ Es war das Brustbild eines evangelischen Geistlichen in der Amtstracht. „Das wahre Bild eines Seelenhirten,“ sagte Theobald; „wie viel Liebe und Trost in diesen blauen Augen, welch redlicher, rechtgläubiger Eifer in den buschigen Augbraunen und auf der hohen, von den grauen Locken ehrwürdig gekränzten Stirne!“ „Ja gewiß,“ entgegnete Friederich, „ein Mann, dem ich viel verdanke; Sie werden alles hören. Nun beschauen Sie sich das andere Bild hier auf der Staffelei, mit dem ich bald zu Ende sein werde.“ Das Gemälde stellte König Lear vor, die sterbende Cordelia in den Armen haltend. „Ich zähle mich,“ bemerkte

Friederich, „nicht zu denen, welche Shakespeare überzuckern, aber hier mußte denn doch der Künstler statt der Male um den Hals eine Wunde in der Brust wählen.“

Theobald betrachtete voll Bewunderung das Bild, in welchem er mit dem ersten Blick ein wahres Kunstwerk erkannte. Aber wie erstaunte er, als er nicht nur in Lears Zügen eine große Ähnlichkeit mit Friederich, sondern auch in dem Bilde der Cordelia seine Cordelia erkannte. Bleich, mit dem letzten feuchten Strahle im erlöschenden Auge, lag die zerknickte Lilie im Arme des greisen Vaters. „Woher dies Bild?“ stammelte Theobald, „wer hat es geraubt aus dem verschwiegenen Heiligtume meiner Seele? Cordelia, meine, meine Cordelia!“ Friederich hieng mit wohlwollenden Blicken an dem jungen Manne, der mit thränenvollen Augen vor dem Gemälde stand und die Arme ausstreckte, als müßte er in herzzersprengender Sehnsucht das Bild an sein Herz reißen. „Folgen Sie mir, lieber Freund,“ unterbrach er endlich den Träumenden und führte ihn durch mehrere Zimmer bis zu einer Thüre, die er mit den Worten öffnete: „Treten Sie ein, ich werde folgen.“

Theobald trat ein. Eine hohe, weibliche Gestalt in weißem Gewande saß am Fenster und sah, den Kopf in die Hand gestützt, in den blauen Himmel hinaus, so daß sie Theobald nur vom Rücken sah. Sie schien gedankenvoll, denn sie hörte den Eintretenden nicht. Er wollte eben seinen Eintritt entschuldigen, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen, denn die Fremde hatte sich schnelle umgedreht. „Cordelia, meine Cordelia!“ „Mein Theobald!“ war alles, was die Erstaunten, Erschrockenen sich zurufen konnten. Bleich, bebend, die Arme ausgestreckt, Thränen in den weit geöffneten Augen, standen sich die beiden jugendlichen Gestalten gegenüber. Jetzt stürzten

sie sich in die Arme und lange, heiße Küsse waren die einzige Sprache der Glücklichen.

Nachdem sie vom ersten Sturme der Gefühle sich gefaßt hatten, trat Friederich ein, von gutmütiger Freude strahlend, und Theobald warf sich unter Zähren der dankbarsten Rührung an sein Herz. „Mein lieber Sohn,“ sagte Friederich, indem er ihn auf die Stirne küßte und die Hand auf sein Haupt legte, „verstehst du, warum ich euch dieses Glück so lange vorenthielt? Verstehst du jetzt meine gestrigen Worte? — Sei nur immer einfältig und fromm!“ Cordelia trat herbei, schlang ihre Arme um die beiden und drei selige Menschen standen in einer Umarmung.

„Nun fehlt nur noch ein Mensch zu unserem Glücke,“ sagte Friederich; „es ist derselbe, aus dessen Munde du den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten vernehmen sollst, der gute Christoph.“ Theobald, dem die leise Forderung des Zartgefühls, daß ihm das Rätsel durch einen dritten und nicht in Friederichs Gegenwart gelöst werden sollte, nicht entgehen konnte, begab sich sogleich auf den Weg zu dem Freunde. Er mußte lächeln, als er über das Estrich, an der Küche vorübereilend, Friederichs Farbenreiber zu der Magd sagen hörte: „Ich hab' an der Thür ein wenig gehorcht, es muß ein alter Schatz von der Jungfer sein. Wenn ich nur wüßte, warum unser Herr zu ihm gesagt hat: Sei nur immer einfältig und dumm!“

Theobald lief mehr, als er gieng, und mancher blieb auf der Straße verwundert stehen, wie er den Jüngling mit dem leuchtenden Gesichte dahineilen sah. Christoph hatte ihn längst erwartet, setzte sich, da er ihn endlich kommen sah, in ausgelassener Freude reitend auf das Geländer seiner Treppe, glitt jählings darauf hinab und stand plötzlich mit einem

Sprunge vor Theobald. „Come sta?“ rief er, „che comanda, Signore?“

„Was wird's sein, alter Narr, komm nur herauf, erzähle mir, und dann im Fluge zu Friederich und Cordelia!“ So setze dich nieder,“ sagte Christoph, als sie in sein Zimmer getreten waren, „und höre! Aber sieh mir dabei nicht ins Gesicht, ich kann's nicht leiden; oder halt, wir wollen's so machen!“ Er stellte zwei Stühle mit der Rücklehne gegeneinander, drückte Theobald auf den einen derselben und begann dann, den Rücken gegen seinen Freund gekehrt, die Arme gekreuzt, seine Erzählung:

„Friederich ist der Sohn eines längst verstorbenen Försters in Buchenforst. Er hatte zwei Brüder, von denen der eine noch jetzt als Förster daselbst lebt; der andere reiste als Architekt nach Italien und brachte eine Römerin von wundersamer Schönheit als Frau zurück. Friederich hatte sich zum Maler bestimmt und bereits die ersten Beweise eines sehr glücklichen Talents gegeben, das aber keine günstigen Verhältnisse fand. Er wurde verkannt, angefeindet und lebte in dürftigen Umständen. Er sah die Frau seines Bruders und von diesem Momente an war es um seine Ruhe geschehen. Er vermied ihren Anblick, er schien mit allen Kräften gegen seine Leidenschaft zu kämpfen und, indem er künstlerisch darstellte, wovon sein Inneres erfüllt war, von dem übermächtigen Eindrucke sich befreien zu wollen. Treffliche Kompositionen, auf deren jeder man die Züge erkennt, die sich seiner Phantasie so glühend eingeprägt hatten, stammen aus jener Zeit. Aber er vollendete nichts; er fieng an, unordentlich, unreinlich zu werden, und gegen diejenigen, die sein Talent zu verkennen schienen, zeigte er eine wilde Bitterkeit. Cordelia, das Ebenbild ihrer römischen Mutter wurde geboren, aber die Geburt kostete der

Mutter das Leben. Friederich sah sie sterben. Diese Scene hat sein Verstand nicht überlebt; er resolvierte sich, ein völliger Narr zu werden, und biß in Gottes Namen in den sauren Apfel. Sein Bruder folgte frühe der Verstorbenen ins Grab; die Großmutter des Kindes, die bei ihrem Sohne in Buchenforst wohnte, übernahm dessen Pflege. Mehrere Heilversuche mit Friederichs Wahnsinn waren bereits mißlungen, als ich in das Pfarrhaus zu Buchenforst als Arzt berufen wurde und ihn bei dieser Gelegenheit kennen lernte. Er schien mir heilbar und ich entschloß mich, eine Kur zu unternehmen. Er hatte seit einiger Zeit wieder zu malen angefangen, die Situation aus König Lear, die hier vor uns hängt, stand eben auf seiner Staffelei. Den Kopf des Königs hatte er noch in der Zeit gemalt, da sein Wahnsinn ausbrach und ihm doch noch Reflexion genug zu Gebot stand, um den Ausdruck des beginnenden Übels von sich selbst abzusehen. Jetzt schien er in dieses Bild ordentlich verliebt. Man sah ihn oft vor den Spiegel treten und dann wieder mit sichtbarer Freude vor dem Gemälde verweilen. Es war vollendet bis auf den Kopf des Narren, den er abwechselnd abwischte und wieder aufs neue zeichnete. Wie erstaunte ich, als ich ihn eines Tages besuchte und meine eigene werte Person in Figura des Narren auf dem Gemälde fand! Der Wahnsinn ist auch ein Schalk. Die Kur sollte nun eröffnet werden. Zuerst nahm ich ihm heimlich alles, was er von Zeichnungen und Gemälden besaß, denn fast aus jedem Blatte sah ihm ja seine Vergangenheit, sein Wahnsinn entgegen. Seine Bitterkeit stieg natürlich darüber aufs äußerste, sein Mißtrauen wurde grenzenlos, jedes Messer hielt er für einen Mordstahl. Wie er nun einst vor sich hinbrütend im Zimmer saß, stürzte ich, als Teufel verkappt — es ist klar, daß mein Pedal bei dieser Maske vor-

treffliche Dienste leistete — aus einem Schlumpfwinkel mit gezücktem Messer auf ihn los. Er fiel für tot zu Boden. Als er wieder zum Bewußtsein gekommen war, schien sein Gedächtnis völlig erloschen und die Kraft seines Körpers gebrochen. Die strengste Diät wurde ihm vorgeschrieben, bis er fast ein bloßer Balg von einem Menschen war. Nur sehr langsam stärkte ich ihn durch wenige, kräftige Nahrung. Als sein Körper wieder zu einigen Kräften gekommen und sein Geist nicht viel anders war als eine abgewischte Schiefertafel, überantwortete ich ihn dem Provisor des Orts zum Unterrichte, einem beispiellos trockenen Menschen, der durchaus nichts dachte, wollte, sprach, als was er dozierte. Friederich mußte das A B C lernen, Buchstabieren, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und so viel der Schafskopf von Lehrer aus der Naturgeschichte wußte. Es war rührend anzusehen, wie gläubig der Gute alle die Dinge lernte, die er längst wußte. Das Ding hatte so ein halb Jahr gedauert, und weiß Gott! es wirkte. Kam er das eine oder andere Mal noch auf seine wahnsinnigen Ideen zu reden, so durfte ihm niemand geradezu widersprechen, noch weniger beifällig darauf eingehen, sondern man sagte ihm, das alles werde er schon begreifen, wenn er nur hübsch fleißig sei und brav lerne. Solche Antworten pflegte er mit gutmütigem Zutrauen hinzunehmen, denn er gieng mit sich selbst nicht anders um, als wie mit einem Schulkinde. Nachdem ich ihn nun so in die kalte Wasserkufe des Schreckens getaucht, dann in dem Seifenwasser der Diät ganz ausgewaschen, hierauf mit der Steife stärkender Mittel wieder in etwas aufgerichtet, hernach in der Preßwalze des brottrockenen Unterrichts so ordentlich durchgewalkt, ließ ich noch ein warmes Bügeleisen über ihn gehen. Dies war der gute Pastor von Buchenforst, dessen Porträt du ohne Zweifel heute bei Friede-

rich gesehen hast; ein gründlicher, fast pedantischer Gelehrter, ein Eiferer für den rechten Glauben, ein Mann voll herzlicher Liebe und herzlichen Zorns, aber die Liebe war größer; ein Mensch. Er begann damit, ihn in der Geschichte und der lateinischen Sprache zu unterrichten. Hier lernte der Patient schon mit einem tieferen Interesse, denn in diesen Fächern hatte er wirklich niemals geglänzt. An das Latein wurde etwas Logik angeknüpft; der strenge, ich möchte sagen, militärisch unerbittliche Bau dieser Sprache hat vielleicht mehr als Alles das Schweifen seiner Gedanken gezügelt. Die Geschichte wurde pragmatisch behandelt, allmählich aber fieng man an, ihm die Begebenheiten in einem höheren Lichte zu zeigen, bis endlich der gelehrige Schüler, mehr und mehr erstarkt, gereift, durch kleine Winke auf seinen früheren Wahnsinn und besonders auf die Schuld in diesem Wahnsinn aufmerksam gemacht und nun der schmachtenden, suchenden Seele der ganze Trost der Religion geboten wurde. Er spann sich an den frommen, redlichen Mann mit allen Fäden seiner Liebe fest und du weißt nun, warum er so fromm ist und warum er s o fromm ist. So ist denn aus dem zerfetzten, beschmutzten Stücke wieder so ein reines, gutes, liebes Weißzeug geworden."

„Aber unbegreiflich ist mir nur," fiel Theobald ein, „daß ich ihn gar nicht wieder erkannt habe."

„Ei nein," versetzte Christoph, „ich selbst würde ihn in deinem Falle nicht wieder erkennen. Wie wenige tiefere Forscher erkennen in einem gewendeten, frisch dekatierten Rocke das alte Kleid wieder! Von dem Erbleichen seiner Locken will ich nicht einmal sprechen. Ich war längere Zeit abgehalten gewesen, ihn zu besuchen, als man mir schrieb, Friederich könne jetzt als genesen betrachtet werden und wünsche sehnlich einen Besuch von mir. Ich war nahe am Dorfe auf einem schmalen

Wiesenpfade, als ich Friederich mit Cordelien unter den Obstbäumen von ferne auf mich zukommen sah. Ich versteckte mich hinter einer Hecke. Sieh, Schatz, ich kann sonst das Hätscheln und Lecken nicht leiden; es ist mir schon widerwärtig, wenn ich nur zufällig mit meiner Hand das Fleisch eines andern berühre. Am schwersten, als ich zuerst die Kliniken besuchte, gewöhnte ich mich an das Fühlen eines Pulses; ich habe ein geheimes Grauen davor. Küssen mag ich schon gar nicht, auch das schönste Mädchen nicht. Aber wie ich ihn nun so kommen sah, so recht reinlich und ordentlich, so sauber gewaschen, gekämmt und rasiert, mit einem recht soliden, steifen, ziemlich weitläufigen Hemdkragen, wieder rote Bäcklein und so einen friedlichen sanften Blick — da konnt' ich nicht anders: „Ei, so grüß' Ihn doch aber auch Gott, lieber, widerwärtiger, alter, ehrlicher Hansdampf!" rief ich hervorstürzend. Er lag an meinem Herzen. Cordelia verküßte mich unter Thränen. Aber sie kann's, das muß ich sagen, aus dem Fundamente."

„So, so?" unterbrach ihn Theobald, „ich kenne aber jemand, der kaum erst gesagt hat, er möge das Küssen nicht leiden."

Christoph wandte sich um, sah ihn mit halbem Gesichte blinzend unter verstecktem Lächeln an und fuhr dann, den Rücken ihm wieder zukehrend, fort: „Auch dem alten Christoph rieselte ein Thränchen verwundert über die ledernen Wangen."

„Warte, warte!" fiel Theobald noch einmal ein, „das wunderbare Mädchenhaupt im Mondscheine in der Laube —?"

„Nun ja, das war Cordelia, das versteht sich ja von selbst." „Da muß ich wohl gar noch eifersüchtig werden?" fragte Theobald. „O große Thorheit!" erwiderte Christoph. „Nun aber mit meiner Erzählung zu Ende!"

„Friederich brannte vor Begierde, wieder zu malen; er

wollte den Herbst seines Lebens noch recht als Künstler genießen und beschloß eine Reise nach Italien. Das gute Großmütterchen liegt im Grabe und den redlichen Pastor haben sie auch hinausgetragen. Cordelia, so war es von Anfang beschlossen, mußte den Oheim begleiten, denn von ihr kann er nimmer lassen. Ich für meine Person wollte einen Versuch machen, ob Italien es vermöchte, einen alten, übeln Stoff in meiner Natur, diesen Knoten, diesen Knopf der Reflexion, dieses kranke Stück Hamlet herauszuschaffen, und schloß mich an. Ich könnte nicht sagen, daß Friederich gerade hier so einsam und zurückgezogen lebe, weil ihn das unheimliche Geheimnis früherer Jahre scheu und unsicher mache. Er hat eine bewundernswürdige Selbstbeherrschung, eine kaum glaubliche Sicherheit. Er fürchtet die Erinnerung an seinen Wahnsinn keineswegs, er bietet allen ihren Dolchen eine gepanzerte Brust — die sicherste Probe seiner gründlichen Heilung. Deine Erzählung an jenem Abend, deine Schilderung seiner Zustände drehte das Messer mit jedem neuen Worte grausam in der alten Wunde um; ich beobachtete ihn, er zuckte nicht, er lächelte still und mild vor sich hin. Dagegen sieht er nun sein Leben als ein geweihtes Eigentum der höheren Mächte an, die ihn gerettet haben, er scheut das Gewühle, den Markt des Lebens, er fürchtet, durch ein Gedränge neuer Bekanntschaften aus dieser feierlichen Stille gerissen zu werden. Cordelia kennst du; ich brauche dir nicht erst begreiflich zu machen, warum ihr die Einsamkeit nicht lästig ist. Übrigens schien sie mir selbst seit längerer Zeit besonders ernst, in sich gekehrt; die Heiterkeit, die sonst gleichmäßig über ihr Wesen ausgebreitet war, konzentrierte sich auf einzelne und seltene Ausbrüche ausgelassener Munterkeit.

Kein Feuer, keine Kohle kann glühen so heiß,
Als eine stille Liebe, von der niemand nichts weiß.

Bis heute wußte sie nichts von deiner Anwesenheit. Nach jenem Abend, wo wir uns Liebesgeschichten erzählten, entspann sich zwischen mir und Friederich ein kleiner Streit darüber, ob du sogleich, oder erst später, oder gar nicht mit Cordelien zusammengeführt werden solltest. Ich sagte: Ja und sogleich! er sagte: Ich weiß nicht, ich muß den jungen Mann vorher erst besser kennen lernen. Von nun an hattest du den verzweifelten Einfall, es ordentlich darauf anzulegen, daß er an dir irre werde. Ich meinte oft, ich müsse dir einen Maulkorb vorbinden, um deinem philosophischen Pathos gegen falsche Frömmigkeit ein Ende zu machen. Doch sah ich zeitig ein, daß die Gefahr nicht groß sei, denn Friederich weiß deine Weise von der gemeinen Religionsspötterei wohl zu unterscheiden. Ich wußte, daß die Sache von selbst ihrer Krisis entgegeneilen mußte. Diese trat gestern auf dem Spaziergange ein, die gegenseitige Expektoration war heilsam, Friedrich schüttelte den letzten Rest des Mißtrauens von sich und entschloß sich noch in der Nacht, euch zu verbinden. Und nun fort! fort! heute soll es ein Fest werden, und wer mir heute abend sagen wird, es sei den Tag über ein einziges vernünftiges Wort aus meinem Munde gekommen, der soll ein elender Mensch, ein Lügner sein!“

Er ward aber auch ein Fest, dieser Tag. Von der gewaltsamen Aufregung der Freude war der Übergang zur Fröhlichkeit gefunden, und der Sturm des Entzückens dauerte nur in einem seligen, stillen Nachgefühle fort, das jedem Worte, jedem Gespräche auch über unbedeutende Kleinigkeiten des Lebens eine festliche Wärme eingoß. Christoph sprudelte von Possen, und Theobald weidete sich mit dem innigsten Ergetzen

an dem schönen Verhältnisse, das zwischen ihm und Cordelien bestand. „Ach ja," rief Christoph, als er dies bemerkte, „freue dich nur; sieh dies Mädchen an: die Götter haben ihr eine unbezahlbare köstliche Gabe geschenkt, sie versteht den Scherz! Sage, du lieblicher Knabe," fuhr er fort, indem er die Hände wie ein Betender aufhob, „der du aus blauen Augen unter der klingenden Narrenkappe zwischen Thränen hervorlächelst, kecker Humor! sage, warum lieben dich so selten die Frauen? Warum verstehen sie dich nicht, warum kennen sie nur deinen ärmeren Stiefbruder, den Witz? Warum hat ihnen ein Gott das Auge geblendet, daß sie bald einen Affen, bald einen Satyr, bald einen Dummkopf in dir sehen, daß sie um so gescheiter sich denken, je blöder sie dich verkennen, je schiefer sie deiner göttlichen Zwecklosigkeit versteckte Absichten unterlegen? daß sie mit unerbittlichem, auflaurendem, malitiösem Verstande über dich armes Kind herfallen? Muß man denn ein Männerauge haben, das der Welt in die alte, ewig blutende Wunde geschaut hat, muß man gezweifelt haben, ob es einen Gott gibt, muß man zu Hause gewesen sein in jenem hintersten grauen Nebellande, wo alle Gegensätze sich auflösen, wenn man dich erkennen soll? Hat dein berauschender Trank an dem roten, zackigen Feuer der Verzweiflung gekocht? Sind die entzückenden Lüfte deines Himmels mit einem Geruche der Hölle gewürzt? Werden deine Wonnen, wie die höchste Seligkeit, nur dem Schuldigen zu teil? Ach, so laß sie zu Sünderinnen werden die Unschuldigen, nimm ihnen die stille Seligkeit des Glaubens und gieb ihnen deine höhere dafür! Oder kann, wie ein Kind über dem Abgrunde, auch die holde Unschuld mit dir spielen?"

Eine Ohrfeige unterbrach sein Pathos. „Ich kenne die Thäterin," rief er, ohne sich umzusehen, „ach, noch eine einzige

solche! ich bitte, nur eine!“ Cordelia bog lachend sein Haupt zurück und küßte ihn auf die Stirne. In komischer Verlegenheit wischte er den Kuß ab und bestand durchaus auf seiner Bitte um eine zweite Ohrfeige, die ihm denn auch in bester Form gereicht ward.

Cordelia ergriff ihre Harfe, und Theobald verlangte das alte Lied: Mädchens Abendgedanken. Bei dem letzten Verse stockte sie, ihr Auge ruhte mit einem großen Blicke auf dem Geliebten, sie warf sich ungestüm an seinen Hals und verbarg ihr Antlitz an seiner Brust. „Kann ich's, darf ich's denn glauben? Bin ich denn nicht zu glücklich?“ rief Theobald, indem seine Finger in den dunklen Locken spielten.

Erst die späte Mitternacht trennte die trauliche kleine Gesellschaft.

Nicht so leicht, als er erwartet hatte, erhielt Theobald von dem, jetzt wie vorher der Einsamkeit huldigenden Friederich die Erlaubnis, seinen Freund Wilhelm in seinem Hause einzuführen. Friederich war ihm wegen seiner freien Sitten nicht gewogen, ja er schien eine Art von Furcht vor seinem leidenschaftlichen Wesen zu haben und gewährte Theobalds Bitte nur mit jener ungeduldigen Resignation, womit wir uns endlich in ein notwendiges Übel fügen. Diesem war es jedoch unmöglich, sein neues Glück dem Freunde zu verbergen, von dem keine Verschiedenheit der Ansichten und Lebensweise ihn jemals ganz hatte abwendig machen können, wiewohl ihre Freundschaft allerdings an einem nie ganz vertilgbaren Reste von gegenseitiger Verschlossenheit krankte.

Mit beflügelten Schritten eilten sie dem Hause zu, wo Theobald seinen Freund zuerst vor Friederichs Gemälde führte. Wäre er nicht selbst, als sie vor dem größeren Gemälde standen, ganz wieder in das rührende Bild versunken gewesen, so hätte

er bemerken müssen, wie Wilhelms Gesicht bei dem Anblicke desselben plötzlich verfinstert, dann wechselnd von glühender Röte überzogen und todesbleich wurde, wie er mit aufgerissenem, rollendem Auge, den einen Fuß weit vorgestreckt, als wollte er auf die Gestalt zuschreiten, an Cordeliens Bilde hieng. „Ja, so war sie! Ich muß sie wiedersehen, muß sie besitzen!“ flüsterte er. Theobald hörte diese Worte nur halb. „Was sagst du da?“ fragte er. Wilhelm schien nicht auf die Frage zu achten und rief: „Diese roten Blutstropfen auf der alabasternen Wölbung! O, man möchte ein Mörder werden und den Dolch in einen solchen Bußen stoßen, um dies Schauspiel lebendig zu sehen!“ „Ich bitte dich,“ sagte Theobald, „sieh dahin, wo Geist ist, sieh den letzten, matten Liebesblitz in diesem ersterbenden Auge, das süße Lächeln um die erbleichenden Lippen! Ich habe dir's verschwiegen, aber jetzt sollst du es wissen: dieses Bild ist das Bild meiner Cordelia, der Cordelia, zu der ich dich jetzt führen will.“

Wilhelm sah ihn schnell an, ein Ausruf erstarb auf seiner Zunge; er wandte sich ab, ein finsterer Schatten wandelte über sein Gesicht; er zog die dunkeln Brauen schmerzhaft zusammen, biß die Lippen ein, seine Arme spannten sich mächtig wie gegen eine schwere Last, die man von sich zu wälzen sucht. Dann schien er sich zu fassen und verlangte unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit plötzlich umzukehren und nach Hause zu gehen. Theobald, der für diesesmal nun durchaus zu einem scharfen Beobachter verdorben schien, duldete es nicht, er hatte keinen anderen Gedanken, als den, wie schön es sei, den Freund bei der Braut einzuführen. Er hoffte, seine Verstimmung zu bezwingen, indem er ihn vor das Brustbild des Geistlichen treten hieß und ihm das Verhältnis dieses Mannes zu Friederich kurz auseinandersetzte. Wilhelm betrachtete das

Bild flüchtig, schien sich indessen zu besinnen und folgte gesammelt seinem Freunde nach Cordeliens Zimmer.

Eine tiefe Röte überflog das schöne Angesicht, als sie Wilhelm erblickte; sie benahm sich verlegen, ihr Betragen war höflich gespannt. Theobald konnte das gehoffte herzliche Verhältnis zwischen dem Freunde und der Geliebten nicht in Gang bringen. Man saß sich eine Weile schweigend gegenüber, Theobald fühlte seine Hand, die in Cordeliens lag, stark, fast krampfhaft gedrückt. Jetzt erst bemerkte er, daß Wilhelms Augen starr an ihrer Gestalt hiengen und den Anblick, den ihr flüchtiges Morgenkleid ihnen offen ließ, lechzend verschlangen. Nachdem er mehreremale vergeblich versucht hatte, den Stummen in ein Gespräch zu verwickeln, sprang Wilhelm plötzlich auf und empfahl sich. Man hörte ihn die Treppen mit stürmischen, schallenden Tritten hinuntereilen.

Kaum war er aus der Thüre, so hieng sich Cordelia mit einer Heftigkeit, einer Inbrunst an den Geliebten, als suchte sie Schutz in Todesangst. „Was hat er doch?" fragte der geängstigte Theobald. „Ach, ich weiß es nur zu gut," sagte Cordelia. „Das ist der Mensch, der mich neulich so lange schrecklich ansah in der Sixtinischen Kapelle. Dieses schöne, todbleiche Gesicht mit den aufgerissenen Feueraugen ruhte unverwandt auf mir. Es ward mir so bange, ich glaubte, meinen bösen Geist, meinen Verderber zu sehen. Seitdem ist mir meine Einsamkeit noch lieber geworden als vorher. Aber nein, nein!" rief sie, sich aufraffend, und stand stolz aufgerichtet, zornglühend vor Theobald, „er kann mich kennen! Ich habe ihn eben nicht sanft abgewiesen, als der Wahnsinnige sich hart an mich drängte und reden wollte! Er wage es nicht wieder, vor mich zu treten!" Theobald suchte die Zürnende zu beruhigen und zu überzeugen, daß der Verhaßte besser sei, als

er scheine. Aber eine dunkle Sorge fuhr wie ein Nadelstich durch sein eigenes Herz.

Es ward beschlossen, daß die Verbindung des glücklichen Paares hier, in Rom gefeiert werden sollte. „Wie dumm wär' es auch, länger zu warten?" meinte Christoph. „Eine Braut in Rom finden und das Schönste, die Hochzeit und die Flitterwochen für das trockene, altbackene Deutschland aufsparen! Wär's nicht gerade, wie wenn einer umgekehrt Christian Wolffs vernünftige Gedanken oder Kants Kritik der reinen Vernunft hübsch gebunden aus Deutschland nach Italien mitnähme, um sie hier zu studieren! Gesetzte Eheleute könnt ihr dann in Deutschland noch lange werden! Bräutigam möcht' ich überhaupt nicht lange sein, das Wort klingt so unangenehm philisteriös, es fällt mir immer ein altfränkisch beblümter Bettüberzug darüber ein."

Wenige Tage vor der Trauung wollte Theobald einen längst vorgehabten kleinen Ausflug in das Albanergebirge ausführen. Es war seine Nebenabsicht, dem Anblicke der kleinen Sorgen und Zurüstungen für die Hochzeit und für die Abreise nach Deutschland zu entwischen, und die Geliebte selbst drängte ihn dazu. „Was soll das sein?" scherzte sie, „morgens, mittags, abends nichts denken, nichts hören, als: in drei Tagen ist Hochzeit! übermorgen ist Hochzeit! morgen ist Hochzeit! das ist für Weiber!" „So flattere denn hin," setzte Christoph hinzu, „und genieße, wie der Schmetterling in Campes rührender Erzählung, noch einmal den kurzen Traum der Freiheit!"

Wilhelm sollte sein Begleiter sein, dies hatte Theobald nach einem schweren Kampfe mit sich selbst beschlossen. Er wollte der Spannung, die zwischen ihnen eingetreten war, mit einem freimütigen Schritte ein Ende machen, er wollte mehr, er hoffte durch ein offenes Gespräch eine tiefer dringende

geistige Revolution in ihm hervorzubringen. Er hatte inzwischen von verschiedenen Seiten sehr beunruhigende Nachrichten erhalten, er hatte gehört, daß er sich in einen wilden Strudel von Genüssen jeder Art gestürzt habe, gegen seine Freunde heftig auffahrend und höchst argwöhnisch geworden sei und über ihn selbst, dessen Anblick er sichtbar vermied, sich öfters gehässig ausspreche. Er mochte trotz diesen Symptomen den Freund nicht verloren geben, ja vielmehr eben jetzt hielt er es für Pflicht, zu zeigen, was wahre Freundschaft sei. Er rechnete auf Wilhelms angeborene Gutmütigkeit.

Als er sich seinem Zimmer näherte, hörte er ihn drinnen laut mit sich selber reden. Er trat ein und fand ihn eifrig mit einer Zeichnung beschäftigt. „Fleißig?“ fragte er, indem er die Hand auf seine Schulter legte. Wilhelm sah sich erst jetzt nach ihm um und blickte ihn träumerisch, fast fieberhaft an. „Gefällt dir die Skizze?“ sagte er, „es ist der Raub der Proserpina. Sieh die schönen, nackten Formen. Du bist verdrießlich?“

„Daß ich's nur gestehe,“ erwiderte Theobald, „ich kann deine Leidenschaft für die Antike, für die sogenannte Form nicht ohne Ängstlichkeit betrachten. Ja, wenn ich glauben könnte, daß es eine reine Begeisterung für die Form ist —“

„Du predigst wieder,“ fuhr Wilhelm auf. Theobald sah ihm ernst und forschend ins Auge, ergriff dann seine Hand und sagte: „Wilhelm, ist deine Seele rein?“ „Ich hatte gemeint, einen Freund zu besitzen,“ antwortete Wilhelm, „aber ich habe einen Beichtvater; du kannst doch das moralische Geschmäckchen nicht los werden.“ Theobald sagte langsam und fest: „Dich reißt dein antikes Wesen noch ins Verderben, ins gemeine Verbrechen!“

Wilhelm ging unruhig auf und nieder. Bei den letzten Worten Theobalds schrak er sichtbar zusammen, sagte aber dann: „Theobald, ich könnte dich widerlegen, wenn ich in der Laune wäre zu disputieren.“ „Willst du mich nicht auf einem Ausfluge begleiten?“ fragte Theobald nach einer Pause. „Wann und wie lange?“ „Morgen; am dritten Abend sind wir zurück.“

Wilhelm trat ans Fenster, schien die Sache sehr wichtig zu nehmen und mit einem Entschlusse zu kämpfen. Plötzlich eilte er an den Tisch, zerriß hastig die Zeichnung, über welcher Theobald ihn getroffen hatte, und rief seufzend: „Ach, warum, warum mußte es so kommen? Doch er sei abgeschüttelt, der wüste Traum dieser letzten Tage! Theobald, ich begleite dich und kehre nicht mit dir nach Rom zurück; ich werde den Rest des Sommers in Neapel zubringen.“ Theobald drückte dem Freunde schweigend die Hand und schied voll Hoffnung eines guten Ausgangs.

Als er am folgenden Morgen von Cordelien Abschied nahm, war sie im Anfange voll Scherz und Heiterkeit. Ein sonderbares Gefühl schien sie anzuwandeln, als sie, im Begriffe, Theobald zur Hausthüre zu begleiten, durch zufällige Hindernisse des Lokals genötigt war, den Weg mit ihm durch Friederichs Atelier zu nehmen. Sie drückte die Augen fest zu und bat Theobald, sie an der Hand durch dieses Zimmer zu leiten. „Ich verstehe,“ sagte dieser; „ich muß aber selbst bekennen, daß es mir unbegreiflich ist, wie der sanfte Friederich das holde Bild eines ihm so lieben Lebens benutzen konnte, um das Grauen des Todes zu malen.“ „Er machte sich von Anfang an Vorwürfe,“ erwiderte Cordelia, „aber unter beständiger Selbstanklage hat er's nun doch gethan.“ Als sie vor dem Eingange des Hauses von einander schieden, schien

sie die kurze Trennung zuerst leicht zu nehmen, dann aber, als sie sich schon losgerissen hatte und Theobald eben über die Schwelle gehen wollte, kam sie ihm nochmals nachgeeilt, ihr Wesen schien umgewandelt, ihre Bewegungen feierlich, sie hielt ihn lange umfaßt, ohne ein Wort zu sprechen. Sie verließ ihn, wollte umkehren, trat aber zum zweitenmale zu ihm und wiederholte dieselbe Scene eben so feierlich und stumm.

Theobald blickte der Rückkehrenden gedankenvoll nach; er wußte sich die seltsame, feierlich ernste Liebkosung nicht zu erklären, aber die Geliebte schien in diesem Augenblicke so erhaben, daß er es für kindisch hielt, zu sprechen, zu fragen; und bei aller Unverständlichkeit ihres Betragens war doch etwas in ihm, das ihm mit jener dunkeln Flüstersprache des Traumes zu sagen schien: es versteht sich ja doch von selbst, es ist natürlich, daß wir einen solchen Abschied nehmen. Die Springbrunnen, die er sonst so gerne in stillen Morgenstunden belauschte, schienen ihm heute mit ihrem eintönigen Gemurmel ein altes, trübes Rätsel zu predigen, das aber im Grunde ja doch gelöst sei. Er war weder traurig, noch gleichgültig, weder ernst, noch heiter gestimmt, als er auf Wilhelms Wohnung zugieng, ihn abzuholen. Er konnte sich auf nichts besinnen, es war ihm, als gebe es gar keine Gegenwart, und wie jetzt eben die Strahlen der Sonne ungewiß mit dem Nebel kämpften, so, meinte er, gebe es eigentlich gar keinen Tag, sondern nur einen Morgen und einen Abend.

Als er aber an Wilhelms Seite in die frische, jugendliche Landschaft nach den Berggegenden von Frascati und Albano hinauswanderte, ward es ihm wieder leicht und klar ums Herz, die Welt erschien ihm wieder als ein sicheres Besitztum und voll fröhlicher Gedanken erwog er sein nahes Glück. Wilhelm sang lustig in den frischen Morgen hinaus,

blieb aber oft stehen und sah nach Rom zurück. Gegen Mittag ward er verdrießlich und gieng stumm, den Blick zur Erde geheftet, neben Theobald einher. Sie ließen Albano fürs erste zur Seite liegen und wandten sich nach Castel Gandolfo. „Man möchte sich hineinstürzen," sagte Wilhelm, als sie am Rande des ausgebrannten Kraters standen und durch die üppige Vegetation, die den oberen Teil seiner inneren Höhlung kränzt, auf den See hinunterblickten, der die alte Werkstätte des vulkanischen Feuers in Besitz genommen hat. Des Abends erhitzte er sich in Albano durch starken Wein gewaltsam zur Fröhlichkeit und konnte des Lobes der reizenden Gestalten, die in ihrer bunten Tracht an der Osteria vorüberwandelten, nicht satt werden.

„Sieh," sagte er, „da tritt nun eine mit ihrem Liebhaber herein, sie werden sich hier setzen und sich den Wein munden lassen; — ein auserlesener Wuchs: sieh, wie das rote Kleid über die herrlichen Hüften hinunterfließt, jede Bewegung ist nobel, kräftig; — ei, warum sieht sie doch nicht herüber? unter diesem Tuche muß notwendig ein schönes Angesicht lauschen, gib Acht, jetzt dreht sie sich um, sie blickt nach uns her, sieh dieses —"

Hier brach er plötzlich ab und erbleichte. Theobald konnte sich dieses auffallende Stocken leicht erklären; ihn selbst überraschte eine unverkennbare Ähnlichkeit des albanischen Mädchens mit Cordeliens Zügen und Gestalt. Wilhelm war stille geworden, vergebens bemühte sich sein Freund, ihm ein Wort zu entlocken, er verharrte in seinem finsteren Schweigen, nur daß er bisweilen ein mürrisches, unverständliches Wort in den Bart murmelte; und als ihnen, in ihrem Albergo wieder angelangt, das Nachtlager in verschiedenen Zimmern angewiesen wurde, schien er mit dieser Trennung des Lokals sehr zufrieden.

Als Theobald am folgenden Morgen reisefertig in das Zimmer seines Freundes trat, traf er es leer; Wilhelm war nirgends zu finden. Vom Cameriere erfuhr er endlich, daß derselbe in aller Frühe seine Zeche bezahlt und sich auf den Weg gemacht hatte.

So widerlich Theobald anfangs von seiner Entdeckung berührt wurde, indem er diese Handlung seines Freundes nicht anders, als einen „Streich" nennen konnte, so mußte er sich doch gestehen, daß ihm die Trennung lieb war. Es war ihm unheimlich an der Seite Wilhelms zu Mute gewesen, die sichtbare, innere Unruhe desselben hatte ansteckend auf ihn gewirkt. Übrigens lagen die Gründe des plötzlichen Verschwindens nahe genug. Der Anblick am gestrigen Abend und die mit ihm verbundene Erinnerung hatte in dem Flüchtling alle wilden Geister der Eifersucht so stürmisch aufs neue aufgeregt, daß Theobald, der sein Temperament kannte, keineswegs erwarten konnte, er werde sich so schnelle wieder zu sammeln wissen, um zur Fortsetzung des Ausflugs die gehörige Stimmung zu gewinnen. Schien doch Wilhelm so wenig gewöhnt, seine Launen und Leidenschaften am Zügel des Willens zu halten, daß er selbst die Forderungen eines solchen Kampfes unverhohlen verspottete und es vorzog, Schwäche wie Tugend aus Eingebungen des Genius zu erklären, den Wechsel der Stimmungen als eine Art magischen Schattenspiels zu betrachten. Nun, dachte Theobald, es ist besser so, wie es ist; er ist offenbar nach Rom zurückgeeilt, um sich ohne Verzug zu seiner Abreise nach Neapel einzurichten und sich dann für immer von den Umgebungen zu trennen, die in jedem Momente die Wunde aufs neue aufzureißen drohen; die Entfernung, die Zeit wird ihn heilen. So sich beruhigend, verfolgte er seinen Weg durch das Albanergebirge,

wo der Anblick der herrlichen Natur und der schönen Menschen keine weiteren Besorgnisse in ihm aufkommen ließ.

Der Abend des dritten Tages sah ihn fröhlich auf der alten via Appia nach Rom daherziehen. Ihn kümmerte jetzt nicht der Anblick der ewigen Stadt, der Peterskuppel, er mochte seine Blicke nicht nach den mannigfaltigen Wendungen der alten Wasserleitung aussenden, bei den verfallenen Monumenten, durch die er wandelte, verweilen; er war nur ein Gedanke an die nahe Zukunft, die ihm lachte; und jene selige Angst, mit der wir dem Wiedersehen eines geliebten Wesens entgegengehen, die unser Herz zu bangen Schlägen erschüttert und uns die Füße fast lähmt, lockte Uhlands rührenden Vers auf seine Zunge:

O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz nicht, Fels, du dräuest schwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

So zog er singend seines Weges, als er unweit der einsamen alten Herberge mezza via einen Reiter auf einem Rappen im gestrecktesten Galopp auf sich zufliegen sah. Er kam näher und Theobald sah ein Angesicht, bleich, wie Gespenster, lange, schwarze Locken wehte der Wind über erstorbene Wangen herein. Er las auf diesem Gesichte ein einziges Wort, es hieß: Verzweiflung. „Wilhelm! Wilhelm! Was ist dir? Wohin rasest du?" rief er dem Reiter zu, den er mit Entsetzen erkannt hatte; aber vergebens. Wilhelm schien ihn nicht zu sehen, zu kennen; den starren, lichtlosen Blick hinaus in die Ferne gerichtet, jagte er in wütender Eile an ihm vorüber. „Großer Gott! Was soll das bedeuten! O fort, fort, hin zur Geliebten, dort ist Friede, Treue, ist der Himmel!" so rief Theobald und eilte mit verdoppelter Schnellig-

keit dem Hause Friederichs zu, sprang die Treppen hinan, dann durch Friederichs Atelier nach Cordeliens Zimmer. In der ungewissen Beleuchtung des Abends kam es dem Eilenden vor, als bewegen sich die Gestalten auf dem großen Gemälde gespenstisch, ein Grauen befiel ihn, er eilte vorwärts, riß die Thür' auf und sah — Cordelien sterbend in den Armen Friederichs; in der linken Seite ihrer entblösten Brust klaffte eine tiefe Wunde. Hinten stand Christoph, die Arme über der Brust gekreuzt und stille zu Boden blickend. Friederich brach beim Anblick Theobalds unwillkürlich in Lears Worte aus: „Nicht einen Hauch! O nimmermehr, nein, nimmer nimmermehr!" Theobald sank ohnmächtig zu Boden. Als er wieder zu sich gekommen war, fand er Cordelia auf die Ottomane hingestreckt; er kniete bei ihr nieder, faßte ihre Hand. Kaum hörbar sprach sie noch seinen Namen, der letzte, verglimmende Strahl ihres Auges traf ihn; ein Seufzer und sie war verschieden.

Es war vor einer Stunde, als Friederich eine Abendgesellschaft befreundeter Künstler besucht hatte, die Bedienten des Hauses einem Policinell nachgegangen waren und Cordelia, allein in dem sonst von niemand bewohnten, zwischen Gärten einsam stehenden Hause, die Harfe schlagend, auf ihrem Zimmer saß. Diesen Moment schien Wilhelm abgewartet zu haben, der plötzlich bei ihr eintrat. Er schloß die Thür hinter sich ab und flüsterte Cordelien einige dunkle, heisere Worte ins Ohr. Sie fuhr auf, sprachlos vor Scham und Zorn. Wilhelm fiel auf die Knie nieder und flehte mit zitternder Stimme: „Ach, mißdeute mich nicht, du herrliche Gestalt! Nur mein Auge, mein Auge! Jeder andere Sinn sei zum Schweigen verdammt! Rein und unberührt sollst du dem Bräutigam entgegentreten! Dann mag mir der Quell des Lichtes ersterben und nur dies

eine Bild in den verdunkelten Kammern der Sehkraft leben!“ Cordelia. bebend, wankend, stößt den Frechen zurück und erhebt laut ihre Stimme um Hilfe. Der Rasende springt auf, ein Dolch blitzt in seiner Hand: „Sterben will ich, aber du mit mir!“ sprach er in leisem, aus Furcht vor Entdeckung gedämpftem Tone. Cordelia trat auf die Seite, die Arme auf einen Tisch gestemmt, schien sich die ganze Hilflosigkeit ihrer Lage in schlaffer, thränenloser Verzweiflung zu überdenken. Sie hört eine Bewegung vor der Thüre; sie hofft Hilfe. Aber eine rauhe Männerstimme murmelte außen: „Nur ruhig, ich halte gute Wache!“ Während Wilhelm an die Thüre tritt, der Stimme zu antworten, fühlt er sich plötzlich von hinten umfaßt. Die Verzweiflung hatte dem armen Mädchen Mut gegeben; sie will ihm ringend den Dolch entreißen. Er will sich rasch umdrehen, stürzt nieder und reißt sie im Sturze mit sich. Ein Schrei und sie lag zuckend in ihrem Blute; durch eine unglückliche Wendung war sie mit der Brust in den Dolch gefallen.

Unzusammenhängende Laute der Sterbenden und das halbe Geständnis eines Banditen, der, in eiliger Flucht auf der Treppe sich überstürzend, verhaftet worden war, hatten Friederich und Christoph, welche kurz nach dem schrecklichen Auftritte eintraten, das Entsetzliche enträtselt. Christoph hatte bei dem ersten Blicke auf Corneliens Wunde jede Rettung für unmöglich erklärt.

Friederich hatte sich in sein Atelier eingeschlossen. Vergebens suchte Christoph seinen Freund, an dem nun der Schmerz in seiner ganzen Gewalt ausgebrochen war, zu bereden, daß er diesen Ort verlasse und sich nach seiner Wohnung begebe; vergebens suchte er in das Dunkel seiner Verzweiflung einen Strahl religiösen Trostes fallen zu lassen. „Da sieh hin,“

rief Theobald, „sieh, wie sie hingestreckt liegt, die hohe Gestalt, im Tode noch schön! Mußte nicht die ganze Natur sich zugeschworen haben, dieses edle, rührende Bild zu schonen, das sie selbst in ihren kühnsten, zartesten Träumen ausgesonnen? Mußte der Fels ihr nicht aus dem Wege gehen, damit er den schönen Fuß nicht verletze, der Sturm nicht den Atem anhalten, damit er diese glänzenden Haare nicht verwirre, der Regen nicht rings um sie vertrocknen, damit kein ungeschickter Tropfen auf diesen reinen Nacken falle, mußte nicht die hungrige Löwin der Wüste, die unbezähmbare Hyäne verwundert stille stehen, wenn diese Gestalt vor sie trat? Aber nein, nein! Deine gerühmte Vorsehung versteht es besser, sie schleudert das zarte Bild dem rohen Verbrechen in die zerquetschende Eisenhand — noch ist Rettung — aber ein Ruck, ein Hundertteil einer Bewegung um die Breite eines Haars verfehlt, — ein Sandkorn vielleicht, über dem sie ausglitt — o ja, darin ist Sinn, Vernunft, göttliche Weisheit! Nun geh hin," schrie der Verzweifelte, in wahnsinnigem Schmerze sich über die Leiche werfend, „geh hin und erzähle Kindern und Narren, es gebe einen Gott!"

Allmählich legte sich die Wut seines Schmerzes; vor sich niederblickend, den Kopf auf die Hand gestützt, saßen bei zwei hohen Wachskerzen die zwei neben der Leiche in tiefem Schweigen, nur daß der eine oder der andere bisweilen nach dem Leichnam hinblickte und dann durch einen tiefen Seufzer die Totenstille unterbrach. Gegen Mitternacht war der erschöpfte ältere Freund in einen tiefen Schlaf versunken, und Theobald stand nun als der einzige Wache zwischen zwei schlummernden, geliebten Wesen, deren eines nicht mehr erwachen sollte. „Nicht mehr!" sagte er in gedehntem schmerzvollem Tone, indem er sich vor den Leichnam stellte und die

eine Kerze näher rückte; „das Licht dieser Augen ist erloschen, ihr klarer, freundlicher Blick, der Born der Liebe, ist versiegen gegangen; diese Wangen zeigen nicht mehr im süßen Lächeln das freundliche Grübchen; kein Gesang, kein Liebesgeflüster, kein Kuß fließt mehr von diesen holden Lippen. Sie sind stumm und stille.“

So sprach der hoffnungslose, unglückliche Mann; aber indem er nun die Leiche aufmerksamer betrachtete, fand er, daß jede Spur des Grausens, welche die Schrecken des Todes in dieses Angesicht gegraben hatten, verschwunden war. Die Lippen lächelten sanft, wie sonst; auf dem geschlossenen, hochgewölbten Auge schien der ewige Schlummer sich zu wiegen, und siehe, auf den Wangen war das liebliche Grübchen wieder erschienen. Bei diesem Anblicke löste sich der herbe Grimm von seinem Herzen. Er beugte sich langsam über sie und drückte einen langen innigen Kuß auf die bleiche Stirne. „Dies ist der letzte,“ sagte er, trat weg und blickte mit stiller Ergebung in die schöne Nacht hinaus.

Kaum hatte er am andern Tage, in seine Wohnung zurückgekehrt, sich niedergelegt, um in den Armen des Schlummers Erquickung zu finden, als er mit der Nachricht abgerufen wurde, daß Friederich ihn schnelle zu sehen wünsche. Als er zu ihm trat, fand er ihn so schwach, daß er ihm kaum die zitternde Hand bieten und sprechen konnte. Die geschwächte Lebenskraft des Greises hatte diesem Sturm nicht Stand halten können. „Ach, Theobald,“ begann er mit schwacher Stimme, „nun verstehe ich die dunkle Angst, die mich zurückhielt, dich zu Cordelien zu führen. Doch alles kommt von Gott, Glück und Unglück.“ „Glück?“ sagte Theobald, indem er sein Angesicht unter glühenden Thränen in den Tüchern des Bettes verbarg, „Liebe, Freundschaft, Hoffnung,

alles verloren!“ „Mein Sohn,“ sprach Friederich mit der letzten Anstrengung der versagenden Stimme, indem er sanft das Haupt des Weinenden aufrichtete, „mein Sohn, es stehet geschrieben: Liebe ist stark wie der Tod, und Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen.“ Er fiel aufs Kissen zurück und verschied.

So behielt nun Theobald von allen Geliebten niemanden übrig als den scherzhaften Genossen; denn von Wilhelm lief noch an demselben Tage die Kunde ein, daß er in einem nahen Gebirgsdorfe in wahnsinniger Fieberhitze sich aus einem Fenster gestürzt hatte und sogleich tot liegen geblieben war.

Aus Christophs Munde vernahm man während dieser Auftritte nur selten ein Wort. Seinen Freund verfolgte er wie eine Mutter mit sorgenvollen Blicken. Er verließ seine Wohnung und zog zu Theobald. Oft, wenn er Nächte hindurch schlaflos lag, bemerkte Theobald, wie Christoph vom Lager aufstand und sich über sein Bett beugte. Er pflegte dann die Augen zu schließen, um den besorgten Freund zu schonen. Übrigens verfiel dieser auf ein eigenes Mittel sich zu trösten. Er kaufte sich einen jungen Hund, mit dem er oft stundenlang spielte und dessen drollige Munterkeit selbst Theobald in mancher seiner düstersten Stunden ein Lächeln entlockte.

„Theobald,“ sagte Christoph, als sie von Cordeliens und Friederichs Leichenbegängnis zurückgekehrt waren, welche an der Pyramide des Cestius nebeneinander in einem Grabe ruhten, „Theobald, wie stehen wir denn nun mit dem lieben Gott?“ „O still still!“ sagte Theobald leise, „er hat mir sein Antlitz im Schrecken zugewendet. Und nun will ich sie erst lieben in

Ewigkeit." „Brav," erwiderte Christoph; „aber jetzt laß uns eilen, ich sehne mich sehr nach der Heimat."

Sie reisten nach Deutschland zurück und wohnten fortan in einem Hause als unzertrennliche Freunde zusammen. Die beiden Gemälde Friederichs hatten sie mitgenommen. Theobald trat in ein öffentliches Amt und lebte, geliebt von allen, die ihn kannten, ein treuer Freund, ein liebevoller Tröster der Unglücklichen.

II.

Gedichte.

Epigramme aus Baden-Baden.*

Vorwörtliche Denunziation.

Arme Geschöpfe! Ihr ruhtet bei mir gemütlich im Pulte;
Fort und hinaus in die Welt! riefen die Freunde euch zu.
„Sei es!“ erwidertet ihr, „doch dann mit geflügelter Eile,
Sonst empfängt man uns kalt wie den verspäteten Gast;
Auf! es drängt der Moment, in die Stunde der horchenden Spannung
Mitten hinein aus der Luft falle das schwebende Wort!
Schnelle denn leget uns an die weichen papierenen Schwingen,
Wenn sie nur breit genug für die Hexameter sind!“
Ach, da fehlt das Format; der flügel-bildende Künstler,
Wohl kein Dädalus, säumt bis zu dem gestrigen Tag.
Trotzdem merk' ich es wohl, ihr thut mir zu Hause nicht gut mehr,
Da euch die Unruh steckt nun in den Gliedern einmal,
Und euch tröstet der Storch, der flügellahme, der Spätling,
Dem man am Ende doch auch gönnt auf dem Giebel ein Nest;
Nicht umsonst, denn der Bursch mit dem langen, spitzigen Schnabel
Findet zum Schnappen noch heut Nattern und Kröten genug.

3. November 1867.

* Mit Genehmigung des Verlegers der Einzelausgabe, Carl Grüninger in Stuttgart.

Freiheit und Gleichheit.

Hier im prächtigen Saal, umkreisend die Tische der Spieler,
Streifet die deutsche Frau hart an der Metze vorbei,
Welche der Sumpf von Paris herspie in die Berge des Schwarzwalds,
Wo von Fichten umkränzt duftig die Matte sich dehnt,
Wo jungfräuliches Grün vor den frechen Gästen errötet
Und die Quelle vor Zorn dampfet, zu löschen die Schmach.
Ja, zu Haus, in der heimischen Stadt, da hält man es anders;
Haarscharf werden daselbst Schafe und Böcke getrennt,
Über Wort und Blick wird streng zu Gerichte gesessen,
Aus unschuldigem Kuß wird ein Verbrechen gemacht;
Hexensabbath ist hier und Ferien feiert die Tugend,
Freiheit und Gleichheit gilt, Dame und Dirne ist eins
Und man verarget es nicht, wenn etwa ein lockerer Vogel
Als demi-monde anspricht eine der ehrbaren Frau'n.

Deutscher Franzos.

Siehe den deutschen Lümmel! Er hat in Paris sich gebildet,
Weiß aus dem Grund, wie man mit den Loretten es hält.
Zierlich führt er zu Tisch die hochgegürtete Schöne
Mit dem geschwollenen Bausch rötlicher Locken ums Haupt,
Zierlich reicht er ihr Eis und läßt von der Flasche des Schaumweins
Knallend springen den Propf, zierlich dann schenkt er ihr ein,
Zierlich spricht er und glatt wie Wasser die gallische Sprache,
Häufig erhebt er die Hand gestikulierend dazu;
Plump sind die Finger und krumm wie Zehen der Pfote gebogen,
Im Magazin wohl lang haben sie Tonnen gewälzt.
Und sie trinkt und sie schaut auf die rohen Organe und sendet
Einen verständlichen Blick ihrer Begleiterin zu.

Frühe Schule.

Kinder auch tummeln sich hier, vornehmer Familien Sprossen,
Knaben im sammtenen Wams, Mädchen zu Affen geputzt,
Auch der Jüngling erscheint und die reizende Knospe der Jungfrau,
Welcher so rührend steht werdender Tag des Gemüts:
Hier, wo lüstern und frech die prunkende Buhlerin auflacht,
Wo beim Gelage sie schwelgt und auf die Nacht sich verdingt.
Recht so! Lernet bei Zeit! Hier gibt's „Beispiele des Guten“,
Herrliche Schule für dich, Blüte des künft'gen Geschlechts!

Mode.

Mit dem Gebirge von Haar vergrößert den Kopf sie zum Kürbis,
  Tief nach vornen hinab sitzet ein Teller von Stroh,
Gleich als hätte von hinten gewaltige Feige des Ohres
  Ihr das Deckelchen vor bis auf die Nase gestülpt.
Breit und männisch erscheint die Schulter, es greifet der Gürtel
  Hart an den Rippen hoch über der Weiche hindurch,
Treibet den Leib heraus zu widerlich schwellender Rundung,
  Aber kümmerlich schmal enget die Hüfte sich ein.
Buhlerisch kurz ist bald das Gewand, bald fegt es als Schleppe
  Lang nachrauschend den Kot oder den wirbelnden Staub,
Schwankend trippelt der Fuß auf hohem, spitzigem Absatz,
  Der ihn bei jeglichem Schritt mit der Verstauchung bedroht;
Daß aus Dunkel hervor gefährlicher blitze das Auge,
  Färbt ihr das Augenlid fein mit arabischem Schwarz.
Geht und entlehnet doch auch von der indianischen Rothaut
  Noch den goldenen Ring, den durch die Nase sie steckt!
Aber der Wilde betreibt's mit ehrlicher, kindischer Thorheit,
  Wenn er mit Farben und Schmuck närrisch sich putzet den Leib;
Dies hier hat in Paris die käufliche Dirne ersonnen
  Und die gesittete Frau ahmt es getreulich ihr nach.

Dennoch.

Blähe dich auf wie ein Pfau und locke mit Augen und Farben,
Dennoch bleibt es dabei, daß im Spital du krepierst.

Der Zweck.

Wär' es die Wollust nur, was sie suchen, es wäre wahrhaftig
Nicht sehr rühmlich, jedoch ganz ideal im Vergleich.
Geld nur wollen sie, Geld, und gewiß im höchsten Momente
Denken sie: was er wohl zahlt für das Roulett und den Schmuck?
Wie man nur küssen sie mag, die gar nichts fühlen im Kusse,
Als der Frage Gewicht: wie viel Napoleonsd'or?

Moral und Physik.

„Predigst du immer Moral?“ O nein, ich lehre Physik nur!
Hat die Natur euch denn völlig die Nase versagt?
Riecht ihr den Schwefel denn nicht der Verworfenheit, welcher euch beizend,
Qualmend entgegendampft unter dem Patcholiduft?

Gegenüber.

Gestern um Mitternacht ein Geschrei und Heulen vernahm ich;
Schergen ergriefen ein Weib, das sie im Laster ertappt.
Drüben im hohen Palast erwartet den Buhlen die stolze
Kurtisane und streift nieder das reiche Gewand.

Unterschied.

Heut verbannte das Amt verdächtige Dirnen an hundert,
Deutsche; in Ehren verbleibt, was uns Lutetia schickt.

Perlen vor die S . . . .

Herrlich erklingt die Musik, die schönere Seele des deutschen
Volks ergießet sich rein in die balsamische Luft,
Ohrenschmauß für den üppigen Gast, der in der Zerstreuung
Halb hinhöret und nie, wenn er auch hörte, sie fühlt.

Ein Lied.

Altes Studentenlied! Da tönest du aus dem Gewirre
Von Melodieen heraus, das sich im Quodlibet schlingt.
Komm, sei allein mit mir, ich verstehe dich, und du verstehst mich
Und sie entdecken dich nicht, Franken und Britten umher.
Als ich dich sang, da wußt' ich noch nicht, wie schändlich die Welt ist;
Senke dich, rührendes Lied, in das verbitterte Herz!

Gebirgsvolk.

Zwei breitkrempige Hüte, mit goldner Quaste gezieret,
Hoch über alles Volk ragen sie dort im Gedräng;
Riesen sind es fürwahr an nervigem Baue der Glieder,
Frisch und heiter und keck leuchten die Augen umher.
Dies ist Heldengeschlecht des Andreas Hofer, die Väter
Haben das tötliche Blei unter die Dränger gesandt,
Haben vom Berge den Fels, die Stämme der Fichte gerollet,
Wild aus der Eisack Flut starrte zermalmtes Gebein.
Heute verjodeln die Söhne ums Geld ihr tirolisches Heimweh
Und des Geschlagenen Sohn reichet verächtlich den Sou.

Noch eines.

Nicht auch fehlet der Senn vom Appenzeller Gebirge;
  Gelbliches Molkengetränk reicht er manierlich umher,
Biederer Sohn der Natur in lederner Hose der Bergtracht;
  Sauber auf Scharlachgrund schimmert das leinene Wams.
Horch, er bietet das Glas mit gewiegtem, leichtem Französisch
  Und nach der Stellungen Schick ist er vom corps de ballet.

Koketten.

Lachen noch mußt' ich bei allem Verdruß, als heut' ich die Ziegen
  Sah im zierlichen Stall stehen zum Melken bereit.
In der berechneten Welt, wo alles lebt vor dem Spiegel,
  Schien mir, als blickten kokett selber die Tiere umher.

Ein Monument.

Eines erheitert mich doch: das schlichte, gemütliche Denkmal,
Nahe dem Säulengang traulich im Grünen versteckt;
Eine Büste von Erz auf einfachem Stein; dem geheimen
Hofrat Dr. N. N., les' ich geschrieben am Fuß.
Wie er lächelt, der Schalk! Mit zwinkerndem Winkel des Auges
Und mit schmunzelndem Mund blickt er vergnüglich mich an.
Kurarzt war er; mir ist, als spräch' er vernehmlich: „Ja wohl, ja,
Manchen geheimen Rat gab ich an allerlei Volk,
Und absonderlich gern vornehmen Herren und Höfen;
Dadurch hab' ich den Glanz nicht um ein Kleines vermehrt."
Seh' ich den dummen Ernst in all dem nichtigen Jagen
Und die geblendete Gier all des betrogenen Schwarms,
Lenk' ich gerne den Schritt zu dem grünen, verborgenen Plätzchen
Und wie ein Faun im Gebüsch lächelt behaglich der Schelm.

Schwarzwaldsage.

Sieh, zu den Buden des Markts ist jetzt eine neue gekommen,
Neben den Waren der Welt bietet sie geistlichen Stoff.
Bibeln hat man hier feil just gegenüber dem Kurhaus,
Wo sich von Haus und Hof mancher im Spiele kuriert.
Billig mußt' ich dabei der alten Sage gedenken,
Die uns des Künstlers Hand dort in der Halle gemalt:
Engels- und Teufelskanzel; es sind zwei Felsen im Walde,
Ganz wie in Lehrstuhlform hat die Natur sie gebaut;
Auf der vorderen steht ein Engel und predigt vor schwachem
Auditorium laut himmlisches Liebesgebot;
Drüben der schwarze Dozent erfreut sich volleren Hörsaals,
Alle gebildete Welt strömt dem Kollegium zu.

Wettrennen.

Heute ergießt sich die Welt, das Rennen der Rosse zu sehen,
Wagen an Wagen gedrängt, stürzen sie rasselnd hinaus.
Heut wie ein Blumenfeld erglänzet die Blüte der Schönheit
In des leuchtenden Schmucks voller, berauschender Pracht.
Selber lenket das Roß am Scharlachband die Lorette,
Fürstliches Viergespann leitet der schlanke Jockey.
Ringsum gaffet das Volk und nach dem beneideten Glanze
Lecken die Bürger der Stadt gierig den lüsternen Mund.
Aber wer kann, fährt mit, es schleppt den gemieteten Wagen
Blutend von viehischem Hieb, keuchend der Klepper dahin.
Könnt' ich retten nur eine der Kreaturen, der armen,
Aus des Peinigers Faust, gäb' ich die Menschen daran,
Grafen, Barone und Lords, Sportsmen und wettende Narren
Mit dem sämtlichen Volk, welches den Schwindel beglotzt.
Möchten sie Arm und Beine nur immer brechen! Ein Gaul ist
Wahrlich immer noch mehr wert, als das ganze Geschmeis.

Doppelte Nacktheit.

Wie man fahren nur mag, wenn von dem Hagel der Hiebe
  Unbarmherzig zerfetzt stöhnt das geschundene Pferd!
Reiße den Kutscher vom Bock, wenn du Mensch bist, tritt ihn mit Füßen
  Und in die Lache am Weg schleudre den Schinder hinein!
Das ist der andere Teil der unverzeihlichen Duldung,
  Daß die Grausamkeit nackt wie die Schande hier geht.

Sinnentäuschung.

Einmal wollte ich doch das Bild mir wieder betrachten,
Das dem Auge sich beut hinter den Tischen des Spiels,
Und ich erfuhr dasselbe, wie schon vor Jahren; die tiefe
Stille, die ringsum herrscht, ward mir im Ohre zu Lärm.
Tigergeheul und Affengeblöck und Schrei der Verzweiflung,
Horch, und ein Kichern dringt zwischen die Töne der Wut!
Jetzo ward das Gesicht von demselben Zauber befallen,
Bestien sah ich umher fletschen das weiße Gebiß;
Von Dämonen gepeitscht mit kleinen, zierlichen Krücken,
Rannten und sprangen sie auf, grauenhaft war es zu seh'n.
Aber kein Wort beschreibt, wie scheußlich das schöne, geschmückte,
Lächelnde, spielende Weib in der Verwandlung erschien;
Schamlos nackt und die Formen verwelkt und die blühende Farbe
Schillernd in Blau und Grün, wie die Verwesung es bringt,
Doch es bewegte die Glieder noch frech wollüstiges Zucken,
Während über die Stirn streiften die Schauer des Tods.

Nichts Neues.

Aus dem Spielsaal kamen sie her; es fragte das Dämchen:
  Avez-vous gagné? Oui, sprach der geschniegelte Fant.
So im Vorübergeh'n vernahm ich die Worte in dunkler
  Stunde der Mitternacht just nach dem Schlusse des Spiels.
Froh des Dunkels und müde des Tags und müde des Taumels,
  All des Lärmens um nichts suchte das Lager ich auf.
Plötzlich knallt es; ein Schuß aus stark geladener Waffe
  Fährt wie ein jäher Blitz wild in die Stille der Nacht,
Hart am Hause; ich eile hinab, die Bewohner, die Nachbarn
  Kommen mit Kerzen herbei, leuchten im Finstern umher.
Siehe, ein sterbender Mann! Ausatmend streckt er im Blut sich
  Und an der Mauer hinauf klebt das verspritzte Gehirn.
Neben dem Leichnam fand sich ein Blatt, mit zitternden Zügen
  Gab es Kunde vom Los, welches den Armen ereilt.
Bürger war er im Nachbarland und nährte sich redlich;
  Da zum verfluchten Tisch lockt ihn der tückische Reiz.
Sein Erspartes verspielt er, den letzten Pfennig verspielt er,
  Weib und Kinder daheim läßt er als Bettler zurück.
Schauernd stand ich, sie sahen mich an; das ist ja nichts Neues
  Hier bei uns, so was, sagten sie, sind wir gewohnt,
Schickten zur Polizei, damit sie fürs Weitere sorge,
  Zuckten die Achseln und dann stiegen sie gähnend zu Bett.

Pädagogische Ware.

Allerhand Kinderspiel steht hier in der Bude gehäufet;
Unter dem niedlichen Zeug seh' ich ein kleines Roulett.
Auch Anweisungen wohl, gemalte, zu kindlicher Unzucht
Hinten im Winkel versteckt birgt der verdienstliche Kram.

Kein Spieler.

Weg von der Stätte der Schmach in des Waldes heilige, dunkle,
Kühlende Einsamkeit floh ich und atmete tief.
Doch nicht konnte wie sonst die gepeinigte Seele sich laben,
Auch in das stille Asyl folgten die Geister mir nach.
Angesteckt von der Pest schien selbst das harzige Grün mir,
Blätter und Nadeln und Moos schienen vergiftet zu sein.
Seufzend sank ich ins Gras; da krabbelt es über den Waldweg:
Plump und schwer und dick kriechet ein Käfer daher,
Blaugepanzert, mich freute das Tier; der ehrliche Kerl ist
Sicher auch etwas Schelm, aber er spielet doch nicht.

Kein Deutsch.

Essen verlangt' ich. Ein Kellner erscheint. Der schmierige Schlingel
Im verschlissenen Frack stellt sich, als könnt' er nicht Deutsch.

Der Dank.

„Ärmlicher deutscher Tropf! Das steht geschrieben auf jeder
Von den Nasen umher wälschen und brittischen Schlags:
Tanzplatz unserer Lust ist dein gebogener Rücken,
Lohnbedienter, das warst, bist du und wirst du auch sein!
Dazu bist du uns gut, du edles, moralisches Deutschland,
Daß du uns alles erlaubst, was man zu Haus uns verbeut!

Grobheit.

Jeder blickt und geht und steht, als dächte er eben:
So recht unverschämt möchte ich eigentlich sein.
Ungezogen reckeln sie sich, die staubige Sohle,
Daß sie den Nachbar streift, setzen sie über den Stuhl.
Kommt sie aber im Ernste heran, die gestiefelte Grobheit,
Spricht oder thut jemand, was dich beleidigen muß,
Ist es ein deutscher Lakay; für Franzen, Russen und Britten
Spart er den dürftigen Schatz seiner Gefälligkeit auf.

Ehre Deutschlands.

„Jetzo sind wir denn doch viel höher geachtet im Ausland,
Da wir im vorigen Jahr Thaten der Helden vollbracht."
Gestern sprach es ein Deutscher. Ein Croupier hört' es und sagte:
„O ja, ihr habt euch brav selber die Hosen gespannt,"
Eilte zum Spieltisch dann, wo in enggeschnittenem Beinschlauch
Stand ein Sprosse des Teut und die Dukaten verlor.

Valentin.

„Tragt sie nicht allzuhoch, die Nase, ihr lockeren Franken!
Ihr, Herrn Nachbarn und wir kranken im gleichen Spital;
Seit mit dem Staatsstreich schloß der Freiheit große Bewegung,
Zieht ihr als Sklavenvolk an dem vergoldeten Joch.
Was der Corse begann, das hat der Märker vollendet,
Rohe Gewalt für Recht ist die Parole der Zeit.
Jeder geistige Schwung ist lächerlich hüben wie drüben,
In der erlahmten Zeit schwingt sich allein das Roulett.
Trente et quarante ist die Zahl für 48 geworden
Und Germania ist Metze der Gallia gleich.
Stimmet ein Mund jetzt eines noch an der heiligen, alten
Lieder des Vaterlands: höhnisches Lachen erschallt.
Und es ist leider wahr, mit Singen und Festen verjubelt
Haben wir unsere Zeit, Lieder für Thaten gehabt.
Jetzo, da es die Kraft, die gewissenlose, zur Hand nahm,
Was wir alle versäumt, bleibt uns der ärmliche Spott.
Tief in der Seele Grund ist blasiert die Jugend, ein Witzlein
Streut auf den stumpfen Genuß mäckernd das dürftige Salz.
O, es gähnet die Zeit! ihr hippokratisches Antlitz,
Hinter dem Becher der Lust brecherisch grinst es hervor.
Aber von euch kommt uns das Schlimmste; wir hatten gerettet
Einige Scham und ihr bringt uns die Frechheit herein.“
Als ich so sprach, da versetzte der Ernsten, Denkenden einer,
Wie sie das gallische Volk tiefer im Kerne noch hegt:

„Leugnen kann ich es nicht, verdorben bei uns ist die Masse,
Ja verdorbener wohl, als im germanischen Land,
Aber ihr seid schläfrig und wir sind feurig, der Ehre
Heißes Gefühl durchzuckt immer den einzelnen noch;
So gehorchen wir zwar dem Tyrannen, der alle gebeuget,
Aber die Gleichheit gilt in der geselligen Welt;
Uns nicht scheidet der Rang in gehorsame Diener und Herren,
Vor dem geschwollnen Stolz krümmen den Rücken wir nicht,
Und noch weniger je vor dem fremden; die eigene Sprache
Würde verleugnen bei uns nicht der erbärmlichste Knecht.“
Ich fuhr auf und er schwieg und gab mir fein zu erkennen,
Daß er im Vaterlandsfreund wisse zu achten den Schmerz;
Aber ich gieng verdrießlich hinweg, es kam ins Gedächtnis
Ein zutreffendes Wort mir aus dem Göthischen Faust:
Möcht' ich sie alle vor Grimm zusammenschmeißen, ich könnte,
Sagt der wackre Soldat, Lügner sie heißen doch nicht.

Unpolitisch.

Daß ihr am Ende mir gar, Epigramme, politisch noch werdet,
Ist nicht politisch von euch. Immerhin weiter! Es sei!

Geständnis.

Oftmals sagt' ich im Zorn, er wäre mir heute willkommen,
Wer uns die Einheit bringt, wär' es mit Geißel und Schwert.
Aber da hoffte ich stets, die rücksichtslose Gewaltthat
Komme mit einem Streich über uns alle zugleich;
Anzutreten den Kampf um der Freiheit heilige Güter,
Sei dann schlichtes Gebot für das geeinigte Volk;
Und ich ahnete nicht, es könne die Stunde noch schlagen,
Wo dem Freunde des Rechts naht die entsetzliche Wahl:
Ja zu sagen zum Werk der Gewalt, zu verleugnen die Wurzel,
Die in des Staates Baum führt den lebendigen Saft,
Zu verleugnen das Recht, der Lüge die Ehre zu geben
Und zu opfern dem Zweck Würde des Bürgers und Manns,
Dranzurücken ein Leben, ergraut im Dienste der Freiheit,
Und sich ins eig'ne Gesicht so zu versetzen den Schlag,
Oder sie mitzutragen, die Schuld, daß Anker und Steuer,
Mast und Segel und Wehr fehle dem schwankenden Schiff,
Daß es verbandlos werde die Beute des nächsten Corsaren,
Ja mit dem schlimmeren Feind schließe den schimpflichen Bund.
Ach, was sagen und thun? Uns bleibt nur düsteres Schweigen;
Die ihr am Ruder sitzt, thut was ihr könnt, was ihr müßt!
Dränge nur, wackerer Stand, der mit des Fleißes Erzeugnis
Achse befrachtet und Schiff, dränge dem Norden uns zu!
Wir vielleicht vertrauen beschämt dem nächtlichen Lager,
Immerhin besser noch sei's, daß die Gewalt sich erfüllt;

Doch mittanzen wollen wir nicht den tollen Fandango,
Den um den Prügel im Kreis hüpfet die trunkene Schar,
Welcher noch warm vom vergossenen Blut der Unsrigen rauchet,
Nicht mitküssen die Faust, die ihn zum Schlage erhob,
Nicht mitloben den Mann, der, wenn er sein Lob hat gelesen,
Nickend bemerkt: dazu ist die Kanaille doch gut.
Winter muß sein, es bedarf der härtenden Decke das Erdreich,
Aber die menschliche Hand säet und machet ihn nicht,
Unerbittlich Gesetz der unbeseelten Naturmacht,
Fühllos bricht er herein, fraget und brauchet uns nicht.
Wenn der Boden erwarmt vom liebenden Lichte des Frühlings,
Wenn ein himmlisches Weh'n sprenget den Panzer von Eis,
Macht sich der Landmann auf mit dem ersten Strahle des Morgens
Und mit frohem Gesang eilet er rüstig an's Werk,
Reißt mit dem Pfluge die Furchen und über die dampfenden Schollen
Weitausschreitend mit Kraft streut er den Samen umher.

Maßstab.

Um so viel ist er groß, als wir Urteilende klein sind;
Ihn erheben mit Lob, heißt, sich erniedrigen selbst.
In der verächtlichen Zeit, da niemand zu handeln vermochte,
Scheinet der einzige Mensch, welcher doch handelte, groß;
Weil charakterlos wir und schlaff sind, zeiget der eine,
Der sie gewaget, die That, daß es Charakter noch gibt.
Dennoch lieber die Zunge sich selbst abbeißen, als jemals
Durch das geständige Lob multiplizieren die Schmach!
Wer in sich selber fühlt etwas vom Manne, der schauet
Ruhig von oben zu, wie sich das Völkchen erhitzt.

Haß und Liebe.

Volk, o deutsches Volk, im Kerne doch mehr, als sie alle,
Weil du ein Mischmasch nicht, weil du ein Volk ja doch bist,
Weil eine Sprache du hast, nicht bäurische Trümmer von Sprachen,
Wie sie zum süßlichen Brei näselnd der Franke vermantscht,
Wie sie mit Fröschegequack und Zischen und Prusten und Blasen
Brittischer Mund kurios gurgelt und strudelt und quirlt,
Volk, o deutsches Volk, dem auf der Stirne das Siegel
Leuchtet, welches da heißt: Ruhe der klaren Vernunft,
Das du verachtest mit Recht den vorschnell fertigen, seichten,
Leidenschaftlichen Stoß, welcher dem Franken gefällt,
Das du verachtest mit Grund des Britten blinde, beschränkte
Sicherheit, die es noch nie gründlich zum Zweifel gebracht,
Volk, o deutsches Volk, dem seine Vernunft sich in Trägheit,
Zähen und klebrigen Schmutz, faulenden Käse verkehrt,
Armes, verachtetes Volk, die müssen am gröbsten dich schelten,
Die dich in Herzens Grund immer am meisten geliebt.

Italienisch.

O wie hör' ich sie gern, Italiens reinere Sprache,
Wenn sie mit hellem Vokal tönt aus dem trüben Gewälsch!
Was ihr auch sündigen mögt, ihr Kinder des sonnigen Landes,
Habt ihr doch immer Stil, bleibt ihr doch immer naiv.
Winterlich, wie wir Deutschen es sind, so zieht ein gesunder
Und gerader Kontrast reizend uns immer zu euch.
Eifersucht verwickelt uns schief mit Franken und Britten,
Ehrlich lieben wir euch mitten im Schelten und Kampf.

Gerechtigkeit.

„Sage, was treibst du auch? du schiltst auf Völker und Sprachen,
Welche doch immer ein Recht haben, zu sein, wie sie sind!
Kennst die Gedanken du nicht, die weltbefreienden Blitze,
Welche der Gallier warf in das verdorbne Latein?
Weißt du nicht mehr, daß Shakespeare schrieb im gegurgelten Plattdeutsch,
Welches man Englisch nennt, Sterne und Byron und Scott?"
Ach, ich weiß es ja wohl und manches noch könntest du sagen;
Das ist der traurige Fluch hier an der Stätte der Schmach,
Daß sie uns stachelt, den Zorn auf andere Völker zu schleudern,
Den das empörte Gemüt gegen das eigene fühlt;
Alles erscheinet schlecht, man vergißt das Gute, die Tiefe
Bleibt verborgen, es steigt schäumend zur Höhe der Schmutz.

Keine Partei.

Nur durch blinde Partei'n bewegt die Geschichte sich vorwärts;
Diesmal gehör' ich — verzeiht! — keiner und beiden
zugleich.
Steure nur hin, mein Schiff, ins preußische Wasser! Es gibt ja
Nicht auf der weiten Welt irgend noch anderen Schutz;
Hätten wir es vermocht, vermöchten wir's heute, zu schaffen
Etwas Bessres, so schwer strafte der Himmel uns nicht.
Fahre denn zu, doch bemannt mit widerstrebenden Herzen,
Welche der Schlamm nicht täuscht, der in dem Hafen sich
staut!
Nur der Stärke vertrau'n wir uns an, was zu euch uns
Zögernde führet, das ist einzig die eiserne Not.
Recht nicht suchen wir da und Vernunft, wo der Junker und
Leutnant
Straflos Bürger verhöhnt, prügelt, ersticht und erschießt.
Von den Freunden nicht, den fanatischen, hört ihr die Wahrheit,
Nur vom bezwungenen Feind, der sich euch murrend ergibt.
Er nur sagt es euch deutsch, wer ihr seid und was ihr ge-
than habt;
Wie ihr getürmet zuerst schändliches Lügengebirg,
Um vom Zaune den Krieg in günstiger Stunde zu brechen,
Wo der verbündete Staat seufzte nach Frieden allein,
Wie mit dem Säbel von vorn, mit dem welschen Dolche im
Rücken
Ihr euch mörderisch dann auf den Betrogenen warft.

Ja, wir sind erlegen, doch wohl uns, daß wir gefochten,
Denn wir sind für das Recht ehrlich erlegen im Kampf.
Schaut nicht zu stolz auf die Felder des Siegs, denn glaubet mir, manches
Brave Soldatenherz, das für des Vaterlands Wohl
Redlicher schlug, als das Herz in der Brust des feindlichen Schützen,
Liegt durchschossen von euch dort in dem blutigen Sand.
Aber es gibt noch Männer, die nicht vergessen, daß Wahrheit
Wahrheit bleibet und Recht bleibet in Ewigkeit Recht,
Die in die Macht sich nicht verlieben wie schwärmende Mädchen,
Welchen zum Muster ein Mann aller Vollkommenheit wird,
Und wir kommen zu euch, doch mit bewahrtem Gewissen,
Und in das Adergeflecht bringen wir reineres Blut.
Eines jedoch erlauben wir nicht: daß einer des Schwarzen
Großmama gegen ihn selbst rufe zu Hilfe vor Zorn.
Wer mit dem Feind liebäugelt, dem alten lauernden Reichsfeind,
Wer wahnsinnig in ihm gar den Befreier sich hofft,
Wer verräterisch ruft: französisch lieber als preußisch!
Darf nicht bleiben im Schiff; packt ihn und schmeißt ihn hinaus!

Damals.

Nicht im Sommer des Kriegs, wir ließen zu Boden uns
schlagen
Damals, als wir im Stich ließen die Lande am Meer.
Leicht erkannte das Auge, das Geister siehet, in jenen
Tagen des Richtschwerts Blitz, das uns den Nacken durchhieb.

Volkserziehung.

Müßiggehen im Bad, das ist nur ganz in der Ordnung,
Nicht für die Arbeit bloß ist uns das Leben geschenkt.
Säh' man euch nur nicht an, daß die Arbeit euch als gemein gilt,
Daß ihr verachtet den Mann, der sich verdienet sein Brot!
Aber wer es erlaubt, zu errichten den lockenden Glückstopf,
Arbeitslosen Gewinn stellet als Losung er auf.
Wehe dem Staat, der es thut, er tötet sein eignes Gewissen
Und er wundre sich nicht, wenn er Gesindel erzeugt.

Der höllische Schatz.

Wenn es der Himmel beschließt, eine Stadt, ein Land zu verderben,
Schenkt er ihm heilenden Quell, Wunder der schönen Natur.
Labsal suchet zuerst der bescheidene Kranke, der frische
Wanderer, rühmet zu Haus dann die gefundene Luft.
Mehrere kommen, es häuft sich der Zug von Jahre zu Jahre,
Völkerwandrung beginnt, müßigen, üppigen Schwarms,
Welcher die Laster der Zeit, den frechen, lüsternen Anspruch
Trägt in das stille Gebirg, trägt in das friedliche Thal.
Weg ist die Einfalt nun aus des Bürgers Haus und des Hirten
Hütte; des Gastes Gelüst forscht er und beutet er aus.
Eile thut not, denn es gilt, zu benützen den flüchtigen Sommer,
Und es mehrt sich die Gier, hastigen, leichten Gewinns.
Ziehen sie dann mit den Schwalben hinweg, die geschröpften Besucher,
Köstliches Liebesgeschenk lassen sie scheidend zurück:
Gleich dem müßigen Gast lebt wie im Land der Schlaraffen,
Wenn er den Seckel gefüllt, nun der Bewohner dahin;
Ist er geleert, was thut's? Es kommt ja wieder der Sommer
Und es beginnt von vorn fröhlich das Saugesystem.
So von der Hand ins Maul fortlebet das Völkchen und richtig,
Durch den höllischen Schatz sind sie zu Lumpen gereift.

Ausnahme.

Wenn mein Wort euch verletzt, ihr Besseren unter dem Volke,
Deren ich keinen vergaß, reicht zur Verzeihung die Hand!
Rund, wenn sie wirken soll, und ganz muß sprechen die Wahrheit,
Rücksichtslos gradaus fährt das entschiedene Wort.

Die wahre Schuld.

Euch nicht klage ich an, ihr Einzelnen, die der Versuchung
Mächtiger Reiz bezwingt; schwach ist des Menschen Natur;
Wenige werden erzogen; im Schwall der Menge vergebens
Suchst du des Denkens Kraft, suchest Charakter du auf.
Schlimm, wenn ein Mann vom giftigen Spiel in jegliche Fäulnis,
Schlimm, wenn ein Weib in die Kluft prunkender Schande versinkt;
Schrecklich, wenn vom verächtlichen Tisch der bethörte, beraubte
Bürger und Landmann weg schleichet, den Tod im Gesicht.
Doch es dürfen uns nicht die einzelnen Fälle verdüstern;
Stets mit gefaßtem Blick lerne du schauen die Welt!
Aber der Fälle unendliche Zahl in unendlicher Folge
Wie ein dämonischer Geist zeugt ein gefälschter Begriff.
Wer den Begriff verfälscht, wer die Macht hat, es zu verhindern,
Daß er sich fälsche, und doch förmlich die Fälschung erlaubt,
Der verdienet den Fluch, verdient, daß ein blitzender Gott ihm
Mit dem Donnerkeil treffe das schuldige Haupt.
Wer mit Ruten gehau'n sich im Winkel sollte verkriechen,
Prunket — ihr lasset es zu — unter den Edeln des Volks,
Wer ins Zuchthaus gehört als diebischer Kuppler Fortunas,
Treibt im festlichen Saal lächelnd das teuflische Rad.
Also sieht es das Volk nnd ihm verschwindet die Grenze,
Die zwischen Gut und Schlecht heilig und ewig besteht.
Nicht so schlimm wird es sein, so denken sie, wenn sie es schauen,
Und das Sittengesetz scheinet am Ende ein Wahn.

Ehre und Schande wird gleich, die Keuschheit gleich und die Wollust
Und das Bordell wird gleich offnem, geselligem Saal,
Ehrliche Arbeit gleich dem Betrug, der hinter des Zufalls,
Den er im Großen bemißt, täuschende Maske sich steckt.
Dies, dies lehret ihr hier, ans Steuer des Staates Berufne,
Die ihr den höllischen Tisch duldet im heimischen Land!
Schon an sich ja gleicht er dem Haus der Schande, das straflos
Nackt vor der Thür ausstellt jeden gefährlichen Reiz,
Und das Bordell — was Wunder! — es wird zum wahren Bordelle,
Wo sich des Nachbarlands Hefe das Stelldichein gibt,
Wo man es offen betreibt am Lichte des Tages, der Lampen,
Was doch aus menschlicher Scham sonst sich im Dunkel verbirgt.
Wenn nicht sämtliches Volk aufwächst zu Betrügern und Dieben,
Dem der gesetzliche Raub stets vor die Augen sich drängt:
Wahrlich, ihr danket es nur der unverwüstlichen Volksart;
Gieng es nach euch, schon längst wär' sie verfault bis ins Mark,
Die ihr den Kessel des Gifts, woraus unzählige Röhren
Sittlichen Cholerastoff führen ins Leben hinaus,
Hier aufstellt im gesegneten Lande und zu deutscher Gefilde
Stinkendem Schandfleck macht das paradiesische Thal.

Einwurf.

„Aber weißt du denn nicht, daß längst der Spruch schon gefällt ist
Über den leidigen Pacht, Erbe vergangener Zeit?
Daß drei Jahre nur Frist dem erkannten Übel vergönnt sind,
Weil für den Pächter ja doch zeugte der alte Vertrag?
Weil um Verlängerung noch für die fließende Quelle der Wohlfahrt
Flehend in kläglichem Ton bat die erschrockene Stadt?“
Ja, ich weiß es und lache des nichtigen Worts; mit dem Giftmord,
Heiße er, wie er will, kenne ich keinen Vertrag,
Quelle des sittlichen Tods ist mir nicht Quelle der Wohlfahrt
Und gleich Ewigkeit jede Minute der Schmach.

Wanderung.

Heute abend verpufft des Sündengeldes ein Teilchen
    Unser heil'ger Crispin flott in die nächtliche Luft.
Landvolk wälzt sich in Scharen herbei, der Pächter des Spieles
    Ist Wohlthäter des Volks, Kirchen ja baut er sogar;
Rings von der Lustfahrt kehrt, noch zu sehn das feurige Schauspiel,
    Auch die glänzende Welt früher zum Bade zurück.
Und so find' ich wohl jetzt die Natur von dem Stoffe gesäubert,
    Welcher ihr reines Bild täglich entweiht und vergällt.
Frei sind die Wege, es schweigt das Gerassel, Geschwätz und Gehetze
    Und, zu mißhandeln das Tier, pfeifet die Geißel nicht mehr.
Weiter hinaus und weiter! es führt am rauschenden Waldbach
    Tiefer der rüstige Schritt mich in der Fichten Gewölb.
Abend wird es und Nacht und das allausgleichende Dunkel
    Wischt die Gedanken mir weg an die verdorbene Welt.
Ja, es löst sich das Herz, es springt vom Busen die Rinde,
    Leise beschleicht das Gemüt süßer Erinnerungstraum.
Jung bin ich wieder, leicht ist der Mut und leicht das Gepäcke,
    Wie vor Jahren so frisch wandr' ich durch Wald und Gebirg.
Hoffnung lebt in der Brust und fröhliche, kräftige Täuschung,
    Und der Gewässer Sturz über den Felsen hinab
Und das Brausen des Winds und der Ruf des kreisenden Falken,
    All das Leben des Walds, Singen und Klingen umher,
Einsam und keusch und groß, es wächst mir hinein in die Seele
    Und in der Seele Grund wacht die Begeisterung auf.

Meines Vaterlands und meines Volkes gedenk' ich,
Träume von einem Tag, wo es sich herrlich erhebt,
Wo es aus eigener Kraft, aus innerer stolzer Bewegung
Gründet den freien Bund, welcher die Glieder vereint.
Wie ich so ziehe des Wegs in meine Gedanken verloren
Und zur Gegenwart mir ganz die Vergangenheit wird,
Sieh, da gesellt sich ein Schatten zu mir, er trippelt und zottelt
Ordentlich neben mir her, läufet voraus und zurück,
Stutzt manchmal, wenn im Schimmer des Monds die Rinde der Tanne
Ihm ein Fratzengesicht scheinet, er brummt und er bellt.
Das ist der Hans, mein Hans, er ist es, der redliche, gute,
Der auf so manchem Marsch treuer Begleiter mir war.
Längst schon deckt ihn der Grund; ihn brachte, von tötlichen Bissen
Qualvoll sterbend, im Arm einst mir der Knabe nach Haus.
Wohl ein Hund nur war es, doch kann ich den Blick nicht vergessen,
Wie er nach seinem Herrn, zuckend im Tode, noch sah.

L. W. an L. V.

12. Januar 1868.

Hab Dank für deiner Strafgedichte Spendung!
Mir ist Musik das Klirren deiner Waffen,
Die von des Geistes Sehne du, der straffen,
Wirfst gegen deutscher Tugend feile Schändung.

O glaube mir bei meines Worts Verpfändung,
Schon sah ich manchen von den Trägen, Schlaffen
Zu ernstem Kampfe sich zusammenraffen,
Dem du vom Auge löstest die Verblendung!

Nur will mein Herz ein tiefes Leid verspüren,
Daß du siehst ungern von des Nordens Hügeln
Aufsteigen Deutschlands Ar auf mächt'gen Flügeln.

Die sollen Kaiser sein, die stark uns führen
Zur immer höhern Macht und immer vollern,
Und wie die Staufen einst, so jetzt die Zollern.

F. V. an F. W.

20. Januar 1868.

Wer es vermag, der soll uns immer führen,
Heiß' er nun Zollern oder wie er wolle!
Nicht in verbissnem, unfruchtbarem Grolle
Sitz' ich im Winkel bei verschlossnen Thüren.

Doch daß im Staat, deß Führermacht wir spüren,
Sich spreizt das Unrecht und der übervolle
Gewaltstand blüht auf ausgesogner Scholle:
Den heil'gen Zorn dagegen will ich schüren.

Es zankte jüngst ein schulgerechter Vetter,
Ein Preußenschwärmer, mit mir altem Knaben;
Ein Preuße hört' es und der Preuße sprach:

So laß ihn zürnen doch, beim Donnerwetter!
Kommt zornig nur, ihr eigensinn'gen Schwaben,
Zu Hilf' im Kampf uns mit der innern Schmach!

Der deutsche Bundestag.

(6. Februar 1859.)

Es dröhnt der Kriegsdrommete Schall,
In Süd und Nord steht überall
Die Nation in Flammen —
Da sitzt der deutsche Bundestag,
Bundestag,
Ja Bundestag zusammen.

Das erste Thema war so schwer,
Daß lang darüber hin und her
Die Geister thäten raufen:
Wie man ein neues Festungswerk,
Festungswerk
In Rastatt solle taufen.

Da fiel es einem Weisen ein:
Schlafmütze soll sein Name sein!
Wie dieser Vorschlag kame,
Gleich sagten alle: Ja, ja, ja!
Ja, ja, ja!
Schlafmütze sei sein Name!

Der zweite Punkt war kein Pläsier:
Es kam von einem Offizier
Ein gar beweglich Bitten.
Der hatte für das Vaterland,
Vaterland,
Ja Vaterland gestritten.

Für Schleswig-Holstein floß sein Blut,
Wie er gekämpft mit treuem Mut,
Das zeigen seine Narben.
Dann ließ man ihn mit Weib und Kind,
Weib und Kind
Am Bettelstabe darben.

Nun schreibt der Mann in seiner Not
Um ein bescheiden Altersbrot
Für sich und für die Seinen.
Da riefen sie auf einen Schlag,
Einen Schlag:
Die Bitt' ist zu verneinen.

Der Dänen Bote war dabei,
Er stimmte mit der Kompanei,
Und eh' er gieng nach Hause,
Lud er die Herrn Kollegen fein
Sämtlich ein
Zu einem Abendschmause.

Zur Illumination

beim Einzug der aus Frankreich zurückgekehrten württembergischen Truppen in Stuttgart 1871.

Dank dir, du braves deutsches Heer!
Dir strahlet dieses Lichter-Meer
Und deinen blanken Waffen!

Es steigt durch deinen Heldenmut
Das Vaterland aus Blut und Glut,
Ein Phönix neu geschaffen.

Krieger und Bürger.

(1883.)

Der Kriegsmann, der sich selber ehrt,
Denkt stets, der Bürger sei es wert,
Daß man ihn schütze,
Denn wär' der Bürger das nicht wert,
So wäre, wer sich für ihn wehrt,
Zu nichts ja nütze.

Der Bürger, der den Dünkel nährt,
Sie würde leichtlich ganz entbehrt,
Die starke Stütze,
Die sich getreulich für ihn wehrt,
Der freilich ist's im Grund nicht wert,
Daß man ihn schütze.

Der Herzog von Kukumberland.

Der Herzog von Kukumberland,
Ki, ka, Kumberland,
Auf Braunschweig deckt er seine Hand.
Wo sind denn deine Thaten
Und deine Solidaten?

O Herzog von Kukumberland,
Ki, ka, Kumberland,
Sag an, wer führte dir die Hand?
Wer hat dir das geraten,
So ohne Solidaten?

Geraten hat's die Excellenz,
Ix, ax, Excellenz,
Die kluge kleine Excellenz,
Die hat es mir geraten,
Auch ohne Solidaten.

Sag an, du kleine Excellenz,
Ix, ax, Excellenz,
Du kluge kleine Excellenz,
Wer hat es dir geraten,
Auch ohne Solidaten?

Sankt Pecci gab den feinen Rat,
  Fi, fa, feinen Rat:
Fahr hin, fahr hin und nicht zu spat!
  Du mußt bei Zeiten raten,
  Auch ohne Solidaten.

O heil'ger Vater Pecci du,
  Pi, pa, Pecci du,
Laß doch das deutsche Reich in Ruh!
  Wir lan dich nicht regieren,
  Du thätest uns petschieren.

O Herzog von Kukumberland,
  Ki, ka, Kumberland,
Bleib du nur im Kukumberland!
  Da braucht es keine Thaten
  Und keine Solidaten.

O kluger, kleiner Pfiffikus,
  Pfi, pfa, Pfiffikus,
Bleib Excellenz in partibus!
  Da übe deine Thaten
  Auch ohne Solidaten.

Für den deutschen Schulverein.

(1887.)

Wandre, lerne
In der Ferne
Viel und gerne,
Übe die Zunge und den Sinn
In fremden Sprachen, es bringt Gewinn.
Aber bleibe in deiner Haut,
In deinen Knochen, wie sie gebaut,
Sprich, wie es wahrhaft dir zu Mut
Im eignen Fleisch, im eignen Blut,
Wie es die Jungen und die Alten
Bei dir zu Lande hielten und halten,
Sprich, wie sie sprechen in den trauten
Von Urzeit angestammten Lauten,
Sprich, wie dein Herz mit sich selber spricht,
Lasse von deiner Sprache nicht!

Nach Dorpat.

(März 1887.)

Von Westen der Hahn
Kräht wild uns an,
Von Norden der Bär
Brummt hintenher.
Wir werden uns wehren
Mit Ehren —
Gegen den Hahnen voll Verdruß,
Daß er noch einmal Schläge haben muß,
Gegen des Bären zottige Brust
Mit Herzenslust.
O dürft' ich's erleben, könnt' ich es schau'n,
Wie man die Tatzen, die Raubtierklau'n,
Womit er so weithin greift und packt,
Vom überfressnen Leib ihm hackt,
Wie man die Brüder, die er zerbeißt,
Ihm aus dem knirschenden Rachen reißt!

Raubgewinn.

(1884.)

Was poltert und stampft in des Wechlers Haus?
Habt ihr das Ächzen vernommen?
Drei dunkle Männer huschen heraus,
Sind schnell wie Geister entkommen.

Da liegt er, von Hammerstreichen klafft
Sein Schädel, mit Blut überronnen;
Sein Gold, wo ist es? Im Sturm entrafft.
Vollauf ist das Spiel gewonnen. —

* * *

Was poltert und stampft und kreischt und schreit
In der Diebschlucht finsterer Kammer?
Es ging ans Teilen, da gab es Streit,
Sie griffen fluchend zum Hammer.

Sie liegen röchelnd in ihrem Blut,
Hat jeder gekämpft wie ein Drache,
Und blinkend neben den Hämmern ruht
Das entglittene Gold in der Lache.

An den Eber.

Nach Giovanni Rizzi.

I.

Von dir, von dir auch soll die Leier tönen,
Unsaubrer Sohn des alten Urweltschoßes,
Der uns auch trug, dir fiel denn doch kein bloßes
Scheinerbteil zu am planetarisch Schönen.

Sinnloser Übermut des Erdenkloßes,
Mit Engeln sich zu messen, Göttersöhnen!
Komm, wir sind Brüder! Dich soll niemand höhnen!
Als Majas Sprosse bist du etwas Großes.

Lacht auch im Aug' dir keine Seelenliebe,
Hat dir ein karger Gott es nicht gegeben,
Zu fühlen je des Herzens schöne Triebe,

Schuf er dich nicht zum sehnsuchtvollen Streber,
Entstammst du doch dem göttlich ew'gen Leben
Des Stoffs. Hier meine Hand, Mitbürger Eber.

II.

Hier meine Hand? Hier — stinkt's ja — o, verzeihe,
Daß ich in meinen alten Stil verfallen!
Ein Neuling in der Schweinsverehrer Reihe,
Fühl' ich noch etwas Adel in mir wallen.

Es geht vorbei. Bald sehen diese Hallen
Mich fester, glaub' mir's! Deinen Geist verleihe,
Mein neuer Bruder, daß mit Macht kann schallen
Mein mannhaft Lied, gesalbt von deiner Weihe.

Ihr alten Schwäne, die ihr Blüten speiset,
Thau zur Ambrosia trinkt, im Abendrote
Am Lorbeerhain mit weichem Fuße kreiset,

Laßt den Parnaß mit seinem faden Grase!
Hieher! Hier für die scharfe Luft am Kote
Stärkt sich das Herz und stimmt sich um die Nase.

III.

Armsel'ge Nachbrut der verlognen, lahmen
Schulweisheit, die ihr fälschet den Gedanken,
Der Wahrheit heil'ge Blöße mit dem zahmen
Deckblatt der Phrase sucht zu überranken!

Bei uns nennt man das Kind beim rechten Namen,
Das Kraftweib, unsre Muse, kennt kein Schwanken,
Geheimnis, Gottheit sind uns leere Rahmen,
Sind Märchen für die Kinder und die Kranken.

Und wenn dereinst sich unsre Augen schließen,
So sind wir quitt, bedürfen keines frommen
Gebets am Grab, noch Blumen, die da sprießen.

Doch glücklich jetzt schon dürfen wir uns fühlen,
Willst dann und wann du an den Hügel kommen,
O frommer Freund, und inniglich drin wühlen.

An die Vögelchen meines Gartens.

Nach demselben.

Ihr lieben Vöglein feiert in die Runde
Das Morgenrot mit frohem Flug und Sange.
Ihr Glücklichen! Ihr habt noch keine Kunde
Vom öden Weltschmerz, euch macht er nicht bange!

Die Harmonieen dieser jungen Stunde,
Ihr fühlt sie noch in heil'gem, süßem Drange,
Sanft wächst das Licht, es klingt mit euch im Bunde
Der Himmel rings von eurer Lieder Klange!

Die Mutter, treu dem Glauben frommer Ahnen,
Sprach oft zum Kind beim Jubel eurer Töne:
Horch, wie sie betend ihren Schöpfer loben!

Mir aber dünkt, ihr wollt die Welt gemahnen,
Ob sie so ganz der Freude sich entwöhne,
Die rein empfindet, wer da fliegt nach oben.

A. D. in ein Exemplar der „Lyrischen Gänge“.

Meister in Marmor und Erz, geh mild ins Gericht mit dem alten
Dichterjungen, bemiß nicht nach der Strenge der Form!
Leben, ich weiß es, ist dir das erste, dem wagenden Dichter
Gönnst du die Freiheit mehr als den Genossen der Zunft.

Klaub die Zibeben heraus vom Kuchen! Er ist wohl mitunter
Etwas gesessen, zum Teil wohl auch die Kruste verbrannt,
Besser jedoch gegangen den Teig, mehr Fülle der Beeren
Findest du da, wo den Herd griechische Kohlen geheizt.

In ein Exemplar von

Ph. Ulr. Schartenmayers Heldengedicht „Der deutsche Krieg“

für eine Sammlung zu einer Lotterie in Leipzig (1883/4).

Nichts Schnapsiges ist am ganzen Mann,
Er dichtet trocken, so gut er kann, —
Nicht allzutrocken: vom Neckarwein
Schenkt er sich gern ein Schöppchen ein;
Hält ehrlich Prosa — ist nur der Reim
Nach einiger Schwierigkeit im Leim, —
Für apollinische Poesie.
Dafür stolziert er mit Phrasen nie.
Er ist wohlmeinend, von Herzen gut,
Kein falsches Äderchen hegt sein Blut.
Er hat eine Freude an seinem Machen,
Man sieht ihn zufrieden schmunzeln, lachen,
Ein redliches Auge sieht man rollen,
Wenn er predigen muß und grollen.
Er ist nie pikant, doch auch niemals schief,
Er ist nichts weiter als grundnaiv.
Und daß er geschnitten aus solchem Holz,
Darauf, er gesteht's, ist der Autor stolz.

An J. W.

Holde Gunst auf seinem Pfade
Ist dem Erdensohn beschert.
Dies nur ist ja wahre Gnade,
Die man unverdient erfährt.

Dankend mit bescheidnen Mienen,
Hofft ein christliches Gemüt,
Künftig erst noch zu verdienen,
Was ihm unverdient geblüht.

An M. v. B.

(1883.)

In trockene Zeichenschrift gebannt
Wird das arme Lied in die Welt gesandt,
Eine Blumenzwiebel in irdenem Topf.
Der Eine liest es nur mit dem Kopf,
Der Andre hätte wohl Herz im Grunde,
Liest aber in stumpfer, öder Stunde,
Tonlos, accentlos wie eine Fiebel,
Und tot im Topfe verbleibt die Zwiebel.

Wie anders, wenn vom Glücke gesegnet
Die Seele des Lieds der Seele begegnet,
Wenn ihr Hauch den schlafenden Keim belebt,
Daß er empor aus der Zelle strebt,
Drängend sich hebt aus dem Erdenklose,
Daß er als Maiglöckchen, als Rose,
Saftig, lebendig, fein gegliedert,
Farbig, von lebendem Grün umfiedert,
Zum Gärtner heimkommt aus fernen Landen
Und duftend ihm sagt: du bist verstanden.

An M. v. B.

Achtundsiebzig.
Was ergibt sich?
Nicht, daß man so ganz sich fühlte,
So erlahmte aller Schwung,
Daß man nicht noch fast wie jung
Schöner Frauen Güte fühlte,
Wie sie fernher Grüße sendet,
Zarter Blumen Fülle spendet.
Gilt es auch der Muse nur —
Auch die Muse ist Natur.

An D. K.

In ein Exemplar des dritten Teils der Tragödie Faust von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky.

Wo man inniger und frischer
Ihn vernimmt und ihn versteht,
Demaskiert sich der Poet,
Nennt sich einfach
Friedrich Vischer.

An denselben.

Mit einer Photographie.

Sieht nicht dieses bärt'ge Haus
Wie ein Oberförster aus?
Hat an der Jagd doch keinen Geschmack,
Schießt lieber auf böses Menschenpack.

An A. G.

Genieße,
Alice,
Der Jugend Traum! —
Vieles verfliegt wie leerer Schaum.
Suchst du bei Zeiten den Gehalt:
Zwar scheint er kalt,
Doch, wird man alt
Und verblüht die Gestalt,
So hält er vor;
Was man verlor,
Wird bloßer Schein
Und was da bleibt, ist wahres Sein.

A. G. auf einen Fächer.

(1880.)

Kein Freund vom Wind; jedoch
Lernt für ein freundlich Lächeln
Ein schönes Antlitz fächeln
Auch Einer noch.

F. v. P. D., g. G. ins Stammbuch.

An die Cikade.

Nach Anakreon.

Selig bist du, liebe Kleine,
Die du in der Musen Tempel,
Von Poetengeist befeuert,
Spielend alle Welt entzücktest.
Dir gehörte eigen Alles,
Was auf Polstern, oder Bänken
In der Lichter Strahlenglanze
Deiner wartend dicht herumsaß.
Wenn du mit der feinen, leichten,
Graziösen Regung vortratst,
Holde Einfalt, edle Klugheit,
Rührend Leiden zarter Unschuld,
Heitre Schalkheit, zierlich Necken —
Wenn du zaubernd diese Geister
In dich nahmst und, so verwandelt,
Selbst ein Geist, ein lieblich Märchen
Uns, den Staunenden erschienest,
Warst du wie des süßen Frühlings
Süße Botin uns willkommen.

Sogar alte Professoren,
Eingeschrumpfte, ledertrockne,
Werden, jener Zeit gedenkend,
Wieder jung und machen Verse.
Wunderkraft, die das kann wirken,
Trinkt aus ewig frischem Quelle.
Darum sag' ich: „weise, zarte
Dichterfreundin, dich ergreifet
Nie das Alter, Götterjugend
Lebest du und wirst du leben.

Welches das Rechte?

Hart gegen sich
Und hart gegen andre. —
Geh hin und wandre
Und mildre dich!

Weich gegen sich
Und weich gegen andre. —
Geh hin und wandre
Und stähle dich!

Weich gegen sich
Und hart gegen andre. —
Pfui! weit fort wandre
Und bessre dich!

Hart gegen sich
Und weich gegen andre. —
Schon gut; doch wandre,
Sieh scharf um dich!

In ein Handschriftenalbum.

(An S. P.)

„Das Ganze, das Meer, die unendliche Welt?“
Sei ruhig, schweife nicht in Gedanken!
Bestelle du treu dein gewiesen Feld,
Groß oder klein in seinen Schranken!

Und ist es selber nur wohl bestellt,
So wird es auch Früchte dem Ganzen bringen;
Eine Kette von Gliedern ist die Welt,
Ein Feld von Feldern, ein Ring von Ringen.

Rezept.

Wir könnten leichter durchs Leben wandeln,
Lernten wir nur uns selbst behandeln.

Strohblumen.

Blümchen beut der Alte nur,
Die von strohiger Natur,
Können nicht wie Tulpen prunken,
Sprühen keine Farbenfunken,
Können nicht wie Rosen blüh'n,
Aber sie sind immergrün.

Blümchen sind es wie von Stroh,
Der sie beut ist ebenso,
Seine Hand ist welk und kalt,
Achtzig Jahre heißt es bald.
Eins jedoch wird nicht erkalten,
Farbe wird er immer halten.

Geburtstagswunsch für einen Alten.

(Zum 30. Juni 1887.)

Herzlich wünsch' ich dir vor deinem Ziele
Noch der guten Jahr und Tage viele.
Doch im Namen wahrer Freundespflicht
Sag' ich, überleb dich selber nicht.

Weihnachten.

Zu einem lebenden Bild.

(Zürich, 1860.)

An diesem Tage feierte vor Zeiten
Der alte Deutsche, der noch Heide war,
Des kurzen Tags willkommnes neues Wachsen.
Es stand — ihr dürft es sicherlich mir glauben —
Ein Tannenwipfel mit viel Lichtern dran
Schon dazumal in jeder deutschen Hütte.
Ringsum war Wald; es heulte fern der Wolf;
Vom hellen Lichte, das so ungewohnt
Ins schwarze Dickicht drang, auf Zapfen Eises,
Auf tiefem Schnee so seltsam widerstrahlte,
Erwacht' der Bär aus seinem schweren Schlaf
Und murrend tappt' er tiefer in die Büsche.
Doch drinnen war's so lustig schon wie heut.
Die Freude glänzt' aus hellen Kinderaugen,
Gerade so wie heut, obwohl die Gaben —
Verlaßt euch drauf — ein Gutes schlichter waren.
Für Mädchen gab es schon etwas von Schmuck,
Ein Stirnband, hübsche Nadeln für das Haar,
Armspangen, blank, von Erz; besonders aber
Der gelbe Bernstein stand in großen Ehren,
Im Norden fern um hohen Preis vertauscht,
Gereiht in Perlen für des Halses Zier.
Ich seh im Geist, wie ihrem Töchterlein

Die blüh'nde Mutter solche Gabe reicht,
Das sieht die Perlen in dem Lichte funkeln
Und langt hinauf mit kindlichem Entzücken.
Was aber ward dem Buben wohl beschert?
Ich denke mir, sobald die Zeit vorüber,
Wo kleines Spielzeug noch das Kind erfreut,
Gab ihm der Vater an dem heil'gen Abend
Die erste Waffe, etwa eine Streitaxt,
Und sprach dazu in mahnlich ernstem Tone:
„Nun, Kleiner, laß uns sehen, wann du die
Dem ersten Römer schmetterst auf das Haupt!"
Ich seh' es blitzen in den jungen Augen,
Wenn nun der Knabe mit der kleinen Hand
Die Waffe hoch emporhält und betrachtet.
Der strenge Vater sieht gelassen zu
Und streicht sich lächelnd seinen langen Bart. —

Doch haben die Gelehrten es bewiesen,
Daß es schon damals Honigkuchen gab.
Die hiengen sicher reichlich an dem Baum;
Man nannte sie schon damals Leckerli;
Die haben wohl vor so viel hundert Jahren
Den Kindern grade so wie heut geschmeckt.

So lustig gieng's in dieser alten Zeit
An diesem Tag schon zu, obwohl es nur
Ein Fest der blinden Heiden war. Dem Wodan,
Dem höchsten Gotte galt dies Fest; es war
Der Dank dafür, daß er dem Tageslicht
Die neue Kraft gegeben, und dafür
Als Sinnbild steckte man die Lichter an.

Jetzt feiern wir an diesem heil'gen Abend
Ein andres Licht. Das Licht des Geistes ist's,
Das Licht der Liebe, das uns aufgegangen,
Das innen drin, im tiefsten Herzen scheint;
Die innre Wärme, die in unser Leben
Durch den gekommen, der an diesem Tag
Ein Kindlein in der armen Krippe lag.
Die Kerzen, die von so viel höherm Lichte
Ein Sinnbild sind geworden, scheinen freundlich
Hinaus auf ordentliche Straßen und
Auf Schulen, wo man etwas Rechtes lernt.

Doch darum will der liebe Heiland nicht,
Daß wir das Angesicht in mürrische,
Gestrenge Falten ziehn. Er lachte selbst,
Da er an diesem seinem ersten Abend
Das Öchs- und Eselein im Stalle sah.
Und wie er groß geworden, blieb er stets
Ein Kinderfreund und ließ sie zu sich kommen.
Ich glaub' sogar, daß er, wann so ein Kind
So freundlich zu ihm aufsah, manchmal ihm
Was schenkte und dazu ihm mit der Hand
Gar liebevoll striech über seine Stirne:
„Seid nur vergnügt!" So hat er wohl gesagt.
„Der Ernst wird schon noch kommen. Nur recht brav
Müßt ihr auch sein und müßt nichts Finstres,
Nichts Schwarzes in der jungen Seele nähren!" —

Nun gut, du liebe junge Schar, so sei's!
Wenn's jetzt so sauber aussieht in der Welt,
So wollen wir nur ernstlich dafür sorgen,

Daß Bär und Wolf, wie er sonst draußen hauste,
In unsern Herzen nicht sein Lager macht;
Und übrigens von jener alten Kraft,
Von jener Einfalt in der Heidenzeit,
Indes wir lichter sind an Geist und Herz,
So viel, als immer möglich ist, behalten.

Jetzt geht die Freude an! Das Christkind schwebt
Herbei und bringt die Gaben. Greifet zu!
Und mögt ihr euch in allen Lebensjahren
Nur stets ein fröhlich Kinderherz bewahren!

Der Geiger.

Die ganze Seele soll mein Zauberbogen
In dich, du totes Holz, hinübertragen,
In meiner Finger Nerv ist sie gezogen,
Ihr zart Geheimnis sprachlos auszusagen.

Jetzt schwebt der Jubel auf den klaren Wogen,
Ein tiefes Weinen jetzt, ein leidvoll Klagen,
Es singt von Liebe, deren Traum gelogen,
Zum Himmel stürmen wilde, dunkle Fragen.

Nein, armes Herz! Du darfst mir nicht verzagen!
Hör diesen Einklang, stille deine Thränen!
Der Himmel trügt nicht, wie die Thoren wähnen!

Hörst du im Busch die Nachtigallen schlagen?
Siehst du das Blau weit über dir sich dehnen?
Die Antwort gibt es auf dein glühend Sehnen.

An Fr. H.

auf den Tod seines Sohnes.

„Wie von Dämonen ist er uns entrissen!
Gespenstisch peinvoll Wissen und Nichtwissen!
O glücklich noch, wer tot sein Kind darf sehen,
Wer weinend darf an seinem Grabe stehen!“

Er fiel als Held im Wogenstreite
Fürs Vaterland, das mächtig in die Weite
Des Weltmeers strebt auf neuerschlossner Bahn.
Sein Grab und Grabmal ist der Ozean.

Inschrift am Thor des Kapuzinerklosters in Frascati.

Entra o fedele in questo Asilo di Pace,
Dove di Dio si parla e poi si tace.

Tritt ein durch diese Pforte,
Du Müder, den die Welt gebeugt,
Zum stillen Friedensorte,
Wo man von Gott spricht und dann schweigt.

Im See.

(1886.)

Welch grauser Kampf in den Wellen
An des stillen Bergsees Bord?
Wer sind die wilden Gesellen?
Kommt niemand zu Hilfe? Mord! Mord!

Ein König in Wahnsinns Krallen,
In spähender Hüter Bann,
Ein König, vom Throne gefallen,
Ein todbegieriger Mann —

Seinen Hüter hat er betrogen
Mit freundlichem Wort und Blick,
Er entsprang ihm hinein in die Wogen,
Der folgt ihm und reißt ihn zurück.

Da raufen sie wie zwei Geister
In der aufgewühlten Flut,
Der Fürst und der Heilkunst Meister,
Verzweiflung und Opfermut.

„Und willst du mir Luft nicht geben,
So spüre nur, was dir droht!
Ein andrer ringt um sein Leben,
Ich ringe um meinen Tod!“

Er wehrt sich, um sterben zu können,
  Erwürgt ihn und stößt ihn zu Grund
Und watet, den Tod sich zu gönnen,
  Vorwärts zu dem tiefsten Schlund.

Da kommt die Nixe geschwommen,
  Empfängt ihn mit süßer Lust
Und drückt ihn zu holdem Willkommen
  An die schimmernde weiße Brust.

„Was suchtest du auch dort oben?
  Du warst ja lange schon mein!
Da hast du es nun: zerstoben
  Ist all der goldige Schein!

„Bleibe nun, Liebster! schlafe!
  Verschlafe der Lichtwelt Qual,
Verträume die Schuld und die Strafe
  Bei mir im krystallenen Saal!“

In ein Album für Ischia.

(1883.)

Wo können wir denn noch stehen,
Wo noch ruhen und gehen,
Wenn unter uns gähnt das Hohl,
Der schlingende grause Schlund?
Ja wohl, ja wohl,
Wir wandeln allerorts, allstund
Auf unterhöhltem Grund.

Es ist traurig wahr.
Doch sei's auf Gefahr,
Daß es kracht und bricht,
Steh fest hin, zage nicht,
Schreite als Mann,
Der thut, was er kann!
Leben, nur halb gelebt,
Angst und Zweifel,
Worin du geschwebt,
Dankt dir drunten der Teufel.
Sorge du nur dafür,
Daß etwas bleibt von dir,
Das, wenn der Abgrund klafft,
Nicht wird hinabgerafft.

Das Blatt.

Nach G. Leopardi.

„So weit vom Ast, wohin, wohin,
Du armes Buchenblatt, verirrtes Kind?“
Vom Stamm, wo ich geboren bin,
Hat mich gelöst der Wind.

Er fuhr zum Wald, riß mich ins Feld,
Bläst mich von Thal zu Berg, von Berg zu Thal,
Ich muß so durch die fremde Welt
Mitwandern ohne Wahl.

Weiß nichts und hab' nicht Rast und Statt,
Ich geh', wohin wohl Alles wird geweht,
Ich geh', wohin das Rosenblatt,
Das Blatt des Lorbeers geht.

The readiness is all.

(1883.)

Lerne hoffen, ohne zu hoffen!
Leider ein allzu schweres Stück;
Wer's könnte, der hätte das Ziel getroffen:
Glücklich zu sein auch ohne Glück.

Dennoch ist's wahr und ein guter Rat,
Wird er auch niemals ganz zur That, —
Leben ist Schuld,
Da will's Geduld.
Im Genuß entsagen,
Leidend nicht klagen,
Verzichtend wagen,
Dem Schein nicht trauen,
Doch freudig schauen,
Schaffen und bauen:
Versuch es, und kann es nicht ganz gelingen:
So viel du vermagst, es doch zu zwingen,
So viel ragst du aus Zeit und Schein
Empor, in die Ewigkeit hinein.

Die Deutschen.

(1883.)

Stumpf und spitzig,
Dummlich und witzig,
Kühl und hitzig.

—·|·—

Vernagelt und sinnig,
Grobkantig und minnig,
Blöckisch und innig.

—·|·—

Langsam und ungeschickt,
Fleißig und unverrückt,
Bis das Ding doch noch glückt.

—·|·—

Jetzt schwer wie Blei,
Jetzt geistig frei,
Im Dienste treu.

—·|·—

„Zu unterthänig?
Mannstolz zu wenig
Vor Kaiser und König?" —
Will man die wirklich freien Seelen
In jeglichem Lande richtig zählen,
Lasse man ehrlich hier und dort
Die Verneinungshelden, die Schreier fort,
Die Leute mit großem Maul und Wort,

Die vor dem Volke, das sie belügen,
Falsch und feige das Knie doch biegen,
Vor dem Götzen Mammon am Boden liegen;
Die Schmeichler an Thronen,
Die Kriecher vor Kronen
Rechnen wir gerne zu diesen Drohnen,
Zu diesen Wespen; allein die Bienen,
Die willig schaffend dem Ganzen dienen,
Seien gezählt. Dann kommt und seht,
Wie eure und unsere Rechnung steht!

Launisch und grillig,
Eigenwillig,
Gerecht und billig.

Ledern und hornig,
Griffig und dornig,
Allsgemach zornig,
Dann bernische Dietriche,
Feuersprühende,
Hornhautverglühende
Berserkerwütriche,
Dann besinnt sich der Wilde,
Wird klar, gut, milde.

Der Grazie bar,
Reizlos wahr.
In Gebilden hart und mager,
Zu klumpig oder zu hager,
Für Sprachklang schwerhörig,

Für Versfluß dicköhrig.
Da brechen ins Dunkel Lichter
Himmlisch klar,
Erstehen Künstler und Dichter
Wunderbar,
In Formen und Tönen
Meister des Schönen.

Mode-Nachtreter,
Wälschen-Anbeter,
Fremdwort-Kneter.
Doch wie oft er entgleist,
Empor sich ringender,
Nicht umzubringender
Ureigener Geist.

Zeitverschlenker
In Schlendrian,
Zerser und Zänker
Um einen Spahn,
Geistverrenker
Mit irrem Wahn,
Tiefsinnige Denker
Auf Sonnenbahn.

Träumer,
Versäumer,
Spätaufzäumer.
Tüchtige Reiter,
Meister im Fechten,

Schützen die rechten,
Straffe Schreiter,
Nimmer verdrossen
In Frost und Brand,
Stramm geschlossen
Durch Mannszuchtband.
Und sieh da jetzt!
Zu guter Letzt
Doch bei der Hand,
Thatbereit
Zur rechten Zeit.

Als Trinker in aller Welt bekannt:
So sind die Leut im deutschen Land.

Da hätt' ich indessen
Fast was vergessen:
Sie lachen gern —
Ihr bester Stern;
Sind helle genug, sich selbst zu kennen,
Lachend sich von sich selbst zu trennen.
Und so werden sie, hoff ich, ihre Sachen
Zum richtigen Ende so noch machen,
Daß sie zuletzt und am besten lachen.

Sind doch alle Völker ja nur so so,
Bin lieber bei meinem als irgendwo.

Rätsel.

(1884.)

Politisch Band, umfassend an Erstreckung,
Ist's, was die erste meiner Silben meint;
Die zweite nennt nur eine Kopfbedeckung —
Flott, wenn sie mit der ersten sich vereint.
Schnell fühlest du der Phantasie Erweckung,
Der Sonne Kraft, wie sie bei uns nicht scheint,
Orangedüfte glaubst du schon zu spüren,
Wenn die vier letzten dich nach Süden führen.

Doch wie erkaltet all das Licht und Rosa,
Wenn nun das Wort als Ganzes vor dich tritt!
Da schwärmt kein idealer Marquis Posa,
Da steigt bedächtig mit Philisterschritt
Heran die breite, farbenlose Prosa,
Spricht von Prozenten und von Couponschnitt,
Du siehst nicht Pinien, nicht Olivenwälder,
Nur bei der ersten angelegte Gelder.

Willst ungeteilt fünf Laute du behalten:
Ein Götterwohnsitz lacht dir zu,
Ein Bergeshaupt, voll himmlischer Gestalten. —
Den ersten trenne, setz ein U
Am dritten Ort: schnell wird das Bild erkalten,
Ein Anruf dringt hervor im Nu,
Der nur an einen Menschen kann ergehen,
Dem jenes Ganze nie wird offen stehen.

Einsilbig zwar und ohne eignen Halt
Mahnt dich der ersten dürftige Gestalt:
Du sollst nicht kleben an dem äußern Schein,
Sieh nach dem Kern, versetze dich hinein!
Doch fändest du die zweite dann darin,
Bekäm' es übel deinem Nasensinn.
Blind ist das Ganze und doch sieht es viel,
Tappt sicher vorwärts und gelangt ans Ziel.

Der erste Laut ein H — willst du mich dann genießen,
Bald wird ein süßer Traum die Sinne dir umfließen,
Ein farbenreicher Zug von Bildern dich umgaukeln,
In einem Wonnemeer die Phantasie sich schaukeln.

Der erste Laut ein B, an dritter Stelle füge
Ein C hinein: fort sind die bunten Bilderzüge,
Die Traumwelt ist dahin, du bist im Türkenland,
Mich zu erbetteln streckt nach dir sich jede Hand.

Das B laß stehen, das dritte sei ein K,
Dem folge nun ein F, das Übrige laß da:
Ein Wesen tritt vor dich, noch in der Knospenhülle,
Noch linkisch, hart und herb, doch drängt sich holde Fülle
Schon aus dem Kelch hervor, die Blume zu entfalten,
Das scheue Mädchen wird zur Jungfrau sich gestalten.

Dreisilbig Wort, der vierte Laut ein D,
So thut das Ganze keinem Menschen weh,
Nur um das Rauhe glatt und gleich zu legen
Siehst du es kratzend, streichend sich bewegen.

Vertauschest du das D mit einem T,
Wie ändert sich des Wortes Sinn, o weh,
Furchtbar Geschoß! Tod streut es und Verderben,
Daß Ströme Bluts das weite Schlachtfeld färben.

Erbsünde.

Der Papa verzieht das Mädel
  Als der Jugendgeliebten Ebenbild,
Die Mama verzieht den Buben
  Als des Jugendgeliebten Ebenbild.
Wird das Mädel Mama,
Wird der Bube Papa,
Sie treiben am selben Rädel
In ihren Kinderstuben.
Die Enkel in richtigem Circulo,
Die treiben's dann wieder ebenso.
Doch Mama verzieht auch die Mädel gern —
Vom Dockeln*) ist sie noch nicht so fern —,
Auch kommt's, daß Papa die Buben verzieht,
Weil er sich selber in ihnen sieht.
Die Kinder werden zurück nicht bleiben
Und die Enkel werden's nicht anders treiben.
Zwei Rädel sind also stets im Schwung
Und sorgen für richtige V e r z i e h u n g.

  Nun komme mir da noch Einer her
Und glaube an keine Erbsünde mehr!

*) Schwäbisch, mit Puppen (Docken) spielen.

Humor.

(1887.)

Man spricht von Humor jetzt oft und viel
Und denkt dabei nur an ein leeres Spiel.
Mancher kursiert als Humorist,
Der nichts weiter als Spaßmacher ist,
Nichts ahnt von dem innern Widerspruch,
Von dem Zickzack, dem tiefen Bruch,
Der durch das ganze Weltall dringt,
Daß man immer fürchtet: es zerspringt,
Während die also geborstne Welt
Doch immer noch steht und zusammenhält, —
Mancher, der diesen Riß zwar merkt,
Doch zu freiem Lachen den Geist nicht stärkt,
Sondern mit Weltschmerz kokettiert
Und den Blasierten affektiert, —
Ja mancher eisige, spitzige Spötter,
Der Witze nur macht auf Menschen und Götter,
Mancher verdorbne, mit Seelengicht
Behaftete, zotensinnende Wicht,
Mancher schäkernde, eitle Mann,
Der über sich selbst nicht lachen kann. —

Hat aber einer die Geistesmacht,
Die scharf durchschaut und doch heiter lacht,
Bleibt er fest und verzweifelt nie,
Hat er mehr als Witz, hat er Phantasie,
Versteht er über sich selbst zu schweben,
Sich selber dem Lachen preiszugeben:
Dem sei es gegönnt von ganzem Herzen,
Auch einmal einfach närrisch zu scherzen,
Ohne versteckte Gedankentiefen
Seine Freude zu haben am Naiven.

Oberschwäbisch.

Wenn mĕi Schatz krank will sei,
Lauf i zur Badere nĕi:
Lauf mĕi Badere,
Spring mĕi Badere,
Laß mĕim Schatz zur Adere!

Moderne Paraphrase.

Du leidest, holdes Kind? Ihr Balsamdüfte
Der Pflanzenwelt im Wald und auf der Flur,
O, alle deine milden Heilungskräfte,
Geheimnisvolle Zauberin Natur,
O all ihr Feen, die um Quellen schweben,
Heilt, labet dieses edle, teure Leben!

Als weicher Zephir möcht' ich kühlend fächeln,
Umwehen dieses holde Angesicht,
Als guter Stern möcht' ich von oben lächeln
Mit sanftem Strahl, der Tröstliches verspricht,
Ich möchte — o beseeligendes Dürfen! —
Mit einem Kuß dir all dein Weh entschlürfen!

An Ph. B.

April 1884

nach der Aufführung von Nicht I, a auf einem Liebhabertheater in Stuttgart.

Mei Macherei, die wär für nex,
D' Komöde hätt falliert,
Hätt net e gueter feiner Goist
Die Leutle dirigiert.

's ghört halt e Feuerle derzue,
Daß Lebe kommt ins Bluet,
Gäbs kein Theaterbrand als den,
Dernā ständ alles guet.

Was unser Einer ögschickt ist!
Bringt mir en prächtige Strauß
Der lieblich Goist in d' Stub — und i,
I Esel bi net z' Haus.

Lenzeswonne.

Alles keimt und treibt und knospet
In der Frühlingslüfte Segen,
Auch das menschliche Geblüte
Spürt ein wunderbares Regen.

Blümchen öffnen ihre Kelche,
Prangen bunt in Farbenprismen,
Und es spucken in den Gliedern
Alt und neue Rheumatismen.

Bienen fliegen, aus den Blüten
Süßen Honigsaft zu saugen,
Und so eigentümlich brennen
Nase, Lippen, Ohren, Augen.

Fast schon stechend scheint die Sonne,
Wahrhaft südlich ist das Klima —
Und mir kratzt im hintern Schlunde
Ein Katarrh von Sorte prima.

Stolz empören sich die Ströme,
Um das Eisjoch zu zerschlagen,
Und mit Jugendfeuer weigert
Seinen Dienst der alte Magen.

Schau, da grüßen rasch entwickelt
Schon Narcisse und Ranunkel
Und am Knie, just am Gelenke
Schwillt ein prächtiger Furunkel.

Jener Flor wird wie gebräuchlich
Bald wohl über Nacht erfrieren,
Dieser andre Flor wird reichlich
Und gemütlich fortflorieren.

Plastische Offenbarung.

(1883.)

Einem Künstler mußt' ich sitzen;
Meine Züge, meinen Schädel,
Hals und Nacken, Brust und Schultern
War er emsiglich beflissen
Erst in Thon zu modellieren,
Um die Formen dann im edlen
Schimmernd weißen Korn des Marmors
Ausgemeißelt festzuhalten.
Mit dem Holze, mit den Fingern
Knetet' er und striech und schabte,
Scharfen Auges immer wieder
Nach mir schauend, auch mitunter
Näher tretend, strenger prüfend,
Auch mich drehend, nach dem Lichte
Hinterkopf und Rücken wendend.

Als nun endlich das Gebilde
Nahezu vollendet dastand,
Stieg ich von dem Sitz herunter,
Mir es ruhig zu betrachten.
Da bemerkt' ich an der hintern
Seite etwas Sonderbares:
An des Nackens untrem Ende
Eine Schwellung, einen Buckel,

Zwar nur klein, kaum etwa faustgroß,
Einer Ballgeschwulst vergleichbar.
Und mit einigem Befremden
Fragte ich, was dies bedeute,
Und mir wurde die Belehrung,
Bei dem männlichen Geschlechte
Pflege in den spätern Jahren
Diese Bildung zu erscheinen.
Drauf nach kurzem Schweigen sprach ich:
Nun, es ist nur ganz in Ordnung,
Daß das innere Kameeltier,
Das der Mensch sein ganzes Leben
In sich umträgt und verleugnet,
Sich zu gutem Schluß und Ende
Auch noch sichtbarlich herausstellt,
Plastisch an das Licht hervortritt.

Zu B. Auerbachs neuen Dorfgeschichten.

Vorles Trautag war das Datum,
Da zerschnitt das strenge Fatum,
 Reinhard, deines Lebens Zottel
 Durch die Hand von einem Trottel.

Willst du Thränen uns entpumpen?
Uns ist's wurst; an einem Lumpen
 Ist, wozu er sei geboren,
 Nichts gewonnen, nichts verloren.

Frauenmode.

(1884.)

Die letzte Kleidermode war
Noch immer nur so so;
Jetzt erst, jetzt sind wir ganz und gar
Ein wandelnder Popo.

Rivalität.

Es war in dir ein Genius,
Doch ihm — entsank die Fackel,
Denn er bemerkte mit Verdruß
Hart neben sich den Dackel.*)

*) Schwäbisch für Simpel, Tölpel, Idiot.

Aufschluß.

Der Schatz hieß eigentlich Amely,
Der Schätzer, der hieß Frieder,
Er nannte gern Sylphide sie
Und sie ihn gern Sylphider.

Erklärung.

Wie griff die holde Clelia
  Aus blinder Liebe fehl!
O, sie ist ganz Camelia
  Und er ist ganz Kameel!

Prähistorische Ballade.

(c. 1867.)

Ein Ichthyosaur sich wälzte
Am schlammigen, mulstrigen Sumpf.
Ihm war in der Tiefe der Seele
So säuerlich, saurisch und dumpf,

So dämlich, so zäh und so thranig,
So schwer und so bleiern und stumpf;
Er stürzte sich in das Moorbad
Mit platschendem, tappigem Pflumpf.

Da sah er der Ichthyosaurin,
So zart und so rund und so schlank,
Ins schmachtende Eidechsenauge,
Da ward er vor Liebe so krank.

Da zog es ihn hin zu der Holden
Durchs klebrige Urweltgemüs,
Da ward aus dem Ichthyosauren
Der zärtlichste Ichthyosüß.

Der Edle von Klebansky.

Klebrig tragische Ritterballade.

War ein Edler von Klebansky,
  Seßhaft an der Weichsel Strand,
Für das Ritterfräulein Minka
  Ritterlich in Lieb' entbrannt.

Liebte sie noch erst von Ferne,
  Doch man schrieb sich Briefelein,
Und in seiner Sehnsucht wagt er
  Eine Bitte kühn und fein.

Fleht sie an um eine Locke
  Von des Haarschmucks braunem Wald,
Und die holde Jungfrau liest es
  Und erhört ihn alsobald.

O, wie fühlbar, Gott Cupido,
  Ist doch deine Herschermacht,
Da der Edle von Klebansky
  Handelte so unbedacht!

Minka, die sich ihrer Locke
  Hat so minnevoll beraubt,
Wünscht sich item eine Locke
  Von dem teuren Ritterhaupt.

Ist er nun nicht hochbeglücket?
  Nein! Er schüttelt trüb den Kopf,
Denn der Edle von Klebansky
  Hatte einen Weichselzopf.

* * *

Hieraus schöpfe man die Lehre:
  Sei in Wünschen nicht zu frech!
Pech ist klebrig. Gerne hängt sich
  Neues Pech an altes Pech.

Beckenlied.

(Herbst 1875.)

Die Luft in unsrer Kesselmulden
Will es einmal nicht anders dulden:
Sie riecht durchaus nach Mehl und Brei
Und alles wird zur Beckerei.

Die ganze Stadt wird Stadt der Becken,
Nach Mehl scheint selbst der Staub zu schmecken;
Der klaftertiefe Straßendreck
Ist Hutzelteig, so denkt der Beck.

Gemütlich ist er sondergleichen,
O, darin kann ihn nichts erreichen!
So wohlig sitzt nur Zeck an Zeck
Im warmen Filz, wie Beck an Beck.

Die Ferne soll uns nicht versuchen!
Wir kneten selber unsre Kuchen!
Denkt im gemütlichen Versteck
Der echte Schwab, der rechte Beck.

Er liebt das Weite zu verengen,
Er kürzt die Höhen und die Längen,
Von Kiel bis Tehuantepek
Sieht nichts als Nesenbach der Beck.

Die Wälschen, Griechen und Polaken,
Sie werden wohl auch Kuchen backen?
  Im Türkenland der Begler-Beg,
  Was wird er sein? Halt auch ein Beck!

Was kümmern Künstler ihn und Dichter,
Gelehrte, Wissenschaftsgelichter!
  Er sitzt in seinem Ofeneck
  Und trinkt sein mehlich Bier, der Beck.

Des Daseins tiefgeschlungnes Rätsel
Erscheint ihm ganz als Laugenbretzel,
  Bisweilen auch als Gugelhopf,
  Dem Philosophen Beckenkopf.

Auf daß sich nun die Beckenseele
Noch inniger dem Mehl vermähle,
  Erbebt in süßem Liebesschreck
  Und nimmt ein Weiblein unser Beck.

Die Beckin folget gern dem Becken,
Wenn er bei Marquart läßset decken;
  Sie tunket ein den Hefenschneck
  Und mampft — und zärtlich schaut der Beck.

Oft auch im Königsbau bei Reisig
Wird eingekehrt; wie rühret fleißig
  Strickzeug sowohl als Tischbesteck
  Die Beckin, und wie schmatzt der Beck!

Man trifft den Vetter, trifft die Base,
Und mit verklemmtem Ton der Nase
Rückt munter das Gespräch vom Fleck,
Die Beckin rätscht, es rätscht der Beck.

Im Garten, den die Becken hegen,
Bei Messinglärm und Paukenschlägen
Erscheint mit seinem feinen Schmeck
Fürs Ausgewählte gern der Beck.

Auf des Museums neuen Sitzen
Zu dreien eingepolstert schwitzen,
Bedrängt von seines Nachbars Speck:
Auch dieses leistet er, der Beck.

Wie schmeckt ihm da sein grauer, lieber
Merkur, es geht ihm nichts darüber!
Denn er ist kein moderner Geck,
Der treue Schwab, der biedre Beck.

Werktags wird Frühmeß zelebrieret,
Sonntags die Kirche frequentieret;
Da hockt und denkt der biedre Beck:
„I ghör gottlob net zu de Böck".

Der Nachmittag sieht ihn als Ritter;
Wird ihm der Schluß auch etwas bitter,
Wie prangt auf Schimmel oder Scheck
Von Ferne schon der schöne Beck!

An Pfingsten mit dem Liederkranze
Steigt er zu Berg in seinem Glanze;
Der Hohenstaufen und die Teck
Erstaunt, wie schön er singt, der Beck!

Dann drängt sich, Schauer in der Seele,
Tief unten in der Nebelhöhle
Um Tropfsteinbild und Felseneck
Erheblich schwitzend Beck an Beck.

Zur Griechenschönheit, Römertugend
Zieht er sich auf in seiner Jugend
Am Schwingel, Barren und am Reck
Als Turnersmann, der kühne Beck.

Dann labt er sich für seine Mühe
Mit Vetter Brauers Halbgiftbrühe;
Kriegt auch sein Magen einen Leck,
Er lobt sie doch, der gute Beck.

Ein andrer Vetter weiß inzwischen
Ins Mehl zum Brot Alaun zu mischen;
Dann sitzt er breit auf seine Säck'
Und bleibt ein Biedermann, der Beck. —

Nun aber wird es nicht geheuer:
Er fühlt ein ungewohntes Feuer,
Er spitzt auf ungewohnten Schleck:
Im Schützenhute geht der Beck.

Die Schützen all aus Deutschlands Gauen,
Sie sollen unsre Mulde schauen!
Er stellt sich den erhabnen Zweck
Und setzt ihn durch, der flotte Beck.

Er wallt im Zug mit stolzem Schritte,
Stolz tritt er in die Schießstandhütte —
Malt ihm ins Centrum einen Weck,
Und Schützenkönig wird der Beck.

Und abends nach den Schießbeschwerden
Wie klebrig wird der Jubel werden!
Da ist er erst recht bei der Heck,
Da wälzt er sich im Papp, der Beck!

Schartenmayers Gesänge.

Wie

Johann Georg Philipp Datpheus

von Stuttgart

den 29. September 1824 daselbst den Spinnhausaufseher

Heinrich Gebhard Grempenfort

ermordete und hierauf den 21. Februar 1825

hingerichtet wurde.

Was sich jüngst vor wenig Tagen
Hat in Stuttgart zugetragen,
Thut euch, Alt und Jung, mein Mund
Zur Belehr= und Warnung kund.

Warum stehn so viele Leute
Auf der Feuerbacher Heide?
Seht! dort steht ein Blutgerüst:
Nimm ein Beispiel, guter Christ!

Fragt man, auf was Art und Weise
Steht das Volk umher im Kreise?
Anzusehen welch ein Werk
Wartet dort halb Württemberg?

Hört es, liebe Christenkinder!
Jetzo köpft man einen Sünder,
Welcher in dem Spinnhaus dort
Hat verübet schweren Mord.

Auf dem Stuhle angebunden
Wartet er auf Todeswunden,
Neben ihm der Magistrat
Und Dekan zu Trost und Rat.

Dorten auch mit breitem Schwerte,
Ihn zu fördern von der Erde,
Angethan mit schwarzem Kleid
Steht der Richter längst bereit.

Alles stehet voll Begierde:
Wie es vor sich gehen würde.
Jetzo gibt man das Signal,
Und der Richter schwingt den Stahl.

Aber hört, wie seinen Willen
Nunmehr thäte Gott erfüllen:
Zweimal schlug der Richter fehl,
Bis er traf Datphei Kehl.

Dreimal muß der Richter schlagen.
Warum? dies will ich euch sagen:
Dreimal hat der Mann den Tod
Schon verdient auf dem Schaffot.

Zweimal ward er pardonieret,
Weil er schändlich desertieret.
Dreifach büßt er nun den Tod;
Also will's der liebe Gott.

Nunmehr laßt euch auch erzählen
Seine Thaten, seine Fehlen,
Und wie bis zum Blutgerüst
Es mit ihm gekommen ist.

Schon da er ans Licht gegangen,
Hat er einen Fehl begangen,
Denn es sollte schon nicht sein,
Weil er kam unehlich drein.

Gut doch ward er unterrichtet
Und sein Herz zu Gott gerichtet.
Bald nach diesem kame er
Als ein Schneider in die Lehr.

Doch es flohe bald der Friede
Aus dem kindlichen Gemüte;
Er versäumte seine Pflicht,
Kannte keine Ordnung nicht.

Darum nun entlief er, leider!
Seinem Herrn, dem guten Schneider,
Ließ darauf sich werben an,
Und er ward ein Trommlersmann.

Doch es wollt' ihm nicht gefallen
Dort in der Kasernenhallen,
Und nach einer kurzen Zeit
Lief er fort von hier ins Weit'.

Er versuchte fremde Suppen
Bei den kaiserlichen Truppen.
Hier auch desertiert' er bald,
Denn er hatte keinen Halt.

Doch das alles herzusagen,
Was sich ferner zugetragen,
Stünde mir zu lange an,
Folgendes nur höret an.

Achtmal ist er desertieret,
Ward in Rom zum Tod geführet,
Zweimal hat verdienter Tod
Schon dem bösen Mann gedroht.

Zweimal kam aus mildem Munde
Ihm der Trost und frohe Kunde:
Daß statt seiner Thaten Lohn
Man ihm schenke den Pardon.

Als man nun zum zweitenmale
Ihn befreit vom Todesstahle,
That man für die Sünden sein
Sechs Jahr ihn im Asperg ein.

Wie die Frist war überstanden
Und er kam aus Kerkersbanden,
Wollt' er schaffen um den Lohn,
Doch man wies ihn ab mit Hohn.

Denn es ruht' im ganzen Lande
Auf dem Namen Datpheus Schande.
Und man gabe ihm hernach
In dem Spinnhaus Dach und Fach.

Hier führt' er ein schlechtes Leben,
War dem Spiel und Trunk ergeben,
Schlug gern drein und balgte sich,
Fluchte auch ganz fürchterlich.

Ob der kleinsten Bagatelle
Tobt' sein Herz wie eine Welle,
Und sein Sinn, so roh und toll,
War der Rachsucht übervoll.

Oftmals schon für Streitigkeiten
Mußt' er Kerkerstraf erleiden,
Doch auch dieses warnt' ihn nicht
Vor des Herren Strafgericht.

Doch es war im Spinnerhause
Viel Unreinlichkeit zu Hause;
Datpheus drang auf Reinlichkeit,
Dies zu sagen macht mir Freud.

Drum verlangt' er unverhohlen,
Daß man sollte Wasser holen,
Jeder zu der Putzerei,
Wenn an ihm die Reihe sei.

Einer seiner Kameraden
Namens Schreiber ließ erraten,
Daß zu dieser Arebeit
Er mit nichten sei bereit.

Datpheus klagt dem Spinnhausvater:
„Grempenfort, du mein Berater,
Sag dem Schreiber nur geschwind,
Daß er plötzlich Wasser bringt."

Grempenfort nun sagt mit Lachen:
„Dieses sind nicht meine Sachen."
Wie er's sprach mit seiner Stimm,
Faßte Datpheus argen Grimm.

Wart! ich will es dir schon sagen,
Daß du so verwirfst die Klagen!
Dachte er in seinem Sinn,
Dieses bracht' ihm nicht Gewinn.

Bald hierauf nach wenig Monden
Hat sich dieses vorgefunden,
Daß er einem Maurersknab'
Ungerechte Schläge gab.

Darauf ward er eingeschlossen,
Dieses hat ihn sehr verdrossen;
  Daß er hatte Hausarrest,
  Ist ihm unbequem gewest.

Und aus solcher kleinen Quelle
Floß nunmehr die That der Hölle:
  Als er sahe Grempenfort,
  Hat er ihn ermordet dort.

Denn als er in seine Stube
Kam, da grief der Höllenbube
  Nach dem Messer mit der Hand
  Auf dem Simsen an der Wand.

Rannt' auf ihn und warf ihn nieder,
Stieß es ihm in viele Glieder,
  In den Hals zuletzt mit Grimm;
  Da vergienge ihm die Stimm.

Er versetzt' ihm sieben Wunden,
Wie sich nachher hat gefunden;
  Alsbald ward er arretiert
  Und zum Kerker hingeführt.

Plötzlich hat es mir geschwahnet,
Daß ich also hab' ermahnet:
  O, ihr Württemberger, glaubt,
  Datpheus wird des Kopfs beraubt!

Also ist es nun geschehen,
Und der Richter in der Höhen
Hält nun selber sein Gericht
Über diesen Bösewicht.

Also muß der Frevler büßen,
Und die Straf folgt auf den Füßen.
Laßt euch dies zur Lehre sein,
O ihr Freunde, groß und klein!

Laßt dem Zorn das Herz nicht offen,
Sonst könnt ihr nicht Gnade hoffen;
Denn das Herz, das Rache hat,
Wird verführt zur bösen That.

Liebet alle eure Freunde,
Liebet selber eure Feinde!
Denn dem Richter in der Höh'
Thut der Menschen Rache weh.

Wird euch nun dies Büchlein teuer,
Denket an den Schartenmayer,
Denn er ist ja euer Freund,
Der es gut und christlich meint!

Einem verehrten Brautpaar, nämlich Herrn Bijoutier

Wilhelm Banzhaf

und Jungfer

Karoline Geyfang

als Nachtrag zur Feier ihrer Vermählung den 14. April 1825 in tiefster Ergebung zugeeignet und übergeben von

Johann Jakob Baumann.

Auch Baumann nah't an diesem Tag
— Zwar mit geringer Gabe —
Doch alles ist's, was er vermag
Mit seiner ganzen Habe.
Denn das Geschäft geht gar zu schlecht,
Drum bring' ich Verse schlecht und recht,
Dem heut'gen Fest geweihet!

Der bringt euch Silber, jener Gold,
Ein Dutzend schöne Teller,
Ein dritter eine Wieg' und schmollt —
Und ich nicht einen Heller!
Doch meines Geistes mir bewußt
Sing' ich ein Lied aus meiner Brust,
Das (hoff' ich) euch gefället.

Schon da ich heute früh aufstand
Und mein Gebet gehalten,
Da hört' ich, wie am Himmelsrand
Der Engel Harfen schallten.
Ach Gott! ihr hohen Seraphim,
Wie sangt ihr schön mit eurer Stimm,
Was nun hienächst wird folgen:

„O sel'ger Wilhelm Banzhaf du,
Wie wirst du dann erst glänzen,
Wenn du eingehst zur Himmelsruh'
Zu seelenvollen Tänzen!
Doch diese Zeit ist noch sehr fern;
Du sollst noch (ist der Will' des Herrn)
Recht viel auf Erden wirken!

„Auch dich, o fromme, zarte Braut,
Dich preisen unsre Töne,
Du bist dem Himmel angetraut,
Glücksel'ge Karoline!
Denn wer sein Herz auf Banzhaf baut,
Der ist dem Himmel angetraut,
Er ist's ohn' allen Zweifel!

„Auch Herr Stadtpfleger lebe hoch,
Der solch ein Kind erzogen!
Er lebe viele Jahre noch,
Von keinem Gram gebogen!
Wer so erzieht die Kinder sein,
Ja! der gefällt uns Engelein.
Wir tragen ihn zum Himmel!

„Schon früh vom zarten Alter an
Hat Wilhelm uns gefallen;
Er wandelte so fromm die Bahn,
So fromm und gut vor allen.
Drum haben wir auch eine Braut,
Die ganz ihm gleicht, ihm angetraut!
Sie werden glücklich leben!

„Schon da, als du vor langer Zeit,
Du Guter, Braver, Stiller!
(Schon ist es viele Jahre heut)
Kamst zu Herrn Onkel Hiller,
Fandst du als ein Bijoutier
Die wahren Perlen in der Höh',
Die wahren Gottesperlen!

„Hierauf kamst du nach Carlesruh,
Und wurdest dort noch reifer:
Denn Carlsruh war dir keine Ruh',
Du zeigtest nichts als Eifer
In allem bei Herrn Ölenhainz,
Dann auch in Frankfurt; doch — so scheint's —
Dort wollt' es übel gehen.

„Doch nein! doch nein! so schien es nur!
Gott hat es so gelenket
Und nach der großen Weltenuhr
Dir Halsweh angehenket;
Denn dieses Halsweh wandte sich
Bald zu dem größten Glück für dich —
So war es Gottes Wille!

„Welch Glück! Du kamst nach Ludwigsburg
In schneller Hast geeilet, —
Da hat kein Arzt und kein Chirurg,
Die Liebe hat geheilet!
Ach Kornthal! wie beneiden wir
Doch deine frommen Engel dir!
O fromme Karoline!

„Das Halsweh floh gar bald vorbei
Vor solchen frommen Händen,
Und nunmehr mußte eure Treu
Der Liebe Bund vollenden.
Sie liebeten und herzten sich
In Gott so rein und inniglich,
O fromme Gottesliebe!

„So habt ihr nun an dem Altar
Zum ehelichen Bunde
Euch heut vereint. Es war fürwahr
Dies eine wicht'ge Stunde!
Doch wissen wir: sie bringt für euch
Nur Segen und viel Glück zugleich:
Dies müssen Engel wissen."

Dies Lied hört' ich heut morgen früh
Von Engelsstimmen singen,
Und als es aus war, giengen sie;
Noch lange hört' ich's klingen.
Ich hab' es nun gereimt, gedruckt
Und bin damit euch vorgeruckt,
Ob es euch wohl gefalle.

Und was die zarten Engelein
Mir heute früh gesungen,
Damit stimm' ich ganz überein
Und bin davon durchdrungen.
Ich setze weiter nichts hinzu,
Als daß ich Segen, Glück und Ruh
In Ewigkeit euch wünsche.

Leben und Tod des

Joseph Brehm,

gewesten Helfers zu Reutlingen,

am 18. Juli 1829.

Der ich von des Datpheus Leben
Und wie sich sein Mord begeben,
Wie man dann ihn abgethan,
Ein Gedicht gemachet han,

Ich, der alte Schartenmayer,
Komme abermalen heuer,
Herzusagen eine G'schicht,
Wo mir fast das Herz abbricht.

Soweit ist es jetzt gekommen,
Daß den Kopf man abgenommen
Einem aus der Geistlichkeit;
Dies ist keine Kleinigkeit.

Immer noch thut es mir grieseln,
Wie ich sah sein Blut hinrieseln;
Dieses hat mich sehr erschöpft,
Daß man einen Helfer köpft.

Vor und dann ich thu' erzählen,
Wie man ihn beraubt der Seelen,
Sage ich dem Publiko,
Wer und was und wie und wo.

An dem fünften Januare,
Grad vor neununddreißig Jahren
Kam zu Neustadt an der Lind
Joseph Brehm zur Welt als Kind.

Wie ein Knab er war geworden,
Kam er in die Schule dorten,
Gut hat er sich aufgeführt,
Konjugiert und dekliniert.

Nachdem er das Fest gefeiert,
Wo den Taufbund man erneuert,
Kam er ins Gymnasium
In Stuttgart und war nicht dumm.

Denn es hat sich bald getroffen,
Wie man in der Klass' gestochen,
Daß mein Brehm der fünfte war
In der ganzen Knabenschar.

In dem Jahr nach Anno elfe,
Wo es achtzehnhundert zwölfe,
Kam er hin nach Tübingen
Zu gelehrten Übingen.

Da er wollt' auf dieser Erden
Künftighin ein Pfarrer werden,
That man ihn im Stifte ein,
Wo die Theologen sein.

Alsda war er gar nicht träge,
Fleißig saß er im Kollege,
Las viel in dem Testament
Und was sonst so Bücher sind.

Wie ein Beck an seiner Mulde
Fand man ihn stets an dem Pulte
Mit der Feder in der Hand,
Tint, Papier und Silbersand.

Doch es hat sich bald gezeiget,
Daß sein Herz zum Stolz sich neiget,
War kein guter Kamerad,
Widerwärtig fruh und spat.

Der zwar geht auf bösen Wegen,
Der sich auf den Trunk thut legen,
Und der Satan kommt verschmitzt,
Wenn man einen Rausch besitzt.

Doch dem Guten ist's zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich kehrt und denkt,
Wo man einen guten trinkt.

Doch zu Haus in seiner Ecken
Aß der Brehm kaum einen Wecken.
Nein, o Brehm, es thut nicht gut:
Schnöder Geiz und Übermut!

Da das Studium fertig ware,
Ist er worden ein Vikare,
Plochingen, Neuneck, Freudenstadt
Sind die Ort', wo man ihn hatt'.

Endlich auch in Zuffenhausen
That er als Vikare hausen,
Bis er nach dem Examen
Helfer ward in Reutlingen.

Wie du da bist aufgezogen,
Fuhrest durch des Thores Bogen,
Sahest nun die Häuser drin,
Kam dir da wohl in den Sinn,

Daß du einst heraus wirst fahren,
Brehm, auf einem Schinderkarren?
Schartenmayers Zähre rinnt;
O du Zeit, wie hat sich's g'wendt!

Gut nun hat er sich betragen,
Niemand hatte was zu klagen,
Als er fieng zu amten an,
Und er schien ein frommer Mann.

Endlich erst nach vielen Jahren
Hat man nach und nach erfahren,
Daß der Brehm ein Geizhals sei,
Diene auch der Heuchelei.

Als er hatte geheiratet,
Hat es gar nicht lang gebattet;
Trieb durch Geiz sein Weib von sich;
Helfer, das war liederlich!

Weil's nicht gehen wollt' in Frieden,
Ward er dann von ihr geschieden,
Alsdann hat der Helfersmann
Eine Magd sich eingethan.

Mehr und mehr nach diesen Schritten
Hat der Teufel ihn geritten
Und man sah, o Wüstenei!
Daß das Weibsbild schwanger sei.

Zwar sie thaten es verhehlen;
Doch es konnte gar nicht fehlen,
Daß die Magd ein Kind gebar
Im August vor einem Jahr.

Brehm nun hätte diese Sachen
Alle können anders machen,
Wenden ab den bösen Schein;
Geiz schlug ihm die Augen ein.

Geld, das gieng ihm übers Leben,
Keinen Kreuzer Geld ausgeben
Wollte der verstockte Mann —
Jetzo ruckt der Teufel an.

Und das Würmlein, kaum geboren,
Nimmt der Helfer an den Ohren,
Trägt es auf die Bühne fort
Schnell an einen finstern Ort.

Läßt es liegen siebzehn Stunden,
Hat ihm auch das Maul verbunden,
Da es dennoch ward nicht stumm,
Dreht er ihm den Kragen um.

Doch 's ist nichts so fein gesponnen,
Endlich kommt es an die Sonnen,
Und die kluge Polizei
Merkt bald, was dahinter sei.

Plötzlich nahm man ihn gefangen,
Und es ist kein Jahr vergangen,
Sprach das peinliche Gericht:
Brehm, den Kopf behältst du nicht! —

Zwischen Reutel- und Bezingen
Horch, da thut die Axt erklingen;
Was soll's geben, lieber Gott?
Dort erricht't man ein Schaffot.

Als der nächste Tag gekommen,
Thut's wie Bienenschwärme summen,
Und es kommt zu diesem Ding
Eine große Menschenmeng.

Wer soll da die Thränen heben?
Ach! so mußt du's denn erleben,
Reutlingen und Geistlichkeit,
Dieses große Herzeleid.

Alles ist bereits versammelt,
Kopf an Kopf, fest eingerammelt,
Laute Seufzer höret man,
Jetzo kommt der Helfer an.

Hinter den Schanndarmenscharen
Kommt ein Fuhrwerk angefahren;
Drinn der Brehm im weißen Kleid,
Zwei auch von der Geistlichkeit.

Hinter ihm zwei Schindersknechte,
Die am Strick ihn heben rechte,
Dies sah aus so schauderig,
Alles ward ganz mauderig.

Jetzo steigt er ab vom Karren,
Nimmt Abschied von beiden Pfarrern,
Und es macht von allem Haar
Ihm ein Mann den Nacken bar.

Ach, jetzt kommt er schon gestiegen
Zum Schaffot herauf die Stiegen,
Thränen fließen um und um
Von dem armen Publikum.

Seht, von Knechten halb geschoben
Schaut man ihn bereits dort oben;
Bleich sind alle Leut im Ring,
Selbsten fast der Henkerling.

O mein Gott, welch ein Gefühle!
Schaut, er sitzt schon auf dem Stühle,
Und zum Hieb — o Todesgraus! —
Zieht den Frack der Richter aus,

Nimmt alsdann sein Schwert da dranden,
Hebt und schwingt es hoch in Handen,
Haut es dann mit Blitzesschein
Grad in seine Ank hinein.

Laut hört man es knarveln, schallen,
Und der Kopf ist rab gefallen;
O verehrtes Publikum,
Bring doch keine Kinder um!

Merkwürdiges Strafgericht des Himmels

vermittelst höchst ungewöhnlicher Art von Totschlag.

Männiglich zur Beherzigung vorgetragen.

Höret eine schreckliche Geschichte,
Wie ich sie mit Schauder euch berichte,
Die in einer kleinen Neckarstadt
Kürzlich sich im Ernst begeben hat.

Jakob Meier lebte unbescholten,
Auch sein Ehstand hat für gut gegolten,
Bis er, nur zu willig und zu zahm,
Seine Schwiegermutter zu sich nahm.

Sie begann die Tochter zu verhetzen,
Grillen ihr in das Gehirn zu setzen,
Einer Hexe glich sie, und ihr Kopf
War behängt mit einem großen Kropf.

Eines Tages fuhren wie die Tiger,
Beide Frau'n, voran die böse Schwieger,
Mit den Nägeln unter wüstem Schrei'n
Auf den armen Ehemann hinein.

Ihm brach die Geduld, für seine Ehre
Setzt' er mit den Fäusten sich zur Wehre —
  Plötzlich hört man, daß es seltsam patscht,
  Wie wenn eine Blase wird zerklatscht.

Er hat wider Willen und Verhoffen
Seine Schwieger auf den Kropf getroffen,
  Dieser, wie ein luftgefüllter Ball,
  Springt entzwei mit einem lauten Knall.

Furchtbar klafft ein Loch an ihrer Kehle,
Durch dies Loch entflieht die schwarze Seele,
  Blaß vor Schrecken sieht's die Tochter an,
  Tief bereuend, daß sie mitgethan.

Blinder Thäter, der zu lang geduldig,
Dann in aller Unschuld wurde schuldig,
  Lerne du aus diesem Todesgraus:
  Böse Schwieger nimmt man nicht ins Haus.

Zwar des Zufalls sonderbares Lenken
Werden die Herrn Richter wohl bedenken
  Bei dem Urteil; niemals ist indes
  Angenehm ein Kriminalprozeß.

Uns belehrt das tote Weibsgebilde:
Streng bestraft der Himmel und doch milde!
  Solch ein Weib verdient, daß man sie köpft,
  Ihr gieng's gut: sie wurde nur gekröpft.

Speziell aus dem verknallten Kropfe
Lernen wir: der Mensch gleicht einem Topfe,
Der so leicht wie dünnes Glas zerschellt. —
Wie vergänglich ist doch diese Welt!

Zum Jubiläum

von

Gottlieb Biedermaier (L. Eichrodt).

Zwar sein Name träget Scharten,
Aber seine Seele nicht:
Schartenmayer wollte warten,
Dieses schien ihm gleichsam Pflicht.

Er kann keinen Trubel leiden,
Säß' im stillen Eckelein
Gern, den Lebtag zu vermeiden,
Mit dem Jubilar allein

Hinterm Tischlein, das bequemlich
Steht an warmer Ofenwand.
Zwischen uns besteht ja nämlich
Ein ganz spezielles Band.

Allda setzen wir uns nieder,
Fern vom Lärmen, fern vom Wind,
Singen dann zu zwei die Lieder,
Welche von uns selber sind.

Ich, der mehr als 69,
Leere mit Bedacht mein Glas,
Denn an diesem Alter rächt sich
Schnelle jedes Übermaß.

Edler, du kannst kecker trinken!
50 — ei, das ist noch jung!
Laß den Wein im Glase blinken!
Vivat hoch, die Vorsehung!

Dürftest du nicht lang noch leben,
Wahrlich ungewöhnlich wär's —
Möge sie die Zeit dir geben
Noch zu manchem schönen Vers!

Äußerst gerne möcht' ich sehen,
Daß du so gesund verbleibst,
Daß du, wenn's um mich geschehen,
Mir dann meine Grabschrift schreibst.

Niemals kommt von dir Zuwidres,
Was wie hohle Gasluft kracht,
Du schreibst vielmehr stets nur Biedres,
Das die Menschen besser macht.

Was kann ich denn Bessres wünschen,
Als ein solches Monument,
Wo von solchem biedern Menschen
Verse drauf gemeißelt sind.

Und zwar in Fraktur-Buchstaben,
Die so selten leider jetzt,
Sei die Grabschrift eingegraben
Und mit einem Zug zuletzt

Eine wahre Begebenheit aus dem neunzehnten Jahrhundert.

Hochgesang soll euch verkünden,
Was man hier bezweckt zu gründen,
Und der Orgel sanftes Spiel
Wendet sich an das Gefühl.

Es soll nun zu höh'rer Stufe,
Über Kochherd, Nadel, Gluse,
Putz und leerem Zeitvertreib
Offen stehn der Weg dem Weib.

Sollen denn so viele scheitern?
Ihre Laufbahn nicht erweitern?
Ruft der weibliche Verein, —
Und es wird in Ordnung sein.

Fürchtet keine Schwärmereien!
Jene, die so stürmisch schreien
Von Emanzipation,
Sprechen dem Geschlechte Hohn.

Man will hier nichts übertreiben,
Will in festen Grenzen bleiben;
Was zu viel ist, ist zu viel,
Die Natur steckt Maß und Ziel.

Taugt das Weib wohl zu den Fahnen?
Zum Dragoner, zum Ulanen?
  Gar wohl zur Artillerie?
  Darauf läßt sich sagen: Nie!

Zu viel Sanftmut und auch Hitze
Hat sie wohl zu der Justize;
  Auch zur strengen Polizei
  Langt es nicht, ich sag' es frei.

Taugt sie, zu organisieren
Schul' und Kirche und regieren?
  Zum Kultministerium?
  Adams Rippe ist zu krumm.

Und zum eigentlichen Dokter?
Das ist lang noch kein verstockter
  Weiberfeind, der zweifelnd denkt:
  Höchstens nur sehr eingeschränkt.

Kann das Weib wohl Pfarrer werden?
Auch wohl Spezial auf Erden?
  Oder etwa gar Prälat?
  Nein, dazu ist es zu spat.

Ist nun dieses zugegeben,
Soll darum das Frauenleben
  Dennoch nicht dem Haus allein,
  Nein, der Welt auch nützlich sein.

Hat doch mancher plumpe Stoffel
Schon erfahren durch Pantoffel,
Daß das Weib hat mehr Verstand,
Als ihm vorher war bekannt.

Schiller, von Marbach gebürtig,
Preist die Frauen äußerst würdig.
(Später wohnte auch in Lorch
Dieser große Dichterstorch.)

Sie erscheinen uns wie Lilien,
Gar nicht bloß wie Petersilien,
Nicht bloß der Familie
Gilt des Weibs Gefühlie.

Statt dies weiter zu verfolgen,
Laßt mit Hilfe unsrer Holgen
Aus dem edlen Dichterschwung
Ziehen nun die Folgerung.

Es ist hier ein Haus zu schauen,
Wie es der Verein möcht' bauen,
Daß er unter eignem Dach
Frei sich widme seinem Sach.

Der Beratung obzuwalten,
Soll es einen Saal enthalten —
Eine Art von Ständehaus
Drücken diese Wände aus.

Aber außer diesem Saale
Braucht man viele Schullokale,
Denn verschiedner Unterricht
Ist ja unsre Hauptabsicht.

Vorerst wird in diesen Räumen
Man doch keineswegs versäumen,
Für das Nächste: für das Haus
Gut das Weib zu bilden aus.

Welche Arbeit nur mag taugen
Für des Weibes Hand und Augen
Zu des Hausstands Nutz und Zier,
Soll man lernen können hier.

Dies präziser zu benennen:
Man soll nicht nur lernen können,
Lehren lernen auch zugleich
In dem Frauvereinbereich.

Ein gerechter Mann, wie möcht' er
Aber sagen, daß für Töchter
Sei versperrt der Handelsstand?
Dabei wär' das Weib verkannt.

Zeigt sie doch nicht bloß zum Tanzen,
Vielmehr auch für die Finanzen
In des Hauses Regiment
Ja bereits schon das Talent.

Ist's im Kleinen zu erfahren,
Wie sie handeln kann und sparen
  Butter, Schmalz, Milch, Fleisch und Weck,
  Kann's auch werden höhrer Zweck.

Daß in Anmut sich umfassen,
Kräfte, die sich feindlich hassen,
  Daß mit liebendem Gemüt
  Sich umarmt, was sonst sich flieht,

Dies bewirkt das Weib nach Schiller.
Weiberfeinde, seid nun stiller!
  Sie taugt demgemäß — und wie! —
  Offenbar auch zur Chemie.

Ferner wollen wir sie leiten,
Auch in Holz und Stein zu schneiden;
  Xylo- und Lithographie,
  Dazu hat sie auch Genie.

Kindergärten und darinnen
Zugleich Kindergärtnerinnen:
  Reicht dazu uns noch das Geld,
  Sei auch dieser Zweck gestellt.

Dies beiläufig unsre Zwecke;
Und damit es geht vom Flecke,
  Ruft euch dieser unser Markt,
  Daß ihr mit dem Geld nicht kargt.

Kommt und kaufet unsre Waren,
Zählt euch nicht zu den Barbaren!
  Ladendiener zart und fein
  Laden euch gar lieblich ein.

O, laß unser Lied dich rühren,
Dich recht edel aufzuführen
  Für das Frauenstudium,
  Hochverehrtes Publikum!

Der deutsche Krieg 1870—71.*

Ein Heldengedicht.

Erster Gesang.

Wie es angieng.

Krieg anfangen ist bekanntlich
Ohne Ursach' immer schandlich;
Geht es dem, der anfangt, schlecht,
So geschieht es diesem recht.

Aus den Zeitungen ergibt sich,
Daß es schon vor anno 70
Drüben in der Seine-Stadt
Allerdings gepfupfert hat,

Da im 66er Kriege
Man die vielen Preußensiege,
Gar voll den von Sadowa
Ja natürlich ungern sah.

* Mit Genehmigung des Verlegers der Einzelausgabe, der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck) in München hier abgedruckt.

Auch hat es sie sehr gegiftet,
Daß der Nordbund war gestiftet,
Denn man sah darin mit Neid
Den Beginn der Einigkeit.

Die Franzosen sind zu eitel,
Möchten, daß der alte Speidel,
Der uns auseinander trieb,
Nur auf immer stecken blieb',

Daß es noch zu dieser Stunde
Wäre wie im deutschen Bunde:
Da gieng's zu — o Schand und Spott!
Der rief Hist und jener Hott.

Daß es nun auf deutscher Erde
Vielmehr noch viel besser werde,
Macht der Herr es einfach so:
Er verstockt den Pharao.

Halt! jetzt wetz' ich aus die Scharte!
Denkt der Kaiser Bonaparte,
Da kommt ja ein Vorwand mir
Wie geschlichen vor die Thür!

Soll denn gar ein Hohenzoller,
Spricht er in verstelltem Koller,
In Hispanien König sein?
Oha! ich befehle: nein!

Auf der Emser Promenade
Lauft ein kleiner Diplomate.
Männdle, sag, was willst in Ems?
Du bist eine freche Brems!

Nach der unverschämten Mucke
Hat mit einem kleinen Rucke
König Wilhelm nur gepatscht
Und sie auf der Hand verplatscht.

An dem Schöppchen Wein sich labend
Las an einem Sommerabend
Schartenmayer im Merkur
Die besagte Prozedur.

Und er sprach mit vielem Feuer:
Ei! hier ist es nicht geheuer!
Doch die andern alten Herrn
Merkten es auch nicht von fern.

Richtig hat es eingeschlagen
Und es schreit nach wenig Tagen
Der großmaulige Franzos:
Feuerjo! Der Krieg ist los!

Diese Nachricht hat zur Folge,
Daß im ganzen deutschen Volke
Alt und Jung und Groß und Klein
Ruft: Jetzt heißt es einig sein!

Die ihr nicht im Nordlandsbunde,
Was sagt ihr zu dieser Kunde?
König Ludwig, was sagst du?
König Karl, und du dazu?

Ei, was werden wir denn sagen?
Auf mit Preußen! Eingeschlagen!
Unser Heer, wir geben's her,
Es gibt keinen Rheinbund mehr!

Jetzt entsteht ein großer Trubel,
Vor das Schloß zieht man mit Jubel,
Dankt und singt und jauchzt und schreit:
Vivat hoch die Einigkeit!

Doch man sagte sich mit Jammern,
Daß in unsern Ständekammern
Eine trutzige Partei
Nicht recht deutsch beschaffen sei.

Aber an dem Isarstrande
Hielt man gut zum Vaterlande,
Nur der alte Kolb sprach: nein!
Doch die andern lenkten ein.

So lief auch am Nesenbache
Ganz erfreulich ab die Sache;
Einen stupft man vor der Thür
Und so stimmt er noch dafür.

Nur ein einz'ger Demokrate
War so äußerst obstinate,
Daß er blieb auf seinem Kopf:
Dieses war der Pfarrer Hopf.

Jetzo aber zu den Fahnen
Auf Chaussee und Eisenbahnen
Ruckt die Mannschaft mutig ein,
Keiner will der letzte sein.

Man begleitet sie mit Juchzen,
Freilich auch mit vielem Schluchzen,
Gleich groß waren Freud' und Leid
Bei des Abschieds Wichtigkeit.

Da ist Folgendes geschehen,
Was ich selber hab' gesehen:
Eine Zahl Infanterie,
Etwa eine Kompagnie

Zog zum Bahnhof, und es drängte
Sich das Volk um sie, es hängte
Sich sein Schatz an einen Mann,
Daß er schwer marschieren kann.

Doch der Bursch' sagt ohne Bangen:
„Muß ja den Napoleon fangen,
Darum still mit Ach und Au!
Sei so g'scheut und laß mi gau!

Wer hat damals noch geahnet,
Daß so richtig dem geschwanet!
Wache stand bei Donchery
Diese selbe Compagnie.

Alle, die auf Nachricht harrten,
Mußten ziemlich lange warten,
Selbst dem Menschen, der sonst kuhl,
Ward es um den Brustlatz schwul.

Labung war in dieser Schwüle
Vor dem großen Heldenspiele
Jener Streifzug, welchen kühn
Angeführt Graf Zeppelin.

Daß bei so verwegnem Ritte
Er doch aus der Feinde Mitte
Mit dem Leben kam davon,
War ein gutes Vorspiel schon.

Selbst nach so viel großen Schlachten,
Die uns so viel Siege brachten,
Sieht man heut noch gern zuruck
Auf dies flotte Reiterstuck.

Dann bei Saarbrück an der Grenze
Gab's die ersten kleinen Tänze,
Wo von Deutschen vorderhand
Nur ein kleines Häuflein stand.

Doch der Feind sich zahlreich sammelt
Und auf einem Berg verrammelt,
Von wo er dann mitleidslos
Wie zum Spaß die Stadt beschoß.

Sieh, da kommt mit stolzem Schritte,
Er, Napoleon der Dritte.
Wer ist bei ihm? Zweie sind's.
Dieses ist der kleine Prinz.

Und was thut der Mensch, der böse?
Führt an eine Mitrailleuse,
Kugelspritze auch genannt,
Seinen Buben an der Hand.

Zeigt ihm, wie man es muß machen,
Daß die vielen Schüsse krachen;
Das Kommandowort ergeht:
Feuer! — und der Luile dreht.

Ist nun das nicht eine Sünde
An so einem jungen Kinde,
Das noch nicht ist konfirmiert,
Daß man es zum Blutdurst führt?

Kann man das Erziehung nennen?
Muß mein Abscheu nicht entbrennen?
Spricht dagegen nicht zumal
Christentum und auch Moral?

Wäre ich dabei gewesen,
Hätt' ich ihm den Text gelesen:
Dreh' nicht an der Kurbel, Lui!
Laß es sogleich bleiben! Pfui!

Übrigens ward dann gelogen
Und ganz Frankreich ward betrogen,
Daß ein Sieg gewonnen sei;
O die Lugenbeutelei!

Häuser einer Stadt verbrennen,
Ist denn das ein Sieg zu nennen?
Eine solche Feuersbrunst
Ist wahrhaftig keine Kunst!

Euch, ihr braven Sigmaringer,
Die ihr dort in so geringer
Anzahl trotztet der Gefahr,
Bis es nicht mehr möglich war,

Euch, Ulanen, drei Schwadronen,
Die man hielt für Legionen,
Weil so keck ihr scharmuziert,
Euch die Ehr' allein gebührt.

Zweiter Gesang.

Wie es fortgieng bis Sedan.

In dem Schwarzwald unterdessen
War die Vorkehr nicht vergessen,
Den ein Schwaben-Oberst deckt
Und den Feind durch Märsche neckt.

Doch besorglich war die Lage,
Denn von einem Menschenschlage
Man daselbst bedroht sich sah,
Welcher kommt aus Afrika,

Namens Turkos, braune Strölche
(Teilweis sogar schwarze), welche
Mahomet ergeben blind,
Noch ganz ungebildet sind.

Bonapart hat selbst geschrieben:
Sind sie überm Rheine drüben,
Weh dem Mann und selbst dem Weib
Und dem Kind im Mutterleib!

Kann in aufgeklärten Zeiten
Solche Roheit sich verbreiten?
So spricht man ja förmlich Hohn
Der Zivilisation!

Seht, dort stehen diese Mohren
An den Weißenburger Thoren,
Aber plötzlich wie der Blitz
Fährt auf sie der Kronprinz Fritz.

Auf das Nest voll Teufelseier
Stürzt voran der tapfre Bayer
Mit des Adlers schnellem Stoß
Durch den Wald und Wingert los.

Und das Nest wird eingenommen,
Doch der Hauptschlag muß erst kommen,
Da den Gaisberg man erblickt
Mit Kanonen vollgespickt.

Und die Bayern und die Preußen
Stürmen kühn hinauf und schmeißen
Nunter über Thal und Schlucht
Alles in verwirrter Flucht.

Es ist zwar total gelungen,
Doch es wurde schwer errungen,
Denn der Franzmann hielt sich zäh
Unter General Douay.

Wer Geschichte hat studieret,
Weiß, wie Xerxes einst stolzieret
Und sein Oberst hoch zu Roß
Pochte, der Mardonios.

Bei Platää im Getümmel
Schoß ein Grieche ihn vom Schimmel,
Sein erschrecktes Heer entfloh;
Douay, dir ging's ebenso!

Nur zwei Tag nach dieser Kunde
Noch beim Wein in später Stunde
Saßen wir, — lang bleibt man auf
In so wicht'gem Zeitenlauf —;

In gemäßigtem Vergnügen
Tranken wir mit steten Zügen
Nicht ganz ohne Sorge, was
Kommen werde, unser Glas.

Plötzlich hört man lauten Lärmen
Von gehäuften Menschenschwärmen,
Alles schreit und alles rennt,
Es ist g'rad, wie wenn es brennt.

Und wir treten aus der Thüre,
Sehen nach dem Eck herfüre,
Wo ein Teil der Menschheit lauft
Und den Staatsanzeiger kauft.

Hier sah man ein groß Gedränge,
Viele hielten in der Menge
Extrablätter in der Hand,
Riefen: Hoch das Vaterland!

„Ja, was hat es denn gegeben?“
Hoch! Das deutsche Heer soll leben!
  Hellauf! Vivat! Hurra! Hört!
  Große Schlacht und Sieg bei Wörth!

Und ich sah aus diesem Blatte,
Wie es sich begeben hatte.
  Unser Heer war vorgerückt,
  Hat bei Wörth den Feind erblickt.

Auf ein Hauptkorps der Franzosen
War man, wie man sah, gestoßen
  Und es konzentrierte sich
  Bei Fröschweiler eigentlich.

Hier befiehlt in diesem Kriege
Einer, der auf früh're Siege
  Sich nur allzusehr verließ
  Und der Mahagoni hieß.

Ein Teil kämpfte an der Sauer,
Ein Teil sah nicht ohne Schauer
  Vor Fröschweiler an den Höhn
  Tausendweis die Feinde stehn.

Diese Stellung nun zu nehmen,
Mußte man sich schon bequemen;
  Sturm zu laufen auf den Berg,
  O, das war ein hartes Werk!

Mehr als einmal abgeschlagen
Thut man's stets aufs Neue wagen;
Als man bald voll oben war,
Zeigt sich eine neue Schar:

Sieh, zur Linken aus dem Walde
Über eine grüne Halde
Bricht ein württembergisch Korps
Noch zum guten End' hervor,

Durch den Brand von Elsaßhausen
Stürmt es vorwärts ohne Grausen,
Hilft entscheiden so den Kampf,
Mahagoni kriegt den Krampf.

Unter fürchterlichem Schnaufen
Sieht man die Franzosen laufen
Teils nach Bitsch, teils nach dem Wald
Ohne allen Aufenthalt.

Aber auf dem sauren Wege
Setzt es erst noch rechte Schläge,
Und sie haben aufgeschaut,
Wie der Schwabensäbel haut.

„Donner, wie die Kerle rennen,
Daß wir's kaum verreiten können,"
Sprach der Hans von Gablenberg
Unter dem Verfolgungswerk.

Auch ein Wagen voll von Gelde,
Und zwar Gold, zahlreiche Zelte,
  Selbst ein Staatszelt elegant
  Fallen noch in ihre Hand.

Solches muß ich ja doch nennen,
Meine Landsleut anerkennen;
  Gut bis recht gut ist ihr Lob,
  Sind sie auch bisweilen grob.

Doch der Feind, der brav gefochten,
Dann ward in die Flucht verflochten,
  Dauert mich in seiner Schmach
  Sehr, obwohl nur hintennach.

Namentlich den Kürassieren,
Die des Feindes Retirieren
  Deckten durch den Todesritt,
  Ruf' ich nach: ich fühle mit!

Doch auf meinen Dichterschritten
Muß ich jetzt um Nachsicht bitten,
  Überhupfen muß ich viel,
  Schneller gehen an das Ziel.

Teilweis wird die Arbeit sauer,
Weil ich wie vor einer Mauer
  Vor so grausen Schlachten steh',
  Vor so vielem Todesweh.

Und ich werde still und weine,
Denk' ich an die Leichensteine,
Die in Wörth und ringsum stehn,
Die ich selber hab' gesehn.

Vollends gar auch zu erwähnen,
Was nicht Menschen, nein! Hyänen
An Verwundeten verübt,
Machte mich zu tief betrübt.

Teilweis wird die Arbeit sauer,
Weil doch wirklich auf die Dauer
Die Verfertigung mir schwer
Wird von so viel Versen sehr.

Wenn denn also nun zum Beispiel
Nur in magerem Kanzleistil
Dessen wird von mir gedacht,
Was am Tag der Wörther Schlacht

Dort bei Spichern ist geschehen,
Wie der Preuße jene Höhen,
Wo die Leichen sich getürmt,
Heldenmäßig hat gestürmt:

Will ich diesen Ruhm nicht schmälern;
Unter vielen Menschenfehlern
Mag ein neidisch gelb Gesicht
Ich von je besonders nicht.

Nun erst die drei großen Schlachten,
Die den Bazaine dahin brachten,
  Daß er sitzen blieb in Metz
  Fest wie ein gefangner Petz,

Wie das Blut, für uns vergossen,
Da in Strömen ist geflossen,
  Allermeist bei Gravelotte —
  Ich verstumme, helf mir Gott!

Wie sie in den Tod geschritten,
Wie sie in den Tod geritten
  Tausendweis — vor Schmerz und Graus
  Geht mir hier das Dichten aus.

Meine Feder leg' ich nieder
Und ergreife sie nur wieder,
  Weil es mir erfrischt den Mut,
  Daß umsonst nicht floß das Blut.

Gelt, du wolltest uns entwischen,
Lieber Bazaine? Bleib inzwischen
  Halb verhungert nur in Metz,
  Dir geht es am End' noch letz!

Nun das große Kesseltreiben
Dort bei Sedan zu beschreiben
  Unterlaß' ich, sag' in Ruh':
  Generalstab, schreib' es du!

Besser, als ein Mensch, der dichtet,
Seid ihr dort ja unterrichtet,
Klar in jeglichem Betreff,
Moltke ist ja euer Chef,

Den man Schöpfer nennen könnte
Unsres Siegs, da bis zum Ende
Er von Anbeginn ersann
Den gesamten Feldzugsplan.

Wie viel muß ein Kopf doch denken,
Um zu schwenken und zu lenken
Eine solche Menschenzahl,
Wie viel denken auf einmal!

Such' ich mir nur vorzustellen,
Wie es aussieht in dem hellen,
Schnellen, stets gefaßten Hirn,
Schwindelt mir es vor der Stirn.

Aber kurz zu übergehen,
Was bei Sedan noch geschehen,
Wäre für mein altes Haupt
Doch in Wahrheit unerlaubt.

Vorsehung, aus deinen Werken
Kann man doch dein Dasein merken;
Öfters bist du dunkel zwar,
Hier dagegen offenbar!

Sieht ein denkender Präzepter
Sinken so ein stolzes Scepter,
Findet er den Satz bewährt,
Daß Geschichte sehr belehrt.

Kaiser will dem König wehren,
Daß er steigt zu Kaiserehren;
Wie merkwürdig das nun klappt:
Kaiser wird und Kaiser schnappt!

Aber Kaiser oder König!
An dem Namen liegt ja wenig;
Wilhelm führt die Nation
Auf verdienter Ehre Thron.

Schick' ihm jetzt nur deinen Degen,
Fahr' ihm zitternd nur entgegen,
Sieh ihm schamrot ins Gesicht,
Kenne nun des Herrn Gericht!

Wilhelm hat dich jetzt in Händen,
Kann dein Schicksal schrecklich enden,
Wenn er dir gerecht vergilt,
O du bleiches Jammerbild!

Ich will dir es nur entdecken:
Jetzt in deiner Haut zu stecken
Wär' mir grad so angenehm,
Als in der des Helfers Brehm.

Doch er übt statt Rechtes Gnade,
Sänftet deines Schicksals Pfade,
Schickt dich zur Gefangenschaft
In nur zu gelinde Haft.

Nämlich ich will zwar nicht sagen,
Daß man ihn noch solle plagen,
Schwer genug ist ja sein Weh
Droben auf der Wilhelmshöh.

Um die Ehre zu bewahren,
Soll mit Anstand man verfahren,
Grade wenn man Sieger ist,
König, Ritter, Mensch und Christ.

Doch nach solcher Katastrophe
Auch noch Köche von dem Hofe?
Noch Musik und Ehrenwacht?
Dieses find' ich übermacht.

Es genügt nach solchen Streichen,
Diesem Mann verabzureichen
Eine gute Hausmannskost,
Sonntags Wein und Werktags Most.

Spätzlein sogar meinetwegen
Kann zum Sauerkraut man legen,
Blutwurst auch sei zugesellt,
Wenn er ordentlich sich hält.

Wer es hat auf dem Gewissen,
Daß so viele hungern müssen,
 Tragen Hitz und Frost und Durst,
 Da ist fast zu viel die Wurst.

Dritter Gesang.

Wie es ausgieng.

Doch wir wenden unsre Blicke
Nun zum Kriegsschauplatz zurücke,
 Wo man meint, der Krieg sei aus
 Und man dürfe nun nach Haus.

Auf den Saiten seiner Leier
Sandte damals Schartenmayer
 Zu des Himmels lichtem Thor
 Folgendes Gebet empor:

Senk', o Friede, dein Gefieder
Endlich auf die Menschheit nieder,
 Daß von seinem Flaum bedeckt
 Ihr das Abendgläslein schmeckt,

Daß getrost von heut auf morgen
Ihr Geschäft sie kann besorgen,
 Daß die Bildung wird vermehrt,
 Welche doch von hohem Wert!

Aber er hat sich gestoßen,
Anders meinten's die Franzosen,
  Sie beschloßen Republik,
  Bis aufs Messer neuen Krieg.

Straßburg ist noch nicht gefallen,
Unter unsrer Bomben Knallen
  Hauset hier der bleiche Tod,
  Feuersbrunst und Hungersnot.

Meine Seele hat's geschauert,
Sehr hab' ich die Stadt bedauert,
  Ja gefragt — ich sag' es frei —,
  Ob man nicht zu grausam sei.

Aber Männer von dem Fache
Haben mir erklärt die Sache:
  Erstlich that man's, weil Gefahr
  Damals im Verzuge war,

Zweitens, weil man wohl bedachte:
Gienge man voran zu sachte,
  Müßte man am Ende doch
  Schreiten zu dem Sturme noch;

Mehr des Bluts wär' dann geflossen,
Als da man die Stadt beschossen
  Und sie durch des Schreckens Drang
  Noch zur Übergabe zwang.

Wie sich dann auch Metz ergeben,
Half hinfort kein Widerstreben:
  Brummt ihr auch als wie ein Bär,
  Elsaß, Lothringen muß her!

Wie, man will uns das verwehmen,
Daß wir endlich wiedernehmen
  Das gestohlne Eigentum?
  Seid doch still! Das ist zu dumm!

Wenn im ersten Teil des Krieges
Manches großen Schlags und Sieges
  Ich nur kurz Erwähnung that,
  Ist nun vollends gar kein Rat.

Bei dem Edlen, bei dem Schönen,
Bei den friedlicheren Scenen,
  Wo zu Haus sich früh und spät
  Zeigte die Humanität,

Will ich lieber jetzt verweilen
Und mit meinen schlichten Zeilen
  Melden, wie man da vereint
  Hat gesorgt für Freund und Feind.

Es war wohl wie ein Gesichte
Von des Höchsten Strafgerichte,
  Als die Bahn nun Zug auf Zug
  Zu uns her Gefangne trug.

Nach Berlin, habt ihr geschrieen,
Wollt ihr als Erobrer ziehen,
Jetzt geht nach Berlin, Juchhe!
Die gefangene Armee.

Auch nach Stuttgart halb erfroren
Kommen Zuaven, Zephyrs, Mohren
Halb demütig und halb wild
Als des Schicksals warnend Bild.

Doch man hat sie nicht verhöhnet,
Eher teilweis fast verwöhnet,
Jedenfalls traktiert so gut
Wie das eigne deutsche Blut.

Speis' und Trank, Cigarren, Hosen
Teilt man sowohl an Franzosen,
Als an wunde Deutsche aus,
Pflegt sie gut im Siechenhaus.

Man sah auch beschäftigt immer
Mitleidsvoll das Frauenzimmer
In dem Bahnhof, nicht allein
In dem Sanitätsverein.

Mit hochachtendem Befremden
Liest man, was allein an Hemden,
Watt, Charpie, Arznei, Verband
Dieser hat hinausgesandt.

Ja es soll den armen Seelen
Am Christkindle auch nicht fehlen,
Selbst Lebkuchen schickte man
Da hinaus für jeden Mann.

Jeder Zug führt Samariter
Mit sich: Ärzte, Johanniter,
Schwestern der Barmherzigkeit
Und Privatleut', hilfbereit.

Doch wir haben unterdessen,
Fast den bösen Krieg vergessen,
Der, wie ich bereits erwähnt,
Sich noch in die Länge dehnt.

Mitleidswürdige Soldaten,
Stets bedrohet von Granaten!
Feldwach' in der dunkeln Nacht,
Dann ein Ausfall, eine Schlacht!

Schnee und Eis und kalter Regen,
Chassepotkugeln allerwegen,
Dieser Zustand vor Paris
Ist fürwahr kein Paradies.

Um die Hauptstadt zu entsetzen,
Bringt mit ungestümem Hetzen
Des Gambetta Treiberhand
Neue Heere noch zu Stand.

Zu der Linie Rest addieret,
Was man neuerdings formieret:
  Franctireurs und Garde mobil,
  Gibt zusammen doch schon viel.

Ich will nun die blut'gen Schlachten
Also nicht zu schildern trachten,
  Die man hat erlebt darob,
  Mit Erfolg des Siegs Gottlob!

Aber singen noch und sagen
Muß ich von den Lorbeer-Tagen,
  Von dem Kampf bei Mont Mesly,
  Villiers, Ceuilly, Champigny.

Preußen, Sachsen, Bayern, Hessen,
Alle sind sie unterdessen
  An die Reih' gekommen schon,
  Pflückten ihren Ehrenlohn.

Jener namentlich, der Bayer,
Sei hiebei von Schartenmayer
  Speziell noch hoch belobt
  Für die Treu', die er erprobt.

Seine treffliche Gesinnung
Bleibet in des Reiches Innung
  Trotz der Pfaffen Gift und Brand,
  Wie wir hoffen, von Bestand.

Nur von unsern Württembergern,
Reitern, Fußvolk, Feuerwerkern
Hat man seit der Schlacht von Wörth
Gutes, doch nicht viel gehört.

Daher raunt des Argwohns Teufel
Manchem ein den leeren Zweifel,
Weil man von uns denke krumm,
Stelle man uns hinten num.

Doch der Herr, damit die Schwaben
Auch noch ihre Ehre haben,
Daß vergeh' der böse Schein,
Gibt dem General Dücrot ein:

Siehe dort die dünne Kette!
Dort auf jenem Punkt, ich wette,
Schlagen wir mit keckem Stoß
Uns noch durch! Hinaus und los!

Herr! was war das ein Geschmetter,
Heulen, Brummen und Geschätter
Von Granat und von Kartätsch
Und der Kugelspritzenrätsch!

Doch der Schwabe, unerschüttert,
Ob die Erde bebt und zittert,
Spricht in diesem Höllengraus:
Keinen lassen wir heraus!

Champigny, in deinen Straßen
War des Kampfes letztes Rasen!
Da war einer gegen acht
Und hat keiner Kehrt gemacht.

Lebet wohl, Geliebte, Brave,
Die ihr ruht im Todesschlafe
Unter jenen Hügeln dort,
Euer Ruhm lebt in uns fort!

Lebet wohl, die ihr als bleiche,
Schußdurchbohrte, kalte Leiche
Heimgekehrt vom Marnestrand
In das teure Vaterland.

Habe manchen weinen sehen,
Mitgeweint, und darf gestehen:
Selten fühlt ein Menschenherz
So viel Trost in so viel Schmerz.

Aus dem Blut, das ihr vergossen,
Ist ein stolzer Baum entsprossen;
Wer sie selber pflanzte, ruht
In der Eiche Schatten gut.

Es kann eigenliebig scheinen,
Daß so viel ich von den Meinen
Bis hieher schon vorgebracht,
Anderer nur kurz gedacht,

Doch die übrigen Provinzen
Nebst den Fürsten und den Prinzen
Werden ja von Süddeutschland
Darum keineswegs verkannt.

Unsre Nachbarn, die Badenser,
Sie auch waren keine Schwänzer
Ihrer deutschen Ehrenpflicht,
Übergehn darf ich sie nicht.

Straßburg haben sie beschossen,
Dort auch schon ihr Blut vergossen,
Schanzarbeit im tiefen Sumpf
Machte ihren Mut nicht stumpf.

Doch noch andre Ehrenstufen
Warteten. Wenn wir gerufen
In dem fürchterlichen Strauß:
Keinen lassen wir heraus!

Rief bei Belfort unser Nachbar,
Unter Werder, durchaus achtbar:
Herr Burbaki, laß' es sein!
Keinen lassen wir hinein!

Doch mit schrecklichen Gefährden,
Strömen Blutes und Beschwerden
In der kalten Jahrszeit dort
Löstet ihr dies Ehrenwort.

Möglich ist es so geworden,
Daß man die gesamten Horden
Fast wie einen Zwetschgenstein
Drückte in die Schweiz hinein.

Und indes kapitulieret,
Nachdem man es bombardieret
Und recht tüchtig hungern ließ,
Das belagerte Paris.

Und so senket sein Gefieder
Endlich doch der Friede nieder,
Mit der Palme in der Hand
Grüßet er das deutsche Land.

In den deutschen Städten allen
Gibt es unter Glockenschallen
Vormittags Prozession,
Nachts Illumination,

Reden, Festspiel, gutes Essen
Ward dabei auch nicht vergessen,
Selbst in jedem kleinen Nest
Feiert man ein Friedensfest.

Doch noch höhere Bedeutung,
Längst verkündigt durch die Zeitung,
Wohnte diesen Festen in,
Hoch politisch war ihr Sinn.

In Versailles stolzen Räumen,
Die sich's wohl nicht ließen träumen,
Die einst andre Zeit gesehn,
Was ist da indes geschehn?

Der in jenem prächt'gen Schlosse
Unter Donner der Geschosse
Dort schon länger residiert,
Ist beträchtlich avanciert.

„König Wilhelm, künftig heiß' er
Nicht mehr König, sondern Kaiser!"
Von dem König Ludwig lief
Dieses Inhalts hin ein Brief.

Deutschlands Fürsten und die Städte
Stimmten alle um die Wette
Mit dem Vorschlag überein,
Riefen: ja, er soll es sein!

Dieser sagte: meinetwegen!
Ich hab' weiter nichts dagegen!
Und so ward es resolviert,
In Versailles proklamiert.

Deutschland hat nicht nur den Frieden,
Noch viel mehr ist ihm beschieden:
Daß der Herde nun ein Hirt
Endlich doch bescheret wird.

Und so stehet nun mit voller
Rüstung in dem Hohenzoller
Jener große Hohenstauf
Barbarossa*) wieder auf.

Doch das schönste und das beste,
Herzerhebendste der Feste
War, als nach der Wiederkehr
Einzog unser Militär.

Morgens hatte es geregnet,
Doch der Himmel selber segnet
Dann mit hellem Sonnenschein
Diese braven Kriegerreihn.

Daß sie kotbespritzet waren,
Zierte wahrhaft diese Scharen:
Man sah, mit Respekt erfüllt,
Von dem Feldzug so ein Bild.

Und nach so viel Angst und Sehnen
Floßen nun die Freudenthränen,
Selbst der Kälteste ward warm
In dem dichten Jubelschwarm.

Auf der Bajonette Spitzen,
Säbelklingen, die da blitzen,
Kommt — ein jeder hat's erkannt —
Ein erneutes Vaterland.

---

*) Friedrich I., Rotbart, daher von den Italienern Barbarossa genannt, berühmter deutscher Kaiser, geborner Württemberger, nämlich a. 1121 auf dem Hohenstaufen, Besteigung am zweckmäßigsten von der Station Göppingen aus.
Anm. d. Dichters.

Festjungfrauen, Ehrenpforten
Mit Inschriften aller Sorten,
Zuruf, Fahnen, Paukenschall,
Blumenwerfen überall!

Ja, der dichte Blumenregen,
Der euch Tapfern kommt entgegen,
Sagt mit seinem Gruß zugleich:
Blühen soll das deutsche Reich!

Vierter Gesang.

Schlußpredigt.

Leider ist noch nicht erledigt
Mein Gedicht. Noch eine Predigt
Muß ich halten. Blieb ich stumm,
Gieng ich tot noch geistweis um.

Heitrer hätte es geschlossen,
Hätt' ich bei Zeit unverdrossen
Fertig es ans Licht gesetzt;
Streng und ernsthaft schließt es jetzt.

Zwar das Reich ist aufgerichtet,
Unser Reichstag legt und schichtet
Zu dem Ausbau Stein um Stein,
Immer mehr tritt Ordnung ein.

Mit besonderer Verehrung,
Da ich Freund bin der Aufklärung,
Hat mich alles das erfüllt,
Was dem Schutz derselben gilt.

Unser Kanzler hielt die Pfaffen
Sonst für Brüder in den Waffen
Gegen Unordnung im Staat,
Und so nährt' er böse Saat.

Diesen Mann mußt' ich bewundern,
Konnte doch mich nicht ermuntern,
Daß das Herz auch wär' dabei;
Es gab früher allerlei.

Zwar bin ich noch lang kein Schwärmer,
Doch ist mein Gefühl jetzt wärmer,
Seit er einsieht: Anarchie
Folgt aus der Hierarchie.

Und es bleibt ja unbestritten,
Daß der Papst, die Jesuiten
Nebst der welschen Politik
Uns gebracht den blut'gen Krieg.

Bravo denn! Gefegt, gelüftet!
Wer die Luft verderbt, vergiftet
In dem neugebauten Haus,
Diesen schmeißen wir hinaus!

Laß dich, Falke, nicht bedrängen;
Stoße nur mit scharfen Fängen
Auf das Eulenvolk der Nacht,
Hab' auf ihr Gekrächz' nicht acht!

Es ist nicht so schnell gewonnen;
Was im Dunkel wird gesponnen
Von dem giftigen Gezücht,
Zwingt man ohne Hauptschlacht nicht.

Unsre Zeit will diktatorisch,
Daß du nun obligatorisch
Machst die Trauung durch Zivil,
Sonst verlierst du noch das Spiel.

Aber mag es auch gelingen,
Ach, es droht von andern Dingen
Unsrem deutschen Geist fürwahr
Jetzo fast noch mehr Gefahr!

Schartenmayers Seele trauert,
Daß er fast sich selber dauert,
Weil so viel Verdorbenheit
Um sich greifet weit und breit.

Wie vermehrt sich das Gesindel,
Das da lebt vom Mammonschwindel,
Aktien- und Gründerpack
Mit dem Gaunergeldschnappsack!

Seid verwünscht, fünf Milliarden,
Die ihr uns in unsern Garten
Dieses Tollkraut eingesetzt,
Das zur Geldwut reizt und hetzt!

Wucher hat es stets gegeben,
Schelmen werden immer leben,
Aber sonst hieß Lug doch Lug
Und das Wort für Trug war Trug.

Kein honetter Mensch verkehrte
Sonst mit dieser krätz'gen Herde,
Jetzo aber heißt's: Herr von!
Ehrenplatz dem Geldbaron!

Für den Schmu, für die Geschäftchen
Trägt er Orden an dem Häftchen;
Johann! ruft er, eingespannt!
Und mit vieren wird gerannt!

Haben darum dran gegeben
Unsre Söhn' ihr junges Leben,
Daß in ihrer Siege Schutz
Blühe solcher Stank und Schmutz?

Alle, die verächtlich sinnen,
Ohne Arbeit zu gewinnen,
Die mit Künsten eines Wichts
Summen bau'n aus Luft und Nichts:

Stellt den ganzen Menschenkutter
Vornhin als Kanonenfutter,
Wenn der Kriegstrompete Stoß
Wieder schmettert: es geht los!

Daß an die gefallnen Brüder
Sie doch endlich denken wieder,
Daß die niederträcht'ge Brut
Selber schmeckt, wie sterben thut!

Und die Wirt' und Handwerksleute!
Schlechte Ware, heißt es heute,
Und dafür enorm die Zech!
Wer ein Haus hat, steigert frech.

Lache mich nur aus und grinse,
Der du schraubest in dem Zinse
Stille Hausleut' ohne Not,
Deine Seele ist von Kot!

Zu den Surrogatbemäntlern
Unter Brauern, Weinehändlern
Wend' ich jetzo ärgerlich,
Ja mit wahrem Abscheu mich.

Der du mit am Siegesfeste
Zogst im Frack und seidner Weste
Denkend: wohl mir edlem Sohn
Dieser edeln Nation!

Dann zu Hause an Droguisten,
Apotheker lange Listen
 Schriebst um all das schnöde Gift,
 Das im Wein und Bier man trifft,

Belladonna, Gockelskörner,
Veilchenwurzelauszug, ferner
 Saccharin und Glycerin,
 Aloë und selbst Strychnin:

In dem Zuchthaus, du Vergifter,
Schwindel-, Kopfweh-, Lähmungstifter,
 Wär', ich sag' es kecklich dir,
 Von Rechtswegen dein Quartier!

So wie keiner Ware trauen,
Kann man auf kein Wort mehr bauen,
 Wenn der Handwerksmann verspricht,
 Weiß man schon: er hält es nicht.

Dies ist heutzutag die Regel
Und dazu ist er noch Flegel,
 Denn wo es an Ehr' gebricht,
 Um so mehr der Hochmut sticht.

Während nun die Kunden ächzen,
Fühlt er morgens schon ein Lechzen,
 In der Frühmeß wird verlumpt,
 Was er dort herausgepumpt.

Maurer, Schneider, Schuster, Setzer
Folgen irgend einem Hetzer,
Streiken, gehn dem Herrn davon,
Hoch genug ist bald kein Lohn.

Lieber Gott, wie soll es gehen,
Wenn, wie doch vorauszusehen,
Ausbruch eines neuen Kriegs
Droht den Früchten unsres Siegs!

Gnädig uns davor bewahre,
Laß uns Frist noch manche Jahre,
Laß zur Besserung noch Zeit,
Himmlische Barmherigkeit!

Was hilft Eisen, Blei, Kanonen,
Wenn das Mark der Nationen
Angefressen ist vom Wurm
Und nicht stand hält in dem Sturm!

Schwindet einem Volk die Tugend,
So verlottert auch die Jugend,
Faulenzt, kartelt, simpelt, träumt,
Vom gefälschten Bier verschleimt.

Menschen nun mit solchem Magen
Können die den Feind dann schlagen?
Mit dem Gockelskorn im Hirn
Mutig bieten ihm die Stirn?

Bohret immer die Kanonen,
Füllet immer die Patronen,
Stecket aber also doch
Etlich' Brauer erst ins Loch!

Nicht von außen kann man heften;
Rüstet immerhin nach Kräften,
Rüstet viel! nicht allzuviel!
Krieg ist nicht der Staaten Ziel.

Die Militarismus-Phrase
Ist zwar nichts, als eine Blase,
Alle Schlagwort-Reiterei
Überhaupt nur eitel Spreu.

Doch nur um sein Haus zu schützen,
Setzt man auf des Daches Spitzen
Einen Blitzableiter hin,
Nicht baut man das Haus für ihn.

Die Soldaten sind für Staaten,
Nicht der Staat für die Soldaten;
Dreht nicht das Verhältnis um,
Euer Salz, es wird sonst dumm.

Sorget mehr doch für die Geister,
Denket an der Schule Meister,
Die für gar so wenig Geld
Bildend wirken auf die Welt!

Was nun dies thut anbelangen,
Daß man bei uns eingegangen
Militärkonvention:
Ich sag' weiter nichts davon.

Es wird gut sein; instruieren,
Streng und straff organisieren
Muß der Staat uns für den Krieg,
Der uns ja geführt zum Sieg.

Doch verzeih' es mir, Herr Preuße:
Sei dabei nicht allzuweise!
Greif' nicht, wo es nicht muß sein,
Mit zu scharfem Messer ein!

Machet nicht so den Professer,
Meint nicht, ihr wißt alles besser;
Seid ihr auch noch so gescheut,
Hinterm Berg sind auch noch Leut!

Alles Saure macht gerinnen;
Lernet Sympathie gewinnen,
Das ist ja der beste Kitt,
Führt zu gleichem Schritt und Tritt!

Manches Bessre ist gekommen,
Manches Gute, das genommen,
Opfern wir dem Ganzen gern,
Nicht so dem besondern Herrn.

Sagt statt Deutsch nicht immer Preußisch,
Dies erscheint uns fast karthäusisch:
Wie wenn einer für die Welt
Seinen Klosterorden hält.

Auch kann wohl das Heer gedeihen
Ohne so viel Schreibereien,
Reiterei, Infanterie
Ohne die Pedanterie.

Und warum die Sprach' von Jenen,
Die man doch geklopft, entlehnen?
Premier-, Sekondlieutenant,
Warum das im deutschen Land?

Laßt den Zopf dem alten Fritze,
Sagt statt tête kecklich Spitze,
Spricht sich „Kette, Saum" so schwer?
Braucht man Chaine und Lisière?

Sprecht ihr aber doch französisch,
Soll's nicht lauten wie chinesisch,
Träng, Detalch und Reglemang
Ist ein sonderbarer Klang.

Ich hab' zwar nur Deutsch gelernet,
Blieb von dieser Sprach' entfernet,
Weil sie meinem schlichten Ohr
Immer kam zu kätschig vor,

Doch so viel auch unbesehen
Von der Aussprach' zu verstehen,
Das ist doch wohl, wie mir däucht,
Auch dem Volksschullehrer leicht.

In gewissen andern Dingen
Mußten wir auch Opfer bringen
Für das neue deutsche Stift,
Nämlich was Geschmack betrifft.

In dem Uniformenwesen
Hat der neue, scharfe Besen
Manches, was zu bleiben wert,
Ohne Not hinausgekehrt.

Auch mein Freund, der Schneider Dobler,
Sagt: das Alte war doch nobler:
Daß des Roten jetzt so viel,
Dies sei gegen sein Gefühl.

Und bei manchen Regimentern
Wär' das Gelbe zu verändern,
Denn vor so viel Gelb ja Gelbst
Seh' man kaum den Menschen selbst.

Seine Kappe schief zu setzen
Sei ein Menschenrecht; verletzen
Sollte man ein solches nie
Durch zu viel Geometrie.

Alles sei zu mathematisch,
Zirkelrund und streng quadratisch,
Es regiere allzumal
Viel zu sehr das Lineal;

Pappendeckel-eingebunden,
Wie mit Eisenreif umwunden
Seien zu der Jugend Hohn
Die Kadettenbüblein schon.

Ein gewisser Wurf da fehle,
Der dem Kleide doch die Seele
Geben müßte, sprach er kühn,
Daß ich staunte über ihn.

Namentlich der lange Kittel
Sei doch mehr für einen Bittel,
Als für einen Offizier,
Sagte dieser Künstler mir.

Was für längliche Figuren
Werden da aus den Staturen!
Taille hoch und schlapp der Schoß!
Und dazu die Tulpenhos'!

Und um unsre flotten Jäger
Champignys berühmte Schläger,
That es ihm besonders leid,
Auch betreffs der Nettigkeit.

An das Eckige, Gezwängte,
Das Linierte, das Beengte
Knüpfet sich insonderheit
Noch ein Punkt von Wichtigkeit.

Frei soll es dem Menschen stehen,
Ob er in die Kirch' will gehen,
Hält er nicht die Predigt aus,
Bleibt er besser doch zu Haus.

Zwar wird in den Himmelshöhen
Ohne Zweifel gern gesehen,
Wenn ein Kriegsmann ruhmgeziert
Auch die Predigt frequentiert.

Doch man legt an dieser Stelle
Sicherlich auf solche Fälle,
Wo er ungern kommt und hört,
Weiter keinen großen Wert.

Auch ist ja doch nicht zu leugnen:
Es kann öfters sich ereignen,
Daß in einer Predigt man
Langeweile fühlen kann.

Nun darf man zu manchen Dingen,
Doch zur Langenweil nicht zwingen;
Drückt also zur Kirchenthür
Nicht hinein den Offizier!

Man sollt' meinen, es genüge,
Führte einer nur die Züge
Und man übergäb dies Amt
Einfach einem Leutenampt.

Doch den andern Offizieren
Lasse man zum Respirieren
Nach der Woche Müh' und Plag'
Ihren Sonntag Vormittag!

Ohne schwarze Kanzeltücher
Können durch vernünft'ge Bücher
Sie indessen ja zu Haus
Ihr Gemüt sich bilden aus.

Beispielsweis der Hauptmann bilde
Durch „Der Andacht Stunden" milde
Auferbauend Geist und Herz,
Öfters blickend himmelwärts.

Ferner in derselben Richtung
Schlag' ich Tiedges edle Dichtung,
Die Urania, noch vor
Einem fühlenden Major.

Schleiermacher etwa labe
Ältre Herren von dem Stabe,
Jener Theologe, den
Jüngre Chargen schwer verstehn.

Andre schwere Neuerungen,
Die bereits auch eingedrungen,
Lästig im Verkehrsgebiet,
Sie beklaget noch mein Lied.

Dieses neue Maß, der Liter,
Ist für unsre Denkart bitter;
„Noch é halbes Schöpple, Lis!“
Dieser Auftrag klang so süß!

Statt der Elle heißt es Meter,
Dieses Maß versteht nicht jeder,
Kauft zu einem Rock man Tuch,
Muß man rechnen nach dem Buch.

Will man auf der Landstraß' gehen,
Muß man neue Zeiger sehen,
Worauf man verworrne Schrift
Gar von Kilometern trifft.

Mit Hieroglyphenzeichen
Muß man dies ja fast vergleichen,
Mit des Weges Irrgewind
In Ägyptens Labyrinth.*)

---

*) Hieroglyphen: eine höchst unleserliche Bilderschrift der ägyptischen Priester. Labyrinth: eine Art Irrbau, s. Herodots Geschichte, übersetzt von Schöll, Griech. Prosaiker in neuen Übers. Stuttgart, Metzler. II, 148. Ein solches baute auch Dädalus für den Minos auf der Insel Creta. Sollte davon nicht Cretin abzuleiten sein?
Anm. d. Dichters.

Statt von einem Stein zum andern
In April geschickt zu wandern
Wie ein durmelicher Thor,
Zieh' du einen Fußweg vor,

Wandle fürbaß ohne Sorgen
Nach dem Dörflein, das verborgen
Vor der Welt im Grünen steht,
Von des Friedens Luft umweht,

Wo ein Häuslein man bemerket,
Dessen Anblick Herzen stärket,
Unter dessen altem Schild
Kreuzer noch und Sechser gilt.

Längst nicht ohne innres Leiden
Sehnt man sich nach jenen Zeiten,
Da es noch Sechsbäzner gab,
Doch — ich geh' ja bald ins Grab.

Muß mich also nicht mehr quälen,
Noch nach Pfennigen zu zählen.
Und als Trinkgeld eine Mark?
Diese Ausgab' ist zu stark!

Jetzt schon fühlt man bei Betrachtung
Eines Milchbrots nur Verachtung,
Künftig wird's nicht minder klein
Und dabei noch teurer sein.

Denn fünf Pfennig wird es kosten:
Fast zwei Kreuzer, welcher Posten
Neben andrem, was man kauft,
Sich allein schon hoch belauft.

Schauer muß das Herz durchdringen,
Das sich fragt: ob zu erschwingen
Ferner noch Schmalz, Butter und
Kalb-, Schwein-, Ochsenfleisch das Pfund?

Und was nutzt die neue Währung?
Bringt es nicht vielmehr Beschwerung
In den Handel mit der Welt,
Dieses überzwerche Geld?

Solche Rechnung einzuüben:
Marken hüben, Franken drüben
In dem Dezimalsystem —
Ist doch äußerst unbequem!

Statt den Wirrwarr zu erdulden,
Alter, biedrer, schlichter Gulden,
Legen wir uns, ich und du,
Miteinander nun zur Ruh!

Keine Münzfußfragen walten
Bei den himmlischen Gestalten,
Denen nun der Dichter bald
Schuldenfrei entgegenwallt.

Schartenmayers Lied verstummet;
Hat er auch geklagt, gebrummet,
  Bleibt dem alten Knaben gut,
  Glaubt's, er ist ein ehrlich Blut,

Hält's nicht mit den Reichsverrätern,
Den ruchlosen Übelthätern,
  Die das Reich uns nagen an
  Wie mit gift'gem Rattenzahn.

Er ist kein so Ungeheuer,
Ist und bleibt des Reichs getreuer
  Ordentlicher Burgersmann,
  Der nur warnt, so gut er kann.

Schartenmayer ist nicht grämlich,
Indem es ihn vielmehr nämlich
  Hoch erfreuet und entzückt,
  Daß er diese Zeit erblickt,

Diese Zeit, die heil'ge, große,
Die, was in des Schicksals Schoße
  Tief und bang verhüllet lag,
  Endlich brachte an den Tag.

Er will hoffen, er will glauben,
Daß kein Teufel uns kann rauben,
  Was uns die gesunde Kraft,
  Geist und Schwert uns hat verschafft,

Daß der Krebs, den er beklaget,
Nicht des Volkes Kern benaget,
Nur die Rinde, nicht das Mark,
Nicht die Männer, nur den Quark.

Und in diesen jüngsten Tagen
Hat sich etwas zugetragen,
Was sein müdes Herze jetzt
Wie mit frischem Thaue letzt.

Deutscher Kaiser, sei gepriesen,
Gutes wird daraus entsprießen,
Was du diesem frechen Papst
Auf gut deutsch zur Antwort gabst!

Seit man diesen Brief gelesen,
Ist's, als ob ein rein'res Wesen,
Von dem dumpfen Qualme frei
In die Luft gefahren sei.

Wenn ein Kaiser so kann schreiben,
So wird's ja dabei verbleiben,
Daß es ordentlich und stet
Überhaupt nun vorwärts geht.

Man kann das Vertrauen schöpfen,
Daß die Klarheit in den Köpfen,
Daß nach trüber Zwischenzeit
Doch Vernunft und Recht gedeiht.

Und so läßst du, Herr, in Frieden
Fahren aus dem Thal hienieden
Zu der höhern Region
Deinen Diener Simeon.

Gib, o Himmel, meinem Liede,
Daß trotz Standes-Unterschiede
Es doch ringsum wirke frei,
Daß es wahrhaft bildend sei!

Nur dem Wahren und dem Guten
Widmet es die Dichtergluten,
Es bekämpft das Niedere,
Es kämpft für das Biedere!

Da nun meine Kräfte schwinden,
Werd' ich bald die Stätte finden,
Wo in kühler Grabeshut
Mein erschöpfter Körper ruht.

Wenn im Freundeskreis ich fehle,
Denkt, daß zwischen Leib und Seele,
Wie ich es bereits geahnt,
Endlich die Verbindung schwand.

Doch es stehet ja zu hoffen,
Daß die Anstalt sei getroffen
Schon in einer bessern Welt,
Daß das Band wird hergestellt,

So daß dann die beiden Teile
Mir zum wahren ew'gen Heile
Auf die Dauer sind vereint,
Wo man keine Thräne weint.

Wenn indes die ird'sche Hülle
Man hinausträgt, folget stille
Ihr zu der Beerdigung,
Meine Freunde alt und jung!

Eine Grabred' soll man halten,
Welche mit dem toten Alten
Streng nicht gehet ins Gericht,
Vielmehr billig von ihm spricht.

Eine Trauerweide setzet
Von des Mitleids Thau genetzet
Über dessen Ruhestatt,
Der dies Lied gedichtet hat,

Daß sie ihre grünen Zweige
Wie mit Wehmut niederneige
Und an meines Grabes Ranft
Gleichsam flüstre: ruhe sanft!

III.

In dramatischer Form.

Höchst merkwürdiger Fund

aus

Goethes Nachlaß:

Einfacherer Schluß der Tragödie „Faust“.

Mitgeteilt

vom redlichen Finder.

Vorbemerkung der Redaktion.*)

Das folgende Produkt bedarf einer Vorbemerkung von seiten der Redaktion. — Wir schicken voraus, daß wir nicht ermächtigt sind, den Vermittler zu nennen, durch den es zu uns gekommen, und daß er uns den Verfasser nicht genannt hat. — Es ist eine Fälschung, dies erkennt man, sobald man nur ein paar Seiten gelesen hat. Es ist Satire auf den zweiten Teil von Goethes Faust. Der Titel, das Vorwort und vielleicht noch die ersten Seiten sollen auf einen Augenblick die Täuschung bewirken, als hätte wirklich Goethe dies gedichtet. Die Täuschung soll hierauf immerhin weichen, aber der Leser soll sich doch zugestehen müssen, daß diese seltsamen Schnörkel dem Goetheschen Altersstil eben doch nicht so ganz unähnlich seien, und so soll gerade durch die anfängliche augenblickliche Täuschung der satirische Accent verschärft werden. Damit fällt eigentlich der Begriff der Fälschung, aber an Stelle des Vorwurfs der Gewissenlosigkeit, den er enthält, tritt der Vorwurf der Bosheit, und zwar auch ganz abgesehen von der Frage der Pietätspflicht gegen den großen Dichter. Billig kommt da dem Leser die Frage auf die Lippen, wie

*) Hiemit und mit dem „Vorwort des redlichen Finders“ (unten S. 348 ff.) hat der Verfasser dieses burleske Fragment a. 85 in der Zeitschrift „Das humoristische Deutschland“ eingeführt.

man sich habe entschließen können, eine solche Ausgeburt dem Publikum zu bieten. Die Antwort ist leicht: das Produkt ist so toll, daß aufsteigender Unmut im Gefühle des Komischen erstickt. Hiezu tritt noch ein zweites Moment. Man erkennt noch eine andere Absicht: der Verfasser hat es, wie schon sein Vorwort sagt, auf den pseudonymen Urheber des Büchleins abgesehen: Faust, der Tragödie dritter Teil, treu im Geiste des zweiten Teils des Goetheschen Faust gedichtet von Deutobold u. s. w.; er will ihn ausstechen. Aber der Eindruck des Komischen verdoppelt sich, wenn man diese Seite ins Auge faßt: dem Satiriker, dem er feindlich gegenübertritt, ist der närrische Fälscher so verwandt, daß man beide für Brüder halten könnte. Wir legen keinen Nachdruck darauf, daß beide von demselben Goetheschen Motiv ausgehen, indem sie an die Einführung der seligen Knaben in der Schlußscene, an einen Vers pädagogischen Inhalts, den diese singen, ihren Faden anknüpfen. Es liegt so nahe, dies Motiv komisch zu verwenden, daß leicht zwei ganz verschiedene Köpfe auf denselben Gedanken kommen können. Vielmehr die ganze Art und Manier gewollten Aberwitzes ist es, worin beide sich so auffallend ähnlich sind, insbesondere das Fischartisch trunkene Spiel mit der Sprache. Allein der verrückte Fälscher ist offenbar ein ärmerer Kopf, als der unverhohlene Satiriker; er beschränkt sich auf litterarischen Spott, während der Pseudonyme, den er nebenbei auf dem Korn hat, seine Pfeile auch auf die reale Welt hinausschießt. Auch das weist auf eine Enge, daß er verlangt, man solle sich für die besonderen Verhältnisse der Universität interessieren, auf welcher er studiert haben muß, für gewisse Einrichtungen des dortigen theologischen Seminars, — gewiß zu lokal für eine Satire auf eine weltkundige Dichtung.

Nebenher noch ein Wort über eine Frage, die sich hier einstellen muß: warum der Autor denn nicht an die jetzige Eröffnung des Goetheschen Nachlasses angeknüpft habe, um seine Fälschung wahrscheinlicher zu machen. Sie beantwortet sich einfach damit, daß er diese nicht erlebt haben muß, denn wir schließen aus Winken unseres Vermittlers oder — mit dem Titel von Shakespeares Sonetten zu reden — begetters, daß er vor diesem Ereignis gestorben ist. Doch, hätte er es auch erlebt, die Klugheit hätte ihn abhalten müssen, es zu benützen, denn diese Schätze sind ja in viel zu sorgfältigen Händen, als daß er hätte lügen können, es habe ein so „merkwürdiger Fund" so nebenher unter der Hand vorkommen können.

Wie wir hören, ist der Verfasser der oben erwähnten Satire: Faust, der Tragödie dritter Teil u. s. w. mit einer Umarbeitung für eine zweite Auflage beschäftigt. Wenn diese erst vorliegt, so wird die Vergleichung beider Sonderlinge wohl an Interesse zunehmen. Doch, obwohl das Kuriosum, das wir hier bieten, in dieser Vergleichung vielleicht noch mehr verlieren wird, enthält es nach unserem Urteil des Lachstoffes, sowohl objektiv, als subjektiv (da der Dichter selbst ein lächerlicher Kauz ist) soviel, daß wir es der Welt nicht vorenthalten zu dürfen glaubten.

Oder sollte uns die Pietät gegen den großen Dichter abhalten? Er steht doch wohl zu sicher droben auf dem Parnaß, um nicht mitzulächeln, wenn hier unten dem Lachen preisgegeben wird, was sterblich an ihm war.

Wir lassen nun zunächst das Vorwort des angeblichen „redlichen Finders" folgen.

Die Redaktion.

Faust.

Eine Tragödie.

Zweiter Teil.

Neuer Schluß.

Vorwort.

Wir haben eine Entdeckung mitzuteilen, welche an die Bedeutung eines Weltereignisses grenzt. Eine glückliche Hand hat in Goethes hinterlassenen Papieren einen Schluß des zweiten Teils der Tragödie Faust aufgefunden, der vom bisher bekannten wesentlich abweicht. Wir glauben zu erraten, warum der Dichter eine andere Redaktion, nämlich eben die Schlußscene, die mit dem Ganzen des zweiten Teils bisher vorlag, zur unmittelbaren Veröffentlichung nach seinem Tode bestimmte, das nun entdeckte Manuskript aber so verbarg, daß es einem providentiellen Zufall vorbehalten blieb, es in irgend einem späteren Zeitpunkt ans Licht zu ziehen. Er hielt die Welt zum Verständnis einer so wunderbaren Verbindung von Realismus und Idealismus noch nicht reif, wie er sie hier gewagt hat. Er sah voraus, daß nach einigen Jahrzehnten eine Zeit kommen werde, welche, der katholisch mythologisierenden Symbolik entwachsen, nach einem stärkeren Zusatze von wirklichkeitsgemäßen, zugleich der modernen Wissenschaft zugewandten Bildern verlange, er gab diesem Verlangen prophetisch recht, aber pädagogisch beschloß er zugleich, dessen Befriedigung nicht

zu verfrühen. Hiemit ist bereits gesagt, daß aus dem nun entdeckten Schatze der wohbegründete Schluß sich ergibt: in dem Dichter selbst, in seinem eigensten Schauen hat sich gegen das Ende seines Lebens noch ein letzter Prozeß vollzogen, eine Wandlung, wodurch er, sich vorwärtsrückwärts bewegend, von seinem realistischen Jugendstil das Wilde ausschied, das Berechtigte wieder aufnahm und mit der idealistischen Transparenz seines höheren Mannes- und Greisenaltersstils zu einer Einheit von nie dagewesener Tiefe verband. — Nur nebenher berühren wir die untergeordnete Frage, woher der Dichter die Kenntnis der ganz konkreten akademischen Zustände geschöpft habe, deren Abbilder er so kühn und groß in den Himmel versetzt; sie beantwortet sich leicht: es war sein Dioskure, der ihm die nötigen Kenntnisse vermittelte, denn Universitätsverhältnisse der Heimat Schillers sind es, die in idealer Umbildung hier vorliegen; doch es bedarf nicht einmal dieses Schlüssels, da ja Goethe selbst auf seiner zweiten Schweizerreise die schwäbische Universitätsstadt besuchte und also, was z. B. ein Stiftler, ein Repetent sei, daselbst unmittelbar erschauen konnte. Für jetzige Leser wird es, da diese Dinge seither in mehreren Schriften beleuchtet sind, kaum noch der Notiz bedürfen, daß unter Stiftlern im Gegensatze gegen Stadtstudierende Zöglinge des theologischen Seminars verstanden sind; eine strengere klösterliche Ordnung, z. B. Klausur, Kleidervorschrift markierte damals den Unterschied vom freien Studenten schärfer als jetzt; geblieben ist das nützliche Institut der Repetenten, d. h. jüngerer Angestellter, welche die Studien der Seminaristen beaufsichtigen und leiten, insbesondere wöchentliche Repetitorien halten, die den theologischen Namen loci führen. — „Helfer“ heißt im schwäbischen Lande Diakonus.

Vor Jahren hat ein Frecher sich erdreistet, einen „dritten

Teil" von Goethes Faust, eine schändliche Parodie, unter absurd erdichteten Namen zu publizieren. Mit hoher Befriedigung wird jeder Leser von unverfälschtem Sinn für das echt Erhabene nun sich überzeugen, wie dies schnöde Machwerk durch die Thatsache des entdeckten authentischen neuen Abschlusses gerichtet, geschlagen, vernichtet ist.

Der redliche Finder.

Fünfter Akt.

Scene: großer Vorhof des Palastes. Faust hat die Worte gesprochen: „Ein Sumpf zieht am Gebirge hin — — — Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick". Er sinkt entseelt zurück und es folgt der bisherige Text bis zu den Worten des Mephistopheles: „Ich liebte mir das ewig Leere". Hierauf fährt dieser fort:

Nun her zu mir! Hier ist mein Schein!
Und du da droben, blick' hinein!
Sieh her: die Unterschrift hat Kraft,
Blut ist ein ganz besondrer Saft!

(Er stellt sich mit gespreizten Beinen über die Leiche und hält den Schein empor. Der Himmel öffnet sich und gleichzeitig verwandelt sich die Bühne; statt des Palastes erhebt sich hinter der Gruppe ein Rosenhügel, von goldenem Licht umflossen, eine Schar von Engeln schwebt aus der Öffnung hernieder und singt:)

(Alter Text.)

Folget, Gesandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Flugs:
Sündern vergeben,
Staub zu beleben;
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs!

(Rosen pflückend.)

Blüten, die seligen,
Flammen, die fröhlichen,
Liebe verbreiten sie,
Wonne bereiten sie,
Herz, wie es mag.
Worte, die wahren,
Äther im Klaren,
Ewigen Scharen
Überall Tag!

(Die Rosen gegen Mephistopheles schwingend.)

(Neuer Text.)

Blüten, die seligen,
Rasch sich bestähligen,
Als Klingen blauen sie,
Wunden auch hauen sie,
Hand, wie sie mag.
Scheuchen den Höllenschuft,
Reinigen schwere Luft
Für süßen Himmelsduft,
Goldenen Tag!

Mephistopheles.

Au weh, ach! Pest und Teufel! O!
Das wird ja Ernst, haut doch nicht so!
Verwünschtes Zeug um diese Rosenruten,
Schon brennt die Haut mir wie in Fiebergluten!
Verfluchte Racker, haltet ein!
Da liegt zerfetzt mein guter Schein!
Nichtswürdig Spiel! Ihr handelt schlecht!
Au! Au! Hier geht Gewalt für Recht!

Und muß ich denn vor euren Streichen
Als dummer Teufel fluchend weichen,
Frohlocke nicht zu früh
Die fromme Kompagnie:
Ich fahre ärschlings zu der Hölle
Und husche blitzschnell zu der Stelle,
Wo martervoll die Advokaten
Im bestgeheizten Schlunde braten,
Und pack' am Schopf
Den feinsten Kopf,
Der muß mir auf die tiefsten Schliche sinnen,
Mir meine Wette doch noch zu gewinnen!
Kann er des Pergamentes Fetzen
Mit gutem Leim zusammensetzen,
Hilft er zum Siege noch dem Schein:
Erlöst vom Pech, frei soll er sein!

(Ab.)

Engel

(indem sie Fausts Unsterbliches aus seinem Leichnam lösen und auf den Rosenhügel tragen).

Werde nun sichtbarlich,
Geistig Gebild,
Wesen entpuppe sich
Sänftlich und mild!
Wachsend beweise die
Descendenztheorie!

(Fausts Unsterbliches geht aus Unsichtbarkeit in Sichtbarkeit über und erscheint zuerst als Monere, hierauf als Zelle, sodann als Zellenhäufchen oder Synamöbe, demnächst als Flimmerschwärmer oder Planulata, fernerhin als Infusorium, weiter als Urwurm, sofortan als Urfisch, als Lurch, als Schnabeltier, als Beuteltier, fördersamst hierauf als Halbaffe, Schwanzaffe, schwanzloser Nasenaffe, Orang, Gorilla, Schimpanse, nächstbei als Affenmensch, endlich als wirklicher Mensch, und zwar als Mannesgestalt in würdigem Gewande mit verklärten, edel lehrhaften Zügen.)

Engel.

Schaut den Entwundenen
Aus der Verpuppung!
Wünscht dem Gefundenen
Glück zur Entschnuppung,
Wie auch zur ferneren,
Schöneren, gerneren
Formenentfaltung,
Fortschrittsgestaltung!
Noch an ihm Erdenrest
Ist zu seh'n peinlich,
Und wär' er von Asbest,
Er ist nicht reinlich.
Schwinde noch — mit Permeß —
Irdischer Hautabsceß,
Gäre der Geistprozeß,
Werde der Hochprogreß!
Kommt denn gefahren,
Grüßet und feiert ihn,
Sinnig beleiert ihn,
Selige Scharen,
Doch zugleich recket ihn,
Stufenweis strecket ihn,
Streckend entflecket ihn,
Die ihr im Himmelssaal,
Was unten nur real,
Spiegelet ideal
In hehrer Läuterung
Reinester Häuterung,
Höchster Erweiterung!

Zeiget in Flugs Figur
Mystische Signatur!
Auf nun, auf, auf!
Kommet zu Hauf!

Selige Knaben

(in Kreisbewegung sich nähernd).

(Alter Text.)

Er überwächst uns schon
An mächt'gen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwidern.
Wir wurden früh entfernt
Von Lebechören,
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.

(Neuer Text):

Leit' auf dem Uranus
Unsere Chöre!
Halt' als Vikarius
Uns Kinderlehre!
Ruht unser Pfarrer dort,
Älterer Knastor,
Wirst du fortan sofort
Dann unser Pastor!

Sind im Behöre fein
Gut wir bestanden,
Segnest du dann uns ein
Als Konfirmanden. —
Ach, dann entschwebst du fern,

Bei andern Herden
Größerem Wandelstern
Helfer zu werden,
Streuest der Weisheit Saat,
Schnelle nach oben
Zum Oberhelferat
Fördernd gehoben.
Steigst dann im Regiment
Zu höhern Stufen,
Als Superintendent
Wirst du berufen.
Von Planet zu Planet
Flügel dich führen,
Wie's um die Schule steht,
Zu inspizieren.
Endlich noch gar Prälat
Reichst du zum Gipfel,
Wirst in dem Kirchenstaat
Höchstester Zipfel!

Selige Stiftler

(in Spiralbewegung sich nähernd).

Heitere Knabenschar,
Noch etwas dumm!
Irrest dich ganz und gar,
Dir ist durchaus nicht klar
Tieferes, kryptisches,
Keilmanuskriptisches
Hieroglyptisches
Mysterium!

Ihm blüht ein anderes
Curriculum,
Interessanteres,
Geistrelevanteres,
Nicht so nur pfarrerlich
Predigenschnarrerlich,
Vielmehr beharrerlich
Im Studium.

Zwar von der Klerisei
Nicht zu getrennt
Steh uns als Leiter bei,
Treib Wiederholerei,
Lernstoff petiere re,
Kurz werde stante pe
Himmlischer Stiftsrepe—
Stiftsrepetent!

Widme dich unsrem Haus,
Auf unsre Trift
Streue, o Wonnegraus!
Himmlisches Manna aus!
Halte dogmatischen,
Christlich sokratischen,
Heilig pneumatischen
Locus im Stift!

Jüngere selige Stadtstudierende

(in Dodekaederbewegung sich nähernd).

Knospe dann öffne sich,
Noch halb latent!

Kühn resolviere dich,
Habilitiere dich
Erst nur als spärlicher,
Noch nicht salärlicher,
Bloß honorärlicher
Privatdocent!

Dir sitzen Mann an Mann
Staunend herum
Hörer (und Hospitan-
ten dabei dann und wann),
Saugen mit durstigem
Ohre, nicht wurstigem,
Mystisch elliptisches,
Apokalyptisches,
Gleichsam ägyptisches
Kollegium!

Aber du selber bist
Dunkels uns voll;
Sei ein barmherz'ger Christ,
Werde dir selbst Glossist!
Dunkel verliere sich!
Interpretiere dich,
Ach, kommentiere dich
Metsch' dich uns dol!

Der, kaum geboren, schon
Hüpfet so gern,
Auf den Euphorion,
Den Guttaperchasohn,

Mütter auch, dunkele,
Und den Homunkele
Wirf Lichtgefunkele
Deiner Latern!

Vollendetere Stadtstudierende

(in Rhombendodekaederbewegung sich nähernd).

Ein Privatissimum
Sei uns gegönnt,
Reservatissimum,
Sakrosanktissimum,
Nach redigiertestem,
Siebhaft filtriertestem
Geistinspiriertestem
Urpergament.

Fördersamst fördere
Engeren Chor!
Urfrag' erörtere
Und beantwörtere!
Sehkreiserweitsames,
Nicht Widerstreitsames,
Hochhöchst Bedeutsames
Trage uns vor!

Lehr' uns vom Circulus
Die Quadratur!
Klopf, o paterculus,
Auf noch die harte Nuß:
Wissen vereinige,
Glauben beschleunige,

Beide vereinige
Dauerndster Schnur!

Den Nihilissimus
Schlag' aus dem Feld!
Mit Phantheissimus
Reime Theissimus!
Rette die Genesis,
Zeige durch Synthesis,
Wie auch Analysis
Schöpfung der Welt!

Selige Senatoren

(in Kathederbewegung sich nähernd).

Sogar ist dir bereit
Durch den Senat
(Nicht ohne Schwierigkeit)
Höheres Ehrenkleid,
Würdig behagliches,
Nicht weiter fragliches,
Rundlich ertragliches
Ordinariat!

Einst nur Geborener,
Schlichten Belangs,
Jetzund erkorener
Hochwohlgeborener!
Steigst in die sechsteste,
Zwar nicht die höchsteste,
Nicht dem I nächsteste
Klasse des Rangs.

Wenn dich dann der Senat
Aus Reverenz
Gar noch zum Rektorat
Erst proponieret hat,
Wirst du — o schöner Schluß! —
Edeler Genius,
Durch den Ministerkuß
Magnificenz.

Selige Minister

(erst in Trapezbewegung Faust umschwebend, gruppieren sich dann zu einem Halbkreis im geöffneten Himmel, alle übrigen in stufenförmiger Rangordnung um sie her).

Würde besiegelt sei!
Selbst nicht verriegelt sei
Dir unser Kreis!
Pilger, — wer weiß,
Wenn du noch höher fliegst,
Ob du nicht noch ersiegst
Höchstes Mysterium,
Kultministerium —!
Ernte die volle Saat!
Auf zu der höchsten That,
Auf zu der Urpotenz:
Werd' Excellenz!

Ministerpräsident.

Als dieser Chöre Haupt- und Oberdirigent
Eröffn' ich jetzt, o wertgeschätzter Kömmling, dir,
In Lebensmühen wohlbestandner Kandidat,
Daß deine Auffahrt durch besondern Festesakt
Figürlich noch zu feiern still beschlossen ist.

Beginnen wird zu deiner Ehre nun ein Tanz,
Anfänglich in gemäßigter Bewegungsart,
Anwachsend dann zu rasch gehobnem Temposchwung
Und endlich steigend bis zu heil'ger Raserei
Mänadischer Orgien des Dionysosdiensts.
Kreis wird sich mit Spirale, Zwölfgekantetes,
Auch zwölffach Rhombisches wird mit Kathederform
Sich mischen wie auch mit Trapezfigur,
Zu Knäuelwirrnis sich verschlingen zwirbelhaft;
Doch nach verschränktest wild verrenkter Schlenkerung
Hold holdest wird der nur verborgne Einklang sich
Herstellen sichtbarlich aus der Verknotigung. —
Nun aber nicht in weltgestimmt profanem Sinn
Wird dies gescheh'n; inwohnen wird bedeutungstiefst
Prozeß der Weltwerdung, Planetenkreisungssinn,
Sonnensystemhaft, und dann fernerweit auch noch
Auf heil'gen Geisterbund hinweisend wunderbarst;
Lag doch ja selbst den Orgien des Heidentums
Und seiner Chöre rhythmischen Verschlingungen
Vorbotenhaft geahnter Tiefgehalt zu Grund.
Zu solchen Kernes mehrerem Verständnis wird
Gesang in gleichem Takte dieses Tanzsystem
Begleiten aus der ernsten Tänzer eignem Mund,
Mit Atem ringend zwar, doch hilfreichst unterstützt
Von unsichtbarem himmlischem Orchesterspiel.
Entzücken wird des Textes tiefe Seele dich,
Erhabnen Lobpreis zollend dir und überdies
Ideenreichtum, urhaft, urursprünglichen,
Zusammenpressend in des Wortes Quintessenz.
Erfrischen soll dies wunderhafte Tanzesbild
Den kampfesmüden Geist zu neuem schwerem Werk

In seiner himmlischen Ämter steilem Stufengang,
Auf daß er so fortan von Festerinnerung
Gehoben über Schuldiensts lange Weiligkeit
Erleicht'rungsfühlhaft wandle seine saure Bahn.

Faust.

Tanzt Helena auch mit?

Ministerpräsident.

Du irrst noch weltgemäß!
Wir sind in jener Himmelshemisphäre hier,
Wo protestantisch christlich männerhafter Geist,
Mit Wissenschaft unschädlich halb gemengt,
Vertreten ist mit Weglaß Weibsgebilds.

Faust.

Mir ist es eben recht; sie möcht' am Ende mich
Zum Tanz aufziehen und verlangen gar auch noch,
Daß ich mit ihr zum zweitenmal begehen soll
Den Beischlaf zwischen Klassik und Romantik und
Verfertigen im langweil'g allegorischen Bett
Noch einen Kautschukschlingel wie Euphorion!

Ministerpräsident.

Getrost, mein Sohn! Es wird hier nichts gezeuget mehr;
Superlativs superlativste Welt ist hier.
Geschauet wird nur Erstestes und Letztestes,
Erhabenstestes, hehrst Bedeutsamstestes,
Tiefst, urst und est est est est — —

Faust.

Wie'st? Wo'st? So laßt mich schauen endlichst dennst!
Urfalzung walzet, Urstoffshebung hüpfet nunst,
Urmolke polket, Demiurgenwerk masurket,
System des Galilei galoppieret schnellst,
Urwerdungs-Urwort-Codicill cotilloniert!

Ministerpräsident.

Genugst der Worte, alsbaldst fang' es anst!

(Er klatscht in die Hand. Das Ballet beginnt. Unsichtbare Musik. Gesang.)

Chor.

Zwar personalisches,
Doch auch totalisches,
Universalisches
Potentialisches
Urelement!

Steige dir parisches
Oder carrarisches,
Wertoffenbarisches,
Nicht malabarisches
Kunstmonument!

Urwasserwellerich,
Urgebirgsschwellerich!
Urzellen-Zellerich!
Urformenquellerich!
Urkontinent!

Urschlammsbelebeschleim,
Ureinheitshebeleim,
Urhonigs Klebeseim,
Urgedichts Leberreim!
Urweltcement!

Phanerogamisches,
Auch kryptogamisches,
Kaum dioramisches,
Mesopotamisches,
Keimnutriment!

Höchst paläontisches
Vorhellespontisches,
Rhinozerontisches,
Ja Mastodontisches
Grundsediment!

Nimmer festklebendes,
Formenfortwebendes,
Gipfelanstrebendes,
Sich zum Ich hebendes
Descendiment!

Dann subjektivisches,
Sinnperspektivisches,
Tief scientifisches,
Superlativisches
Geistinstrument!

Ministerpräsident.

Jetzt, hehre Sängertänzer, schnaufet etwas aus,
Nachdem ihr bis zum Konzentrierungspunkt
Der Individuation, der Ichwerdung
Begleitet habt den allgemeinen Wesensstoff,
Wie er zu diesem Heinrich Faust sich hat geballt.
Nach kurzer Ruhepause aber dann fahrt fort,
Zusammenfasset seines Lebens Wohl und Weh,
Kapitulieret es im Lapidarstil re!

(Pause, dann Fortsetzung.)

Chor.

Wissensbeflissenes,
Zweifelgebissenes,
Zwiespaltzerschlissenes,
Weltschmerzzerrissenes
Seelentorment!

Wildkataraktisches,
Unprophylaktisches,
Teufelskontraktisches,
Unterschriftpaktisches
Blutatrament!

Sonst philosophliches,
Jetzt mephistophliches,
Hexentranksoffliches,
Weltliches, stoffliches
Experiment!

Gretchen begirrendes,
Sinnebeflirrendes,
Kirrend beirrendes,
Degenkampfklirrendes
  Sceleramnent!

Brockenfahrtwandrisches,
Schweifend mäandrisches,
Gleichsam skamandrisches,
Auch salamandrisches
  Schuldinkrement!

Reuezerklüftetes,
Doch noch geschiftetes,
Elfengelüftetes,
Hofgunstumdüftetes
  Rekreament!

Maitreplaisierliches,
Maskenzugführliches,
Mütteraufspürliches,
Schemencitierliches
  Durchgangsmoment!

Klassisch pharsalisches,
Sphinxisch thessalisches,
Galate-Thalisches,
Stark lexikalisches
  Mythenaugment!

Greifenumschnattertes,
Kranichumflattertes,
Zwergeumdattertes,
Rätselvergattertes,
Kopfturbament!

Dazu das Wichtelein,
Menschengesichtelein,
Retortenfrüchtelein,
Flaschenschweblichtelein
Als Assistent.

Wunderbar chemisches,
Ächt akademisches,
Uns etwas böhmisches,
Etwas problemisches
Destillament!

Doch auf bemühliches,
Köpfezerwühliches,
Folget gefühliches,
Großartig stiliches
Transformament.

Helenatrutendes,
Hochzeitbesputendes,
Billig zu ruthendes,
Hüpferlein brutendes
Sinntransparent!

Phantasmagorisches,
Höchst metaphorisches,
Tief allegorisches,
Germanisch dorisches
Kunstjugament!

Lang humanistisches,
Idealistisches,
Dann realistisches,
Staatsorganistisches
Menschheitssegment.

Uferdammbauendes,
Flutenprallstauendes,
Völkerglückbrauendes,
Zukunftglückschauendes
Machtregiment!

Plötzlich gepurzeltes,
Niedergesturzeltes,
Hoffnungverkurzeltes,
Erdenentwurzeltes
Halbfalliment!

Für die angeblichen
Mühen, die streblichen,
Öftermals kleblichen,
Ästhetisch schweblichen,
Gnadsupplement!

War auch das Herrschertum
Immer noch ziemlich krumm,
Langt es zum Prämium
Aus Gnadegremium
Doch noch am End.

Fern und so ferniger,
Fort und fort gerniger,
Lehrender, lerniger
Schwebe, du Sterniger,
Durchs Firmament!

Ministerpräsident.

Jetzt, selige Knaben, schwebet aus dem ganzen Chor
Mit einer eignen Arie noch einmal hervor
Und saget ihm mit holden Stimmen flötengleich,
Wie schmerzenlos, wie schön sich's lebt im Himmelreich!

Selige Knaben.

Engel, sie wimmeln da,
Heilige himmeln da,
Glocken, sie bimmeln da,
Früchte nicht schimmeln da,
Buben nicht lümmeln da!

Rührungen rinnen da,
Fäden sich spinnen da,
Geister sich minnen da,
Liebesbund sinnen da,
Weihen beginnen da.

Ministerpräsident.

Noch einmal, ganzer himmlischer Gesangverein,
Mit allen Stimmen falle jubeljauchzend ein
Und preise höchster Läuterung entzückte Lust,
Wenn Geisterbrust sich hier umarmt mit Geisterbrust,
In reinstem Feuer Erdenstoffes Rest vergeht
Und alle Vielheit bindet der All-Eins-Magnet.

Ganzer Chor.

Nach Strebemühungen,
Stoffesverglühungen,
Fleischesverbrühungen,
Geisteserblühungen,
Klärungsferment!

Himmlische Klubbungen,
Idealgruppungen,
Letzte Entruppungen,
Geistiger Suppungen
Hochtraktament!

Wechselentzündungen,
Tiefzugverbindungen,
Seelenumwindungen,
Liebebundgründungen,
Schlußpurgament!

Findende Fliehungen,
Sternebeziehungen,
Wonnebrandsprühungen,
Urgefühlknieungen,
Exultament!

Ministerpräsident.

Nun aber, wie ich vorbereitend schon gesagt,
In heil'gen Wahnsinns heißem Brause sei gejagt,
Sei der Musik zukünftigst Kühnestes gewagt,
Zugleich in Tanzes Furios=fortissimo
Erzeugt ein Bild vom ewigen himmlischen Jubilo!

Chor

(diesem Befehle folgend).

Wildester Bachustanz
Himmlischen Oberlands,
Deutbar auf Ursubstanz,
Werde nun gar und ganz
Mystischer Küheschwanz!
Hüpfender Geisterschranz,
Schwinde in Dunkelglanz!
Firlefafirlifanz!
Schlage, o Wurzeltraum,
Schließlichen Purzelbaum!
Bummdibibumm,
bumm! bumm! bumm!

(Es geschieht.)

(Lösung himmlischer Böller.)

Punkt=dumm!

(Der Tanz steht still, große geordnete Gruppe um den Gefeierten. Gehaltene Arie.)

Rufet Viktoria!
Jauchzet Halleluja!
Klasse I Nro. a
Trug dir als Zeugnis ja
Lebens=Examen.
Amen!

(Wechselumarmung aller Anwesenden, ihre Gestalten zerfließen ineinander, unter einem sanften Adagio verschwimmt alles Sichtbare in ein unbekanntes Etwas. Hierauf)

Chorus mysticus

(unsicht- und unhörbar).

Das Urmystagogische,
Hier ist es erfolgt,
Das Urpädagogische,
Hier ist es gepolkt.
Das Hintergründliche,
Hier guckt es hervor!
Das äußerst Kindliche
Zieht uns empor.

Nicht I, a.

Schwäbisches Lustspiel in drei Aufzügen.

Die des schwäbischen Dialekts nicht kundigen Leser werden auf die am Schlusse des Textes beigegebenen Erklärungen aufmerksam gemacht.

Personen.

Gottlieb Klemmle — Pfarrer gewesener Dekan.
Auguste Klemmle — seine Frau.
Luise — seine Tochter.
Karl Werner — sein Vikar.
Odomar Klemmle, Rechtskandidat — Vetter des Pfarrers.
Friedrich Schmied — Leutnant.
Madele — des Pfarrers Dienstmagd.
Läpple — Schultheiß.
Mamele — Gemeindepfleger.
Kiderle — Schulmeister.
Mäusle — Forstwart.
Lachenmayer }
Banzhaf } Bauern.
Franzosenhannes }
Jäckle }
Harigel } Lumpen.
Staudigel }
Amtsbote.
Ein Unteroffizier.
Ein Soldat.
Gretle — Aufwärterin.
Michel }
Jakob } Bauernbursche.

Schauplatz: Dorf Schusselfingen in Schwaben.
Zeit: März 1848.

I. Aufzug.

Erster Auftritt.

(Küche. Luise am Herd, backend.)

Vikar

(die Thüre halb öffnend, hereinsehend).

Gut Morge, Luisle, was machst?

Luise.

Flädle.

Vikar (eintretend).

Gib mir au g'schwind e Küßle.

Luise.

I kă net, i mueß bache.

Vikar.

So gib mer e Flädle, weißt, frisch bache sind se so guet.

Luise.

Da (ihm hinreichend).

(Vikar küßt sie, indem er es nimmt.)

Luise.

Wart, Spitzbue!

Vikar.

Mer kă jā net anders, de bist gar z'nett, absonderlich in dem frische weiße Kucheschurz.

E Kueß und e Flädle,
Wie schmeckt des so guet,
O herzig netts Mädle,
Wie stärkt des de Muet!

Luise.

Ja, Muet, den werdet mer brauche, der Pape hat jetzt emāl de Kopf aufg'setzt, i seh net naus.

Vikar (essend).

Und i setz en au auf. I laß net von dir. Weißt, du bist jetzt eben emāl mĕi Ideal, du bist mĕi Fixstern. Wenn nŏ du mir fest bleibst! Gelt, bleibst mir g'wiß fest?

Luise.

Kăst zweifle?

Vikar.

An deim Vorsatz net, aber so e Mädlesherz ist halt net immer ganz b'häb, wenn em ebbes in d' Auge sticht, so e flotter Stadtjüngling oder en Offizier. I bin eben e ŭschĕi-barer Vikare.

Luise.

Karl! Weißt, des ist 's Ĕizig, was mi net an dir freut, dĕi Eifersucht. Des hat uns schŏ Ŭfriede brācht und kann nŏ mĕh bringe.

Vikar.

O lieber Gott! Weißt, des kommt ebe grad von der Liebe her — weil i di ebe gar so gern hab. Und von der Ûg'wißheit, die sieht ebe G'spenster. Unser eigentliche Sorg ist ebe der Pape. Aber 's kann jā fast net fehle, im Dienstexamen ist mer's guet gange; langt's trotzdem net ganz, er mueß doch en Éisehe habe, i laß net nāch, er mueß weich gebe.

Zweiter Auftritt.

Luise. Pfarrer.

Pfarrer (den Kopf hereinstreckend).

Herr Vikare, was macht d'Predigt?

Vikar.

Sie ist glei voll fertig (enteilt).

Pfarrer.

Luisle, i sag' dir jetzt noch emāl und ĕi für allemāl, i will des G'schmus nemme. Du kennst dein Vater; sĕi Wort steht fest. Niemand kann sage, i sei e hoffährtiger Mann, aber des darf i ǎspreche: en Schwiegersǒh, der I, a g'macht hat; kein Numro z'letzt, kein II, b.

Luise.

Aber Pape, 's ist em jā im Dienstexamen so guet gange!

Pfarrer.

Mer wollet sehe. Er meint's vielleicht; i glaub's net. Er hat sich net gnueg prepariert, grad über dem G'schmus ist

er net derzuekomme. — 's ist übrigens dā nō ebbes, des du net verstehst. 's betrifft die úruhige Zeite. I kann dā kein Hitzkopf an meiner Seit' leide, der so Ideee hat und obenaus will.

Luise.

Ach, er ist doch so brav und guet!

Pfarrer.

Ja, so im allgemeine, aber — jetzt kurz und guet, i will nex mé höre. Ich sag' dir noch emāl und abermals: Du läßst von dem junge Mensche oder i schick di fort zur Bas nāch Münsinge — —

Luise.

Aber, Pape —

Pfarrer.

Punktum! 's ist ausg'schwätzt. Jetzt gang an dein Herd und protzel wieder! (Will abgehen, kehrt noch einmal zurück.) Du machst guete Flädle, ich weiß. Sei wieder brav und laß den Vikare, so bist méi liebs Luisle. (Ihre Wange tätschelnd. Ab.)

Dritter Auftritt.

Luise allein.

Luise.

Ach Gott, ach Gott! Wie kann der Pape so bös séi und ist sonst so guet! und jetzt wieder zum Schluß, aber lieber Gott, er muetet mer z'viel zue. Wonaus jetzt? Ach wenn mer nō d' Mame besser helfe thät! Bald sieht's aus,

als wär' se ganz auf unsrer Seit', bald, als hätt' se wieder andre Gedanke — se ist so e bisle weltlich, weil ihr Vater Oberregierungsrat gwese ist, so ebbes dānumzue hätt' se gern zum Schwiegersōh — O, es steht ganz letz! En andere thät heule — I aber net, nĕi, grad net! I gib d'Hoffnung net auf. Und kein andere nemm i net. Der Pape wird doch oft auf ĕimāl wieder guet. Vielleicht verzwinget mern nōh. — Aber wenn's doch nex wär'! 's Madele hilft nāch Kräfte — aber was kann se viel helfe! ach Gott! ach Gott! 's ist ebe doch traurig! (Weint.)

Vierter Auftritt.

Luise. Madele tritt ein.

Madele.

Herr Je, Jungfer Luisle! Was greinet Se denn?

Luise.

O Madele! Madele! Alles ist verlore! Grad ist der Pape in der Kuche hinneg'wese, der Vikare ist rĕikomme g'wese, i han em e Flädle gebe, des ist doch g'wiß kĕi Sünd', der Pape hat en abg'fange und ist in en allmächtige Ärger komme und hat mer alle Hoffnung gnomme — 's ist zum Verzweifle!

Madele.

O, Jungfer Luisle, mer mueß nie verzweifle. D'Welt ist rund, se dreht se. Der Herr Pape sind jetzt immer schlecht ufg'legt, die Zeite g'fallet em net, au wartet er immer uf ebbes, des in der Zeitung komme soll, und 's kommt äls net. Grad ist der Bot komme und hāt de Merkur brocht, au en Brief.

Luise.

Ist's e großer, hast e g'sehe? Miteme Amtssiegel?

Madele.

Noi, nő so e kloiner.

Luise.

So ist also 's Examenzeugnis nő net dā. Des steht en Ewigkeit ā́, Herr Jeses!

Madele.

Aber vielleicht stôt sell Ding in der Zeitung, wo er schő so lang druf wartet; gebet Se acht, nā wird er schő besser ufg'legt werde. Jetzt nő emāl, verzwazlet Se net! Ich thue auf älle Fäll', was e kā́, Ihne z'lieb und em Herr Vikare z'lieb, weil er so brav ist und so mögich. Der Herr Pape hent mer zwār kürzlich au so ebbes ā́ditte, er mueß g'merkt han, daß i schő e bisle g'holfe han. Aber 's thuet nex, mer werdet es schő durchhelfe. Jetzt i glaub', der lieb' Herrgott geit sein Sege derzue.

Sollt' es gleich bisweilen scheinen,
Als wenn Gott verließ die Seinen,
O, so glaub' und weiß ich dies,
Gott hilft endlich doch gewiß —

Fasset Se Muet! „Warum sollt' ich mich denn grämen?“ — Se wisset schő weiter — Aber jetzt mueß i ans Putze — 's ist Samstag — Gut Morge, Jungfer Luisle! (Ab.)

Luise.

Herr Jeses meine Flädle! (Sie eilt an den Herd.)

Fünfter Auftritt.

Studierstube des Pfarrers.

Madele

(kommt mit einem Kübel und Lumpen herein, kniet auf den Boden und wischt. Dies muß einige Minuten dauern, so daß ein Teil des Bodens als genäßt anzunehmen ist; unter der Arbeit spricht sie:)

Was sői mueß, mueß sői. D' Frau Pfarrere hāt's wieder net erlaube welle, aber i han's durchdruckt — jetzt ist die Stub' vier Woche net putzt — der Herr ist spaziere —

Sechster Auftritt.

Madele und **Pfarrer.**

Pfarrer

(im Schlafrock, Papiere in der Hand).

Wa? — So sieht's aus? Jetzt dā möcht einer schő — — Wie viel tausendmal hab' i's g'sagt, mẽi Studierstub' wird nie aufgwasche, außer i geh en ganze Tag fort! (Er geht mit hohen Schritten und aufgehobenem Schlafrock, als watete er durch ein Wasser nach seinem Schreibtisch.) Verteufelte Putzwut! Aufhörst im Augeblick! Vor euch Weibsleut mit eurer Putzfurie ist 's Weltgebäud' net sicher, de liebe Herrgott thätet er aus seim höchsteigene Sternezelt nauskommle, wemmer euch mache ließ!

Madele.

I háu's guet gemőit. Die Stub' sieht schő aus, wie e Stall. 's ist jā e Schand vor de Leut', i därf doch de Herr Pfarrer net em Dreck verstícke láu. Ich háu ebe dächt —

Pfarrer.

Was „dächt“? So heißt's allemāl! — Du sollst nichts denken, i bin's, der denkt —

Madele.

Mer wird doch au nō denke dürfe!

Pfarrer.

Unmündige sollen nicht selbst denken! Schweig!

Madele.

I bi au e Mensch!

Pfarrer.

Ich duld' kei Revolution! 's Maul hältst oder ich thue, was mich reut! Der Teufel soll — hätt' fast was g'sagt — Naus! Furt! Furt mit em Schandkübel und Saulumpe!

Madele.

Descht kōi Behandling!

Pfarrer.

Hast's nō nötig, z'rebelliere, du hältst's au mit em Vikar, du machst d' Zwischeträgere, i weiß — i hab' dir's schō emāl g'sagt, dir kann mer nemme traue!

Madele.

Mir! jetzt dien i 18 Jāhr in dem Haus!

Pfarrer.

Ja, einen Basilisken habe ich an meinem Busen aufgezogen — bist nicht zufrieden, schweigst nicht, so kannst ganz fort —

Madele (schluchzend).

O, i arms Weib! So mueß i nŏ in meine alte Tag des erlebe! Was hău i schŏ ălles durchg'macht — i arme Wittib! Z'airste in der teure Zeit 's halb' Vermögele ĕibosse, nă hăt mĕi Mă selig den böse Hueste kriegt und hăt des Restle Vermöge fast ganz in Häredreck verschlotzt und ist năch vier Jăhr g'storbe. Se hent mi nă ufg'nomme, ich vergeß net, i han Ihne aber au treu dĕent und Ihr Kind mitaufzoge — descht jetzt der Lŏh! O Jerem! Jerem! Jetzt hoißt's, naus ins Elend!

Pfarrer

(während Madele mit dem Kübel fortstürzt).

Fiat justitia, pereat mundus!

Madele

(unter der Thüre für sich halblaut).

Daß mer d' Fraŭ 's Putze erlaubt hăt, verrăt i net.

Pfarrer

(nach einer Pause, während man Madele draußen laut schluchzen hört).

Was hat se g'sagt? Mĕi Frau? Hab' mer's doch halbe denkt. (Ruft zur Thüre hinaus.) Madele, de kannst mĕitwege bleibe!

Siebenter Auftritt.

Pfarrer und seine **Frau**, dann **Madele**.

Frau Pfarrerin.

Was gibt's denn mit em Madele?

Pfarrer.

Da sieh! Sieh den Ozean! Gege mein bekannte g'messene Befehl hat sie wieder aufgwasche. Ich soll wieder en Schnuppe hole, daß i mi z'tot hueste mueß! — I will net hoffe, daß du se's g'heiße hast, sie hat im Abgehe so 'was falle lasse — — ha! Deine Züge sind schuldbewußt! Treuloses Weib!

Frau Pfarrerin.

Ach, sei doch net so tragisch! 's Madele hat mer kéi Rueh glasse, du hast wolle en lange Spaziergang mache, hast kéi Predig z'studiere, morge predigt jā der Vikare, — 's 'wär guet auftrocknet — jetzt guck lieber in déi Zeitung néi, ob der Artikel kommt, und da, den Brief hast jā nōh gar net ág'sehe.

Pfarrer.

I bin z'guet für d i e Welt — I will mein gerechte Zorn, meine sittliche Entrüstung dieses Mal nōh unterdrücke — z'ersten aber sorg', daß e Christemensch in dere Stub' existiere kann.

Frau Pfarrerin (hinausrufend).

Madele, bring 's Bodetuech!

Madele

(die Augen wischend, bringt das Tuch. Frau Pfarrerin hilft es ihr über die Hälfte des Zimmers ausbreiten).

Frau Pfarrerin (zu Madele).

So, jetzt putz' d' Wöhstub'!

Pfarrer.

Jā, dort kást méitwege wüete!

Frau Pfarrerin (zum Pfarrer).

Du mueßt aber erlaube, daß den Vormittag déi Studierstub' d' Wöhstub' ist — Was isch? Kommt's?

Pfarrer

(der den Merkur durchgesehen hat, wirft ihn unwillig weg).

Wieder net! Au die kléi Freud' soll net séi — wenn mer emál e bisle als Schriftsteller auftrete möcht', der Welt seine Betrachtunge kundgebe — Vom Konsistorium ist au wieder nex dā, mer weiß wieder net, wie der Vikar b'standen ist. Heut' morge hab' ich ihn in der Küche verwischt beim Luisle, er hat grad aneme Flädle g'mampft, des er ihr natürlich abbettelt hat. J hab' em de Marsch g'macht und em Luisle emāl recht de Deckel vom Hafe thó.

Frau Pfarrerin.

Ach lieber Mann, wege so eme Flädle!

Pfarrer.

's ist net 's Flädle, 's ist der Mensch!

Frau Pfarrerin.

Jā, i weiß', 's ist 's Examenzeugnis. Wie magst au immer und ewig an so eme Bagatell hange bleibe! I, a. I, b. II, a. II, b. — nex als Zahle! Kommt's auf des ā? Ist net d' Hauptsach, daß einer e braver Mensch ist? So kĕi braver kommt net glei wieder, 's Mädle hat ihn emāl gern — g'scheidt g'nueg ist er g'wiß au, um sich guet durch d' Welt z'bringe — was willst weiter?

Pfarrer.

De weißt ja, 's kommt übrigens nō ebbes derzue. Er ist e politischer Hitzkopf, des ist höchst gefährlich in ere Zeit wie die jetzig. Dā bringt sich einer leicht um sĕi ganze Zuekunft. I han des em Mädle au z'verstehe gebe, aber sie kapiert's jā nō net. Übrigens 's ist wāhr, schō sĕi niedrigs Zeugnis, des ist für mi entscheidend. Ich hab' schō im Lyceum immer 's best' Argementle g'macht, bin Primus g'wese, im Landexamen glänzend bestande, i hab' in Tübinge und in Stuegert I, a. g'macht, bin Repetent g'wese, hab' ĕis der beste Helferat kriegt, bin Spezial worde und hab' mi nur auf's Land, auf die guet Landpfarrei z'rückzoge, weil mĕi Podagra immer ärger worden ist und weil i 's Landlebe und b'sonders die Gegend lieb'. Sonst könnt' i, i darf's sage — ohne Anmaßung, sonst könnt' i Prälat sĕi. Ich habe ein gewisses Selbstgefühl und darf es haben. Hat der Wallenstein g'sagt: „meinen Eidam will ich mir auf Europens Thronen suchen," so darf der gewesene Spezial, Pfarrer in Schusselfingen, sagen: ich will mir meinen Eidam im Korps I, a., im Elitenkorps der Repetenten suchen!

Frau Pfarrerin.

Des ist e g'fährliche Vergleichung, der hat obenaus g'wöllt und du weißt, wie 's ihm nā gange ist und der Thekla und em Max.

Pfarrer.

Er ist doch großartig untergange.

Frau Pfarrerin.

O Mä!

Pfarrer.

O Weib, du hast kein Schwung!

Frau Pfarrerin.

I mein, mer schwätzet jetzt lieber ebbes anders. Du hast vor lauter Fest den Brief nöh net äg'sehe. Guck doch: 's Postzeiche Berlin.

Pfarrer.

Ich weiß schö; vor lauter viel Ärger net. I kenn' jā au d' Handschrift auf der Adreß', es ist von meim G'schwister-kindvetter, vom G'heimerrat. Die Klemmle machet alle e bedeutende Karrière. (Öffnet und liest:)

„Lieber Herr Vetter!

Lang habe ich mich nach Ihnen und Ihrer werten Familie nicht erkundigt; es ist hohe Zeit, daß ich mein Versäumnis gut mache. Sie verzeihen mir meine Schuld vielleicht um so eher, wenn ich Ihnen einen lebendigen Zeugen meines stets warmen Andenkens an meine teuren Verwandten in Schwaben zusende. Meinem Sohn Odomar,

der soeben sein zweites Examen mit Glanz bestanden hat, soll eine Erholungsreise gegönnt sein, ehe er seine Laufbahn im Staatsdienst als Justizreferendär antritt, er soll ein Stück Welt, soll unsern schönen Süden, soll endlich seine lieben Verwandten sehen. Ich bitte Sie und Ihre werte Frau, daß es ihm gestattet sei, einige Tage in Ihrem gastlichen Hause zu weilen. Ich hoffe, daß sein gewecktes, heiteres Wesen Ihnen und Ihrem Töchterlein Luise, das jetzt zur lieblichen Jungfrau herangeblüht sein wird, nicht mißfallen werde. Er wird von heut ab in zehn Tagen an Ihre Thüre klopfen. Er wird Ihnen erzählen von unserem Leben, unsern Verhältnissen. Ich gönne ihm auch, daß er sich dem Anblick unserer schrecklichen Zustände in Berlin entziehen kann. Was haben wir für Tage erlebt! Die Barrikadenkämpfe! Die Leichen! Das Nachgeben des Königs! Der Abzug des Militärs! Jetzt dieser Zustand, die Schutzlosigkeit gegenüber den drohenden wild empörten Massen! Ungern entbehren wir in solchen Tagen unsern Sohn. Aber gut monarchisch gesinnt, wie er ist, hat er sich durch manche starke Äußerungen offener Parteinahme für die Sache der Ordnung bei dem Volke verhaßt gemacht und unsere Sicherheit selbst rät für jetzt seine Entfernung. Von Ihrem ländlichen Heim ist die politische Aufregung, die so leidig ganz Deutschland ergriffen hat, wohl fern geblieben, wir beneiden ihm die Idylle, worin er nun von Mühen und Stürmen aufatmen darf, und hoffen bald aus seinen Berichten zu entnehmen, daß Sie mit den Ihren erwünschter Ruhe und Wohlseins sich erfreuen!

Mit herzlichen Grüßen bleibe ich u. s. w.

Jetzt hä?

Frau Pfarrerin.

Was hä?

Pfarrer.

Siehst jetzt?

Frau Pfarrerin.

Was soll i sehe?

Pfarrer.

Was werde könnt'. So en Examen! So e solide G'sinnung! I sag nex, sondern überlasse dich schweigend deinem Nachdenken. (Ab.)

Achter Auftritt.

Frau Pfarrerin allein.

Frau Pfarrerin.

Ob wohl der Vetter G'heimerrat in dere Stell: — „nicht mißfallen werde" ebbes ădeute will? es gibt eim immerhĭ z'denket. Wenn der Vater allemāl ans Königs Geburtstag oder sonst sĕi Oberregierungsratsuniform ăg'het hat und den Orden, 's ist e stolzer Ăblick g'wese, — wenn mĕi Luisle emāl am Arm von soeme ăg'sehene Mann in de G'sellschafte auftrete könnt, — 's Herr Vetters Söh macht g'wieß au emāl e schöne Karrière, wer weiß, ob's nā net au zur Frau G'heimerräte lange thät — — vielleicht mĕh! Frau Preſidente, des wär' au schö — oder gar Ministere! — — O, des! — — I mag de Vikare, er thät mi arg daure, wenn em 's Mädle abstünd' — aber weil's ebe sonst so viel Schwierigkeite hat — 's wird grad kĕi Versuchung

vom Satan sëi, daß sich dā 's weltlich Bluet in meine Adere regt, — Ja nū́, jetzt vorderhand läßt mer ebe komme, was kommt. Vorerst will i's emāl em Luisle z'wisse thū́. (Ruft in die Seitenthüre:) Luisle!

Neunter Auftritt.

Pfarrerin, Luise.

Luise.

Was willst, Mame?

Frau Pfarrerin.

Du mueßt 's Gaststüble richte. Mer krieget en Gast, vielleicht morge schṓ.

Luise.

Wen denn?

Frau Pfarrerin.

Den Odomar, 's Vetters Sṓh aus Berlin. Er hat en äußerst glänzends Examen g'macht und möcht' jetzt au seine Verwandte kenne lerne.

Luise.

So?

Frau Pfarrerin.

Freust de net?

Luise.

Warum denn net?

Frau Pfarrerin.

Du siehst net dānāch aus. Was hast denn?

Luise.

Ach, der Pape ist wieder so bös.

Frau Pfarrerin.

I weiß schŏ; er hat de Vikare verwischt, wie er dir e Flädle abflattiert hat. Er hat au mit mir g'schwätzt, recht hart, i fang ă z' ferchte, mer bring en nemme rum. Du weißt, i bin net gege d' Sach', bis jetzt hab' i durch d' Finger g'sehe, jā, mer kann sage, e bisle g'holfe; aber wenn's ebe partout net gehe will — am End — der G'scheidtst gibt nāch — und dā kommt jetzt der Vetter — vielleicht — weißt? — wer weiß —

Luise.

Aber, Mame —

Frau Pfarrerin.

Zwinge thu i di zu nex. Aber thu du dir au kein Zwang ă — Wenn jetzt der Vetter e sauberer, e wohlgebildeter, e recht empfehlenswerter junger Mensch wär, der au dei'm Vater recht wohl g'fiel und der recht schöne Aussichte hätt' — wirf en Blick in die Zukunft und —

Luise.

O Mame, was denkst, soll i ŭtreu sei?

Frau Pfarrerin.

Mer kann net mit em Kopf durch d' Wand. Was net geht, geht net; und am End — sitze bleibe?

Luise.

Mẽi Karl bleibt mir treu und i ihm. Die glänzend' Zukunft soll mi net in Versuchung bringe. I bleib' fest.

Frau Pfarrerin.

Luisle, i hab' jā g'sagt, zwinge thu i di net. Jetzt wöllet mer nō z'erste emāl de Vetter komme lasse. 's bleibt alles vorläufig dahing'stellt. Nō ẽi's sag' i dir bestimmt: freundlich gegen en!

Luise.

Des gern! I freu mi aufrichtig, mein Verwandte emāl z' sehe.

Frau Pfarrerin.

Guet. Jetzt richt's Stüble. (Ab, sieht dann noch einmal herein und sagt:) Zieg di au sauber ā, nimm dẽi neu's Schmisle, thue deine neue Schue ā, die alte därfst net āb'halte, der link' ist jā schō ganz verschẽegt! (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Luise allein.

Luise.

Ach Gott! Dā ist leider nō ebbes anders verschẽegt! Also richtig d' Mame au net fest! Aber i kenn' ihr Herz, 's wackelt manchmāl e bisle, aber d' Güete b'hält d' Oberhand. Grad der neu' Stẽi im Weg gibt mir jetzt neue Muet. I bleib' fest.

Elfter Auftritt.

Vikar und **Luise.**

Vikar (eintretend).

Ach, Luisle, seh' i di wieder! Des ist jā e widerwärtige G'schicht' g'wese heut' morge!

Luise.

Ja, und der Pape hat nāchher nō recht grausam g'schwätzt. Ach, lieber Karl, 's sieht net guet aus, gar net guet!

Vikar.

I laß de Muet net sinke — Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen — Wenn nō du fest bleibst —

Luise.

Des weißt, lieber Karl, des bedarf keiner neue Versicherung. — Vorderhand nō ebbes Neu's! 's Vetters Söh von Berlin kommt, i soll glei 's Gaststüble richte.

Vikar.

So?

Luise.

's ist grad recht, 's bringt doch e bisle Zerstreuung in die trüebe Tag. 's wird di au freue.

Vikar.

Au? Also di freut's?

Luise.

Warum net? Und warum soll i mein Vetter net gern kenne lerne?

Vikar.

So?

Luise.

O Karl, bist wieder eifersüchtig?

Vikar.

Ja, ja, so e Berliner! Des ist was anders als so en üg'schlachter Vikare! Gelt? 's wird so e recht g'schniegelts, schnabelschnells Herrle sëi — so e Stadtstutzer, so e Papagei, so e Paradiesvogel — mit Gezwitscher von schöne Redensarte — des geht süeß ëi — i weiß schō̆ —

Luise.

Karl, Karl, wenn du nō̆ die Schwäche net hättest — Wie oft han i dir's schō̆ sage müeße —

Vikar.

Ja, ja der Vetter wird dir besser g'falle.

Luise.

Karl, schwätz net so, sonst verzürnst mi nō̆, und des könnt mer nō̆ brauche!

Vikar.

Ja, des könnt mer nō̆ brauche, daß du mir abfällst! Halt emāl, 's soll auf e Prob' ākomme — Beweis mer dëi Treue, indem du gege den Vetter recht spröd und sterch bist.

Luise (trappt).

I sag', i werd' gegen ihn sëi, wie sich's für e Bäsle gegen en Vetter g'hört, guet und freundlich!

Vikar.

Ha! Treulose!

Luise.

Des sagst mir in dem Augeblick?

Vikar.

In dem Augeblick —?

Luise.

Wo i meiner Mame erklärt hab' —

(Man hat inzwischen einen anwachsenden Lärm von der Gasse her gehört. Jetzt vernimmt man Stimmen:) d' Franzose! d' Franzose! Läutet Sturm! (Es klopft heftig.)

Vikar.

Was gibts denn? Herein!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Der Schütz.

Der Schütz (tritt ein, eilfertig, keuchend).

Wo? Wo ane? Wo ane ist der Herr Pfarrer?

Vikar.

Was gibt's denn?

Schütz (stockend, atemlos.)

D' We — d' Welt göht unter —

Vikar.

Ist Er narret?

Schütz.

20 000 —

Vikar.

Was?

Schütz.

20 000 Franzose sind im Ämarsch — E Reitender ist im g'streckte Galopp äkomme mit eme Schreibe vom Oberamt — Freischärler, wütige Mensche, etlich' Deutsche seiet au drunter — Republik wellet se mache — Älles soll frei sëi, derseltwege schlaget se älles kurz und kloa, theent senge und brenne, morde und plendere —

Vikar.

Glei mit mir zum Herrn Pfarrer! — Luisle, der Staat ist in Gefahr, da müssen alle Privatempfindungen zurücktreten! Nur eines sage ich dir noch einmal (leise, aber nachdrücklich ins Ohr:) fang' mer mit dem Vetter nex ä —

Luise.

I thue, was recht ist —

Vikar (wie vorhin).

Ha, bleibst du mir nicht treu, so bleibt mir nur ein Wunsch; im großen Weltkampf ehrenvoll zu fallen wie Hektor fürs Vaterland! (Mit den Schützen ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Luise allein.

Luise.

Was gehet mi d' Welthändel á! — Mi mit der blinde Eifersucht pläge grad, wo i alles für unser Liebe dulde und wäge will! Es ist net recht! Jetzt pläg i ihn au!

(Vorhang fällt.)

II. Aufzug.

Erster Auftritt.

Wirtsstube. Am Tisch: **Franzosenhannes. Jäckle. Harigel. Standigl.** Aufwärterin **Gretle.**

Franzosenhannes.

Koi Goist ist in dene Deutsche sag' e! Koi Schneid' hent se. Năch Paris sott mer s' schicke, ăll! Selt hent se Feuer im Leib, dă lautet's anderscht. Liberté und egalité hoißts dă, dene ist ălles egal. I dank's mei'm Vetter nŏ heut', daß er mi năch Paris hăt nĕi komme lau im Jăhr 1830 als Beckebuebe. I hau's mităg'sehe, bi mitg'sprunge. D' Scheibe ĕig'schmisse, d' Laterne ĕig'schmisse, d'Waffelăde 'plendert. Nieder mit de Minister! Barrikade 'baut! d' Dächer adeckt! Piff paff! Bum, bum! 's Stadthaus g'stürmt, de König zum Teufel! D' Tulleriee plendert — Zeux raus-g'schleppt! I sag' nŏ, descht e staatsmäßiges Saulebe g'wä! Wenn se nŏ keine so Viecher g'wä wäret und hättet de schäbige Geizkrage L. Philipp zum König ĕig'setzt! Jetzt ist der au ausg'fegt. Viktoria! Jetz mueß's anders hergĕh! Desmăl bleibt mer in Deutschland net dehinte, se kommet rüber und mir sind parat, mer hilft enander. 30 000 Mann beim

Beiliche sind's. Vivat, jetzt mueß 's Volk regiere! Älle König, kleine und große Fürste — müeßt naus! D' g'moine Leut kommet drá! Freiheit und Brod vor älle! Was Brod! Guet fresse und saufe wellet mer! De Reiche sollet sich net mäste und uns hungere lau! Älles mueß gleich vertoilt werde, so sag' i! Vif la Replik!

Jäckle.

Nó en Schnaps her, Gretle! — Anderscht mueß's werde, älles kurz und klói g'haue, was im Weg stôt. Druf! Mer schließet es glei der Franzoseschar á, so wie se kommt!

Harigel.

Dernā vorwärts wie e hoiligs siedigs Donnerwetter nāch Stuėgert!

Staudigel.

Z'airschte d'Wirtshäuser im Sturm ėig'nomme, g'soffe! Juchhe! Dernā uf de reiche Leut' ihre Häuser! Dernā uf d' Kaufläde! Älles Geld und Sach' furt!

Jäckle.

Dernā uf älles los, was net mit der Hand schafft! Des sind lauter Faulenzer! Z'airschte d'Beamte! Mer braucht gar koine!

Franzosenhannes.

Descht e Idee. Mer mueß Ideee han. Ich hab' mich politisch gebildet in Paris. Der wahre Staat bedarf koine Gsetz, Gsetz sind e Tyrannei. Der Staat ist eine Gesellschaft, nämlich so eine Gesellschaft, mô jeder thū ká, was er will. Und z'airschte, daß mer unsere Ideee verbreite könnet, mueß Preßfreiheit her.

Jäckle.

Jā, drufpreßt, drufdruckt!

Staudigel.

Mer könnt au glei áfange im Kloine — so e Vorpröble wär' net übel, mer könnt's wāge, d' Freund' aus Frankreich könnet jede Tag dā séi.

Harigel.

Und jetzt ist älles verdaddert.

Staudigel.

Wellet mer an en reiche Baure gé, an de Lachemeyer oder an de Banzhaf?

Jäckle.

Noi, descht nex. Dá gings letz. Und d' Baure vergrabet ihr Geld, hent kői volle Speiskammer und kőin volle Keller —

Harigel.

Dā der Wirt —

Franzosenhannes.

Háá, unsere edle neue Freund' müeßet au ebbes z'saufet vorfinde, wenn se kommet; uf d'Pfaffe mueß 's z'airschte lausgau, an de Pfarrer gāt mer, der hāt en volle Keller und e Speiskammer voll g'räucherte Zunge und Schunke; i woiß au, er hāt vor Schrecke 's Zipperle kriegt, mit dem Bürschle, em Vikare, ist mer glei fertig, der Hannes, wo em äls im Feld und Garte schafft, ist mit em Schäsle furt und d' Weibsleut schlenkert mer an d'Wand.

Jäckle.

Recht häscht, mer wöllet glei drá, jeder nimmt en guete Prügel mit —

Harigel.

Haltet nŏ, mer zahlet ganz ordentlich, daß mer nex merkt, — Gretle!

Gretle

(die hinter der etwas offenen Seitenthüre gelauscht hat).

Was wöllet er?

Franzosenhannes.

Zahle!

(Sie zahlen und gehen ab.)

Gretle (allein).

So méit des G'sindel! Der Herr ist net z' Haus, glei hol' i de Hausknecht und 's Nächbers Jakob.

Zweiter Auftritt.

Studierstube des Pfarrers. **Pfarrer,** an einem Fuß einen Pelzstiefel. **Vikar.**

Pfarrer.

Ja, Herr Vikarius, wir müße jetzt e Wort im Ernst rede. Es steht sehr g'fährlich und mich muß grad jetzt, wo ich der Mann auf'em Platz séi sollt, méi Podagra lahm lege. Ich brauch' jemand, der mich vertritt. Ich hab' durch de Schultheiß en außerordentliche Gemeind'rat zusammeberufe, mit em Bürger=Ausschuß, es soll au der Schulmeister und der Forstwart diesmal derzu gezoge werde, man soll berate, wie vorerst die bestmögliche Ăstalte getroffe werde, in der

Gemeind' Unordnunge abzuhalte; der Schultheiß ist, Sie wisset, e schwacher, unschlüssiger Mann, ich hab' angekündigt, ich woll' die Versammlung leite, i kann net hin, Sie müeßet mi vertrete, und ich kenn' Ihre Äsichte net sicher, Sie habe schő öfters so allerhand vorbrächt von Reaktiő, Volksrecht, Grundrecht und deutscher Eiheit —

Vikar.

Herr Dekan, erlaube Sie mir e freimütigs Wort. I denk' nach Ihrem Standpunkt net korrekt; 's ist wāhr. Laße Sie mich nur soviel sage: im Badische ist schő die Idee auftaucht, e deutsches Parlament zu berufe, das die große Frage, die jetzt alle Welt bewege, in d' Hand nemme und in Ordnung löse soll: die künftige Grundrecht des deutsche Volks, allgemeine Volksbewaffnung und die Einigung Deutschlands nach Absetzung der Schmachanstalt des deutschen Bunds. 's ist wahr, für die Ideee schwärm' i. Aber nachdem die erste Masse-Petitione ihre Wirkung gethă habe, bin i gegen alle gewaltsame Mittel, gegen alle Putsch, die werdet im Gegeteil, befürcht' i oft, die schő Bewegung verderbe, und ganz besonders bin i gege Verbrüderung mit de Franzose, die uns jetzt ihr Hilf' aufdrenget. Des sind net unsere Freund, des sind unsere Feind. Jetzt könnet mer alles andere dahig'stellt sĕi lasse und ĕifach an die nächst' Sorg' denke, daß mer im Dorf d' Ordnung aufrecht erhält. Trauet Sie mir, Herr Dekan, teilet Sie mir Ihre Gedanke mit, ich thu', was in meine Kräfte steht.

Pfarrer.

Nŭ ja, 's wär' viel z' sage, i bin von der alte Schul, ich bin eben altmodisch, i kann vornerĕi und überhaupt kĕi so

Gethue leide, kein so Lebetag, kéi so Feuerjo-Wese, mir will das neu' Zeux net in Kopf, aber 's ist jetzt keine Zeit, i bin's zufriede, daß Sie in der nächste Hauptsach' meiner Meinung sind. Gehet Se jetzt glei aufs Rathaus und —

Dritter Auftritt.

Vorige. Madele.

Madele (eilig herein).

O Jeses, o Jeses, se sind im Keller —

Pfarrer.

Wer denn? D' Franzose?

Madele.

Nói, d' Spitzbuebe. Den óine han e kennt, der grad der Letzt gwe ist, der Franzose-Hannes, der Lump, er hät rumguckt, mi g'séa und an d' Wand g'schlenkert. —

Pfarrer.

Ach Je, méi Roßwäger, méi Elfinger Rißling — Au! (Nach dem Bein greifend) wieder so e Stich!

Vikar.

Hier sind keine Wort z'verliere — 's ist nó gut, daß i mein Rappier nó han — den Jüngling reißt es fort mit Sturmeswehen! (Stürzt ab. Madele ihm nach.)

Pfarrer (will nacheilen).

Au!

Vierter Auftritt.

Rathaus. Schultheiß **Läpple**, Gemeindepfleger **Mamele**, Schulmeister **Kiderle**, Forstwart **Mäusle**, zwei Bauern (Bürgerausschuß) **Lachenmajer** und **Banzhaf**.

Schultheiß Läpple.

Jetzt machet eure Vorschläg'!

Schulmeister Kiderle.

Jetzt ich würde dafür halten, wenn sie kommen, so sollte, da uns Gewaltmittel nicht zu Gebote stehen, eine recht bewegliche Rede an sie gehalten werden. Man müßte die Segnungen der Ordnung recht schön und rührend darstellen. Das Wort vermag viel, auch über wilde Gemüter. Die rechte Person hiefür wäre unser ehrwürdiger Seelenhirte. Er ist leider unbaß. Ich erbiete mich zu diesem Akt. Meine Parentationen haben mir einige Übung verschafft.

Forstwart Mäusle.

O Herrle, 's Sel batt nex.

Gemeindepfleger Mamele.

Ja, dā mueß e höhere Hilf' beispringe. Ich han g'hört, es seiet vierzigtausend Mann. Rede halte nutzt nex, weltliche Waffe hent mer net, dā hilft nex als recht bete um himmlische Beistand. Mer mueß de Feind wegbete.

Bauer Lachenmajer.

Herr G'möid'pfleger, dā fällt mer ōi, was neulich der Bauer drübe in G'schwendlinge zum dortige Hairle g'sait hāt beim Bittgang uf de Felder: Herr, dā nutzt 's Bete nex, dā mueß Mist her.

Bauer Banzhaf.

Jetzt i möi, mer soll d' Feuerspritz' bereit halte! wenn se kommet, tauft mer s' recht, 's Sel küelt a.

Schultheiß Läpple.

Nämlich hingege, se gāt net.

Bauer Lachenmajer.

Mer hāt jetzt g'hairt von dene Barrikade in Berlẽ. I möi, mer sollt' d' Gasse sperre mit so Barrikade. Wemmer nū so Pflasterstöi hättet von Stuegert, dā lieget immer g'nueg rum. Wenn e Gaß g'macht ist, nā reißt mer se wieder uf und macht so e Wasserloiting, nā macht mer de Grabe wieder zue, nā im e Weile grubelt mer wieder und macht e Gasloiting und macht dernā de Grabe wieder zue und so gāts furt. Mẽi Vetter, der G'möidrāt in Stuegert, hāt emāl g'sait: jetzt 's Gruble, descht ebe so unser Vergnüege. Jetzt bei uns müeßt mer ebe schnell etlich Fuere Stöi aus em Stöibruch hole lau, dernā —

Forstwart Mäusle.

Jetzt was schwäzet er au, im e Dorf, des köine Maure hāt, was will mer denn dā mit Barrikade, der Feind kann jā überall hinte und nebe rẽi.

Schultheiß Läpple (im Kopf kratzend).

Mer sind jetzt eigentlich nämlich ebe im e rātlose Zuestand. (Es klopft.) Herein!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Vikar, ein Rappier in der Hand, zwei Bauernbursche, **Michel** und **Jakob.**

Vikar.

Ihr Herre, ich komm' eilig, Ihne anzuzeige, daß e wüester, e sehr schlimmer Auftritt stattgefunde hat. Die vier bekannte Lumpe und Schimpfer, der Franzosehannes, Jäckle, Staudigel, Harigel sind ins Herr Pfarrers Keller éibroche, 's Madele hat Lärm g'schlage, ich bin mitem Rappier nunter-g'sprunge, hab' de Jäckle, der oben an der Kellerthür' Wach' g'standen ist, umg'stoße, daß er d' Kellerstaffle nuntergrumpelt ist, hab' drunte de Franzosehannes am vordere Wéifaß ver-wischt, schö b'soffe, er mueß schö en Rausch mit'bracht habe, hab' en glei über de Kopf g'haue, daß er umtorkelt ist, aber jetzt hat's en böse Ringkampf mit em Harigel und Staudigel gebe, der Jäckle ist au wieder auf d' Füeß komme, Drei gegen Ein, ich wär' verlore g'wese, wenn net der Michel, 's Lammwirts Hausknecht, und séi Nachbar Jakob mir bei-g'sprunge wäret, 's Lammwirts Gretle hat aufpaßt g'habt und hat die Zwei schnell zur Hilf' geschickt, zu Drei habe mer dann d' Spitzbuben überwältigt, durch de Keller in de Holzstall g'schuckt und g'stoße und den zug'schlosse.

Michel.

Ja, der Herr Vikar ist in koiner kloine G'fähr g'wä, der hāt se wacker g'halte.

Jakob.

Des bezeug' i au.

Vikar.

Meine Person ist jetzt ohne Bedeutung. 's Erst ist jetzt: wie soll man die vier Kerle in feste Gewahrsam bringe? Aus em Holzstall werde se schnell ausbroche sei. Sie könntet en böse Auflauf árichte; 's sind jetzt g'nueg Köpf' im Dorf halbe narret, wer net vor Angst fast weg ist, dem zwirbelt der Kopf vom Freiheitsdusel. Ich hab' aber ohnedies en Auftrag vom Herr Dekan. Sei Meinung ist, mer soll doch net über der Franzosenangst de Kopf verliere. Mer soll aufs Nächst' bedacht sei: Ordnung im Dorf z' erhalte, ohne Verzug alle g'setzte und zuverlässige Bürger versammle, ene d' Lag recht eidringlich vorstelle, wer irgend nó gut bei Kräften ist, soll sich bewaffne —

Schultheiß Läpple.

Ja nämlich, hingege mit was? Mer hent jā koine G'wehr' und Säbel —

Forstwart Mäusle.

I han zwei Flinte, der Schütz hat au eine —

Vikar.

Helf, was helfe mag! Haue, Äxt, Schmiedhämmer, Sense, Dreschflegel —

Bauer Lachenmajer.

Krautstempfel sind au guet, dā geit's e Stuck, — ńg'spitzt in Bode nei! —

Bauer Banzhaf.

Nú jā, und überhaupt rechte dicke, große Prügel!

Schultheiß Läpple.

Ja nämlich, hingege, des hent de andere, de unruhige Köpf, au!

Vikar.

Die g'schlossene Ordnung macht's, die hält in Respekt. Wer fest z'samme hält, in Reih und Glied tritt und bleibt, der hat de Vorsprung und imponiert. Also nur zuerst Ordnung im Dorf! Kommt der Feind, so ist's doch möglich, daß er sich in kleinere Hause auflöst, um die einzelne Dörfer z' überfalle, dā ist doch z'hoffe, daß mer ebbes ausrichtet mit Standhaftigkeit, d' Weiber könntet au siedigs Wasser bereit halte, ums en auf d' Köpf z'schüttet; möglich, daß au der Feind nō net so schnell kommt und d' Regierung nō Militär schickt. Kurzum, schnell an d' Arbeit! —

Schultheiß Läpple.

Ja nämlich, hingege aber, mer sott vorher áfrāge, ob mer au därf, beim Oberamt, und des mueß an d' Kreisregiering schreibe —

Vikar.

Herr Schultheiß, jetzt um Gotteswillen mehr Mut und Entschlossenheit! Wer lang frāgt, geht lang irr, jetzt pressiert's; bis mer lang schwätzt, sind die vier Lumpe schō ausbroche!

Forstwart Mäusle.

Ihr zwei Bursch, glei mit mir, i hol' mĕi Flint', de Schütze mit seiner Flint' nimmt mer au mit, mer holet die vier Kerle und stecket s' ins Loch. Drauf schnell die groß' Glock' g'litte, d' Bürger versammelt, e Kompagnie aus de

beste formiert. Ich schlag' vor: wer Soldat g'wesen ist, kommt in de erste Zug; der erst' Zug trägt Sense, der zweit' Zug Dreschflegel, Krautstempfel, Haue, Hacke, Prügel. I will d' Mannschaft so viel als möglich in der Eil' ëiexerziere. I denk', mer wöllet de Herr Vikare bitte, daß er unser Hauptmann sei.

Vikar.

I dank' für's Vertraue, i kann's aber net ånemme, i versteh' z' wenig. Hauptmann mueß der Herr Forstwart sëi, weil er Unteroffizier g'wesen ist.

Forstwart Mäusle.

Aber dann weigeret Se sich wenigstens net, Leutnant z' werde. Mer brauchet en Herre von Ëisicht und Åsehe derzue. Ich möcht' lieber Ihr Untergebener, als Ihr Vorgesetzter sëi —

Vikar.

Auf de sonstige Rang kommt's jetzt net å. I will's mëithalb probire als Leutnant. Ist's dene Herre so recht?

Alle.

Freile! Freile! (Sie stehen auf.)

Gemeindepfleger Mamele.

I bin e Mann des Friedens, i gang hoim und bet'.

(Alle ab.)

Sechster Auftritt.

Pfarrhaus, Wohnstube. **Pfarrer**, seine Frau, dann **Luise**.

Pfarrer.

I fühl' mi schô um e Guets besser, der Fueß ist freier, seitdem man emal wenigstens über die vier Halunke Herr worden ist, es kommt mer wie e guets Vorzeiche vor. Desmāl hat sich der Vikar brav g'halte, i muß's zugebe, wiewohl daraus nô kéi falscher logischer Schluß zoge werde darf.

Pfarrerin.

Was heißt des?

Luise (schnell eintretend).

's Schäsle kommt, mer sieht's schô ums Eck an der Mühle fahre.

Frau Pfarrerin.

Lauf em entgege bis unter d' Hausthür! (Sie ordnet schnell noch an Luisens Locken und Anzug.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Vikar.

Vikar

(Luisen begegnend, wie sie schnell abgehen will).

Wohi so schnell?

Luise.

Der Vetter kommt, i mueß em entgege.

Vikar.

So? (Luise ab.)

Pfarrer.

Herr Vikar, i bin Ihne viel Dank schuldig und mueß Ihrn entschlossene Muet belobe, i faß' mi aber für jetzt kurz, es ist kéi Zeit, wir erwarte so ebe de Herr Vetter —

Vikar (für sich).

Also jetzt, grad jetzt, wo i Dank verdient hab' und meine sollt, 's komm besser, jetzt hat mer kéi Zeit für mi, jetzt mueß grad der unausstehlich' Mensch komme, den soll doch au —

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Luise mit dem **Vetter Odomar Klemmle.**

Luise (noch außerhalb der Thüre).

Dāréi, lieber Herr Vetter!

Vikar (für sich).

Ja, ja, der lieb' Herr Vetter, ja freilich —

(**Vetter** tritt mit Luisen ein, die ihn an der Hand führt.)

Pfarrer (ihm entgegen).

Nú, grüeß Gott, willkommen, lieber Herr Vetter!
(Umarmt ihn.)

Frau Pfarrerin.

Wie freut mich's, — willkomme in meim Haus, lieber Herr Vetter! Meinen mütterlichen Kuß! (Umarmt und küßt ihn.)

Vetter.

Endlich! endlich! Lang ersehnter Moment! Sehe ich endlich meine teuern Verwandten! Könnte mein Vater, meine gute verstorbene Mutter bei uns sein! — Und Sie holdes, schönes Cousinchen, wir haben uns ja erst so flüchtig gegrüßt. — Gestatten Sie, versagen Sie nicht! (Küßt sie.)

Vikar (am Proscenium).

Entsetzlich!

Pfarrer.

Ich hab' die Ehr', Ihnen auch meinen Herrn Vikar vorzustellen, Herrn Kandidat Werner.

Vetter.

Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen (reicht die Hand). —

Vikar

(verbeugt sich kurz und stöckisch, reicht zögernd die Hand).

Vetter.

Wohl aus der berühmten Pflanzschule von Theologen, dem sogenannten Stift hervorgegangen?

Vikar.

Ich denk', kéi Schand wär's net.

Pfarrer (schnell ablenkend).

Wie bedaur' ich, lieber Herr Vetter, daß Ihr lieber Besuch in so unruhige, stürmische Tage fällt — Sie haben von dem drohenden französischen Freischar-Einfall gehört —

Vetter.

Weiß, weiß! Hat mir viel zu lachen gegeben — zwei Kompagnien Preußen, wenn wir die hier hätten, da sollten Sie man sehn —

Vikar (stark).

Wege Sellem!

Vetter.

Bitte, wegen welches Sellem? Wer ist der Sellem? Unbekannte Persönlichkeit!

(Es klopft.)

Pfarrer.

Herein!

Neunter Auftritt.

Ein Unteroffizier. Die Vorigen.

Unteroffizier (grüßt militärisch).

Ich hab' Befehl, dem Herrn Pfarrer diesen Quartierzettel zu überbringen.

Pfarrer (nachdem er gelesen).

Guck au! 's wird en Offizier bei uns zum Quartier ág'sagt.

Vikar (am Proscenium).

Au voll!

Pfarrer (fortfahrend).

E Herr Unterleutnant Heinrich Schmid. Nú, gottlob! Militärischer Schutz! Wird mehr Militär im Dorf ẽiquartiert?

Unteroffizier.

Vierzig Mann, ein halber Zug. Unser Bataillon ist in der Oberamtsstadt einmarschiert, zwei Kompagnien sind auf die Dörfer verteilt. (Grüßt militärisch. Ab.)

Pfarrer.

Nú, wär' der Feind so nah, als mer g'meint hat, so wär' des Bataillon net so verstückelt. Mer sieht, daß emāl vor's Erst' für innere Ordnung g'sorgt wird. Jetzt, Herr Vetter, machet Sie sich's bequem, Sie werde ausruhe wolle.

Vetter.

Gern, gern, bin etwas überwacht und verschüttelt —

Frau Pfarrerin.

Ihr Zimmer ist g'richtet, 's steht au Erfrischung bereit. Du, Luisle, komm, mer wollet jetzt 's ander Gaststüble für de Leutnant richte —

(Alle ab, außer Luise, die unter der Thüre vom Vikar festgehalten wird.)

Zehnter Auftritt.

Vikar und Luise.

Vikar.

Luisle, sei so guet und bleib' nó e bisle.

Luise.

Laß me, i mueß schnell fort.

Vikar.

Nó e Frāg' oder zwei!

Luise.

Was soll's?

Vikar.

Also den Berliner Windbeutel kusse?

Luise.

Karl, i verbitt' mir's; mẽi Vetter ist kẽi Windbeutel, und en Kuß in Ehre kann niemand verwehre.

Vikar.

Guet, schő guet. So stehet mer. Und jetzt kommt gar nő e Leutnant!

Luise.

Was ist's dernã! D' Offizier han i immer gern g'sehe, so en Uniform ist ebbes Netts und es sind höfliche, manierliche, ritterliche Leut'.

Vikar.

Jetzt im hohe Ernst! Mir ist's um dei Seelewohl. Ich warn' dich vor de Offizier, insonderheit vor de Leutnant. I sag' dir nő, so e Leutnant, das ist ein höchst ũsittliches Wese.

Luise.

Karl, des spricht aus dir net d' Vernunft, nő die dumm' Eifersucht.

Vikar.

Dumm? Dumm? Des ist e Tusch.

Luise.

I kann's au verbessere. Net recht ist's, mi so plãge, und grad jetzt, wo i für di manches leide mueß.

Vikar.

Net recht ist's, mi so plāge, grad jetzt, wo i — nū, i will mi net selber lobe.

Luise.

Wenn e Mensch so eifersüchtig ist, bei soeme Mā kann mer sich kein Friede und kēi Rueh verspreche. Adje!

Vikar.

Des thuet wie Abschied. Wenn's sēi mueß: Adje!

Luise.

's ist ēis, wer de Abschied kriegt oder gibt. Adje!

(Geht heftig ab.)

Elfter Auftritt.

Vikar allein.

Vikar.

Also aus isch! Matthäi am letzte! Und so behandelt mi des Mädle, wo i grad ihr Haus, i darf sage mannhaft, gege g'fährliche Feind' verteidigt han! — Adje! — Schöne Tag' sind's e Zeitlang g'wese in dere Liebe. O, wie sie mi 's erstmāl kußt hat in der Gartelaub'! Wie nā der Pfarrer obe im Dachlade mit eme große Perspektiv erschiene ist, hat's aufg'schrauft, runterspioniert, aber z'spät — Alle die selige Stunde! O! — (Seine Stimme bricht.) Aus für immer! Nie wieder! (Weinend.) Nēi, i zwing me nemme länger — O! O! Und sie ist erst nō so e, so e — (laut schluchzend) saumäßig netts Mädle!

(Man hört klopfen.)

Jerem, 's kommt ebber! 's ischt g'wieß der neu Feind, der Leutnant — (Wischt schnell die Thränen ab.) Herein!

Zwölfter Auftritt.

Vikar, dann Leutnant.

Leutnant Schmied (eintretend).

Bitte um Entschuldigung, ich suche den Herrn Dekan, mich ins Quartier zu melden.

Vikar (Haltung annehmend, steif).

Der Herr Dekan ist ohne Zweifel in seinem Studierzimmer, ich will — — Ja, wa —

Leutnant.

Ja, wa —

Vikar.

Ja bist denn du der Paukerle?

Leutnant.

Ja bist denn du's, Murrle?

Vikar.

Ja, wie kommst denn du däher? Unter d' Soldate bist gange? Mĕi Seel hat net an di denkt, wie der Leutnant Schmied ág'sagt worden ist, 's gibt so viele Schmied und mer hat jā dein rechte Name in Tübinge ganz vergesse g'het, seit drei Jāhr han e nex von der g'hört, i han denkt, du seist schō wohlb'stellter Aktuar. Warum bist denn Soldat worde?

Leutnant.

Ha, Narr, weißt, 's Studiere ist mer ebe am End' z'langweilig worde.

Vikar.

Ja, ja, du bist äls lieber auf'm Haubode und in der Kneip'. g'lege.

Leutnant.

Nū, du hast grad au net immer g'stuhlt, bist au net de Büecher z'lieb aus em Stift austrete. — Aber was ist denn los? Du hast g'heult, — mëist, i häb's net g'hört? Doch net aus Jammer und Angst wege der Franzoseschar? Du bist jā im Gegeteil au Soldat worde, i weiß schō, i han schō von deiner Heldethat g'hört — à propos, die vier Lumpe sind schō sicher beig'steckt, — und drauße han i euer saubere Kompagnie g'sehe, e propers Korps, i mueß sage.

Vikar.

Lach nō, mëitwege, mir ist's net zum Lache.

Leutnant.

Ja nū, was gibt's denn?

Vikar.

I kann's net sage.

Leutnant.

Aber i denk' mer's; i weiß schō, 's ist e nette Tochter im Haus. D' Vikare verliebet sich alle in d' Pfarrtochter — g'steh', dā hat's ebbes gebe.

Vikar.

In Gottes Name, ich will der's g'stehe. Jā, 's ist eine dā, schö̈, g'scheidt, lebhaft, ámutig, se hat mẽi Herz g'wonne und i 's ihrig' — und (mit Thränen kämpfend) — jetzt ist's aus!

Leutnant.

Wārum denn aus?

Vikar.

Ǘtreu ist se — e Kokett ist se — E Vetter ist komme — e Berliner, e echter — schwätzt em Teufel e Ohr weg — i hab' se g'warnt — umsonst, glei beim erste Grueß hat sie'n kußt und hat jetzt immer e zärtlichs Gethue mit em, — dernā bist du ág'meldet worde — d. h. eben e Offizier, i hab' jā net g'wißt, wer? — jetzt hab' i se wieder g'warnt, jetzt hat se erst recht de Kopf aufg'setzt, hat mer trotzt und ordentlich in Aussicht g'stellt, se wöll sich von dem Offizier recht poussiere lasse, drüber ist's zum Bruch komme — gut Nacht! ab und aus, und i gang jetzt fort, naus, fort!

Leutnant.

Hör', Murrle, mir scheint, du kást d' Mädle net behandle. Narr, so e Warnerei, des könnet se älle net leide. Gang eweg, de bist eifersüchtig — schö́ in Tübinge bist e eifersüchtigs Luder g'wese — sonst hätt's au die Paukerei net gebe — wegen em Minele in der Neckergaß; hätt' i di net so guet éipaukt, der Korpsbursch hätt' di ausg'schmiert. E hitziger Kerle bist au, kommst glei aus em Häusle — jetzt sei g'scheidt, 's wird net alles verlore sẽi. Mer mueß net so glei weich gebe.

Vikar.

Mëist?

Leutnant.

Laß der was sage: i will mer d' Leut' und d' Lag' emāl āsehe. Vielleicht i kā der helfe. Ist der Vetter so e Windbeutel, mer wöllet e nunterdrucke, daß dëi Schatz sieht, wer Meister ist — i will en aufs Korn nemme, du sekundierst, aber net z' wild — merk der's — 's Weitere wird sich gebe. Jetzt richt di auf, der Liebesjammer hat di ganz g'lähmt — Aber Donnerwetter, wie lang schwätz i, i mueß mi jā beim Pfarrer melde!

Vikar.

Wie lang kannst denn vielleicht bleibe? Wie steht's denn mit der G'fāhr im Land? Wirst bald wieder abmarschiere müesse.

Leutnant.

Mer wisset gar nex. 's kommt mer vor, obe drobe in Stuegert hent se au de Kopf verlore. 's weiß këi Mensch, sollet mer de Feind s u e c h e oder e r w a r t e. Aber so viel ist g'wieß, jeden Augeblick kann Ordre komme, daß i wieder zum Batailló ēirücke mueß. Also, was dā im Haus in deiner Sach' g'schehe soll, mueß bald g'schehe. Hellauf! D' Soldate b'sinnet sich net lang. Jetzt komm'!

(Beide Arm in Arm ab.)

III. Aufzug.

Erster Auftritt.

Pfarrstube. Tafel gedeckt. **Pfarrer. Pfarrerin. Luise. Vetter. Leutnant. Vikar.** Frau Pfarrerin weist die Plätze an. Luise zwischen beiden Gästen.

Frau Pfarrerin.

So, meine Herre, jetzt nemmet Se ebe vorlieb. Mer sind auf'm Land. Mer wollet sehe, wie unserem Herr Berliner die schwäbisch' Kuche zuesagt, insbesondere d' Spätzle, die werdet em ebbes Neu's sëi.

Pfarrer.

Wir wolle auf e Stund' d' Politik vergesse. Komm', was komme mag, wenn mer was Fests im Mage hat, ist mer g'faßter.

Frau Pfarrerin (zum Vetter).

I weiß net, ob Ihne die Brislessupp' schmecke wird, i hab' schō g'hört, in Norddeutschland eß mer d' Supp' gern süeß.

Vetter.

Wohl wahr, verehrte Frau Base, sûrement, doch mögen wir auch Gesalzenes — gleich zu gleich, wir sind auch gesalzen.

Pfarrer.

Jetzt saget Se, wie g'fällt En denn unser Süddeutschland? Kann sich's net sehe lasse?

Vetter.

Reizend, malerisch, lachend, weich und zugleich großartig, romantisch vom Mildromantischen bis zum Wildromantischen. Ich könnte unser Potsdam, Wansee, Tegel, den Spreewald nennen, aber den Preis geb' ich franchement den Rheinlanden und Schwaben. Diese Natur macht auch so ganz den Eindruck, daß hier naive, liebenswürdige Menschen wohnen müssen. Nicht wahr, liebes Cousinchen? Bitte stoßen Sie darauf an, die liebenswürdigen Schwäbinnen sollen leben! (Stoßt an, — halb flüsternd:) Und zur Verschönerung des Nachtischs ein Schmollis und Küßchen dazu, nicht? Was?

Vikar.

Meine Sie, d' Mannsleut' hierzuland seien auch so liebenswürdig? D' Schwabe hättet kéi Schneid? O, se kennet schô au beiße!

Vetter.

Na, hören Sie mal, mein Herr, mein guter Herr, 's wird wohl nicht so gefährlich sein. Schon der Dialekt klingt ja so gemütlich, so urgemütlich, so rund ohne pointe, ich möchte sagen, so zahm, so kindlich —

Vikar.

Jetzt, Herr, erlaubet Se, kindlich, zahm, des —

Leutnant.

(ihn zupfend, zurückhaltend, spricht das Folgende ganz Berlinerisch).

Nun, geehrter Herr, wir sind an unsern Dialekt so eng nicht gebunden, wir können auch mit Hochdeutsch passablement aufwarten. Ich kenne Berlin gut und gestehe, es wundert mich nicht, daß die Herrn Berliner ein starkes Selbstbewußtsein haben.

Vetter.

Eh bien, so gefallen Sie mir, Herr Leutnant! So was hört man mal gerne. Sie sprechen aber auch ein so reines Deutsch, daß ich vermute, Sie seien nicht geborner Schwabe. Wohl im Norden geboren? Wie?

Leutnant.

Háă.

Vetter.

Will sagen nein? Also doch in Schwaben?

Leutnant.

Hăhà.

Vetter.

Wie? Ja? Na, das wundert mich.

Leutnant.

Hahà!

Vetter.

Bitte, zu welcher Sprache gehört nun das? Chinesisch?

Leutnant.

Nur ein bißchen Schwäbisch zur Abwechslung. — Fahren wir hochdeutsch fort! — Metropole der Bildung, feinste Destillation, Quintessenz, Extrakt des in der Menschheit zerstreuten Verstandes, Brennpunkt aller Radien der Weisheit —

Vikar.

Ja, in Berlin weiß der Bueb, wenn er 's ABC g'lernt hat, e g'scheidters ABC, als der Bueb in Stuttgart oder München, dā ist 's Hüele, des nō die halb' Eierschal' am Bürzel rumträgt, g'scheidter, als der Gockel bei uns —

Leutnant.

Sitz der feinen Ironie, die alles als naiv belächelt, was nicht sie selbst ist.

Frau Pfarrerin.

Herr Leutnant, Se esset jā fast nex; die zarte Rettichle und den Kressich kann i Ihne empfehle.

Vetter.

Nanu, Herr Leutnant —

Frau Pfarrerin.

Geltet Se, Herr Vetter, Sie esset lieber ebbes Süeß zum Rindfleisch, möget Se net gern eig'machte Quitte? Se sind von unserer Kammerz.

Vetter.

Danke, danke, verbindlichst — Sie belieben, selbst ironisch zu werden! Gratuliere auch zum witzigen Sekundanten, dem

Herrn Vikar. Na, wollen wir mal im Ernst reden? Nicht von Bildung und Intelligenz? So von einer andern Art von Geist? Bischen von Kriegszeiten? Na, wie war's zum Exempel bei Jüterbogk? Wem dienten die Württemberger und — na, wie gieng's ihnen? Wie? Haben Sie die württembergischen Fahnen über der Kanzel in Potsdam gesehen? Wie?

Leutnant.

Mein Herr, ja, da ist der Spaß zu Ende!

Frau Pfarrerin.

Herr Leutnant, verschmähet Se mer doch meine Göckele net, i mĕi, se seiet recht brāte, net z'hart, net z'weich. I mĕi, 's müeß' guet schmecke zu de Schwarzwürzele.

Leutnant.

Danke, danke — Ich lasse mir meine Armee, wie klein sie ist, nicht verspotten. Weiß Gott, wie wir's beklagen, daß wir einst im Rheinbund fechten mußten; aber vergessen Sie die Kettenglieder der Geschichte nicht, nicht die alten Sünden Preußens vom Basler Frieden an, deren Frucht Süddeutschlands Sünden waren, und übrigens, weiß Gott, wir haben nachher in blutigen Kämpfen unsere Schuld, wenn es eine ist, mit Blut gelöscht. Man soll alte Wunden nicht aufreißen, es ist unedel. Will's Gott, wir fechten einst noch zusammen. Soll aber einmal von Politik die Rede sein, dann auch ein Wort von innern Zuständen! Wo ist euer Verfassungsleben?

Vetter.

Das königliche Wort ist gegeben.

Leutnant.

Da, neuestens beim Theaterumritt mit der deutschen Fahne?

Vikar.

Dem Kunstreiteraufzug?

Vetter.

Ich lasse mir meinen verehrten König nicht verspotten —

Pfarrer.

Aber, Herr Vikar!

Frau Pfarrerin.

Aber, Herr Leutnant!

Luise.

Aber, Herr Vetter!

Pfarrer.

Heut geht's gut her, d' Spätzle sind au äbrennt!

Vetter.

Wir sind ein Staat, Ihr seid unsre künftigen Provinzen. —

Leutnant (fährt auf).

Jetzt —

Vikar (fährt auf).

Jetzt ist Heu g'nueg hunte!

Pfarrer.

Die Tafel ist aufgehoben!

(Alle stehen auf.)

Leutnant.

Entschuldigen Sie — meine Aufwallung, verehrter Herr Pfarrer, verehrte Frau Pfarrerin, ich bin Ihr Gast, ich hätte die Erörterung verschieben sollen. Ihr Diener.

Vetter.

Auch ich bitte um Vergebung! Man vergißt sich leicht im échauffement — pardon! pardon!

Vikar.

Herr Dekan, mir thut's au leid! Mer ist eben au e Mensch! Was z'viel ist, ist z'viel.

Pfarrer.

Herr Vikar, wir spreche noch drüber. (Zu Leutnant und Vetter.) Nũ ja, meine Herre, 's wird jā versause. (Abgehend leis zu Luise:) Bring' mer des halb' Göckele und de Wẽi in mẽi Stub'; dā braucht der Magen nő e Stärkung.

(Pfarrer, Frau und Luise, das Verlangte tragend, ab. Leutnant ab.)

Vikar (für sich).

Zum Schmollis ist's Gottlob nemme komme.

Vetter (unter der Thüre).

Na, noch ein Wort mit Ihnen, Herr Vikar! Der Herr Leutnant war gereizt als Militär, hat sich aber selbst revanchiert, Sie — haben ihm unnötig so brusquement sekundiert. Sie sind nicht gutmütig, wie plumpe Leute sein sollten, Sie sind ein Karnikel! (Schnell ab.)

Zweiter Auftritt.

Vikar allein.

Vikar

(nach einer Pause von Verdutzung).

I glaub', der ist grob g'wese. (Wieder Pause, dann heftig auf und abgehend.) Höret Se, 's ist wāhr, i hab' Ihne scharfe Wort gebe, aber Sie sind glei vom erste Augeblick ūverschämt gege mi gwe gwe. Ich will Ihne was sage: Sie sind ein eingebildeter, dünkelhafter Mensch, ein widerwärtiger Mensch, ein unausstehlicher Mensch, ebensosehr auch ein geistloser Mensch. Warum? Das will ich Ihne sage: grad darum, weil Sie meinet, Sie habet de Geist mit Löffel g'fresse. Sie sind ein naturloser Mensch; wer kẽi Natur hat, hat auch keinen Geist. Ganget Sie heim in Ihr' Sandwüste, dā g'höret Sie hin. Unsere Mädle sind net für euer ein'n — trinket Sie Weißbier und Schnaps derzu, oder mẽitwege schlotzet Se Guetle beim Kanditer, daß Se Ihrn innere Essigkolbe versüeßet. — — — So, der hat sẽi Sach'! — (Bleibt plötzlich stehen, sieht sich um). — Ja so! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Pfarrerin und **Luise**, wieder in das Speisezimmer tretend.

Frau Pfarrerin.

Se sind fort. Mer wöllet jetzt de Tisch abdecke. D' Stub' kommt mer wie e Schlachtfeld vor. Jetzt krieget se au kein Kaffee, 's g'schieht en recht, de Kerle. Jetzt trinket

mern allěi, kǻst nā au glei nő e Bröckele Zigore nĕi thū. I bin b'sonders em Vikare bös. Der ist so plump drĕitrappt. I zitter nő an alle Glieder.

Luise.

I weiß doch net, liebe Mame, der Vetter ist vom erste Augeblick ǻ spitzig gegen en g'wese, des thuet weher, als Grobheit, des reizt arg. Und er hat sich ebe au sĕi's Schwābelands ǻg'nomme und des ist recht.

Frau Pfarrerin.

Ach was, die pur Eifersucht hat's em ĕigebe.

Luise.

Die mag derbei sĕi, und 's hat mi verzürnt, und i hab' en au drum plāgt. Aber sie kommt doch am End' von der Liebe, er hat ebe Feuer. Und jetzt dauert er mi, alles ist jetzt auf ihn nĕi, und der Pape wird em aufs neu' bös sĕi und wird vergesse, wie wacker er sich in der G'fāhr g'halte hat und nō hält.

(Es klopft.)

Frau Pfarrerin.

Herein!

Vierter Auftritt.

Soldat mit einem Papier. **Die Vorigen.**

Soldat (eilig).

Wo treff' ich Herrn Leutnant Schmied?

Frau Pfarrerin.

Gang, Luisle, zeig' em sĕi Stub'. Aber was gibt's denn?

Soldat.

Soviel i weiß, hat der Herr Leutnant Befehl, ohne Verzug mit seiner Mannschaft zum Regiment ĕiz'rücke.

Frau Pfarrerin.

O Jeses, des wird jā heiße, der Feind sei dā.

Soldat.

Kă sĕi, kă sĕi. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau Pfarrerin (die Seitenthüre öffnend).

Mann! Mann! Komm' schnell!

Pfarrer (eintretend).

Was gibt's denn?

Frau Pfarrerin.

Der Herr Leutnant mueß schnell zum Regiment.

Pfarrer.

Was isch nā?

Frau Pfarrerin.

Was 's ist, was 's ist, was 's ist?

Sechster Auftritt.

Leutnant Schmied mit einem geöffneten Schreiben. **Die Vorigen.**

Leutnant.

Herr Pfarrer, Frau Pfarrerin, ich komme schnell, Ihnen verbindlichst für alle gastliche Güte zu danken, ich habe Ordre, augenblicklich zum Regiment abzumarschieren. Dies bedeutet ohne Zweifel, daß die Franzosenschar nahe ist. Es wird die Aufgabe sein, sie noch zu erreichen, ehe sie in die nächsten Dörfer einbricht. Ich habe keine Minute zu verlieren. Noch einmal den wärmsten Dank, leben Sie wohl! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vikar. Madele.

Vikar (schnell eintretend).

Hör' i recht, um Gotteswille!

(Lärm auf der Straße.)

Madele (hinter ihm hereineilend).

O, o, o! 's ganz' Dorf ist in Schrecke und Todesangst. 's hoißt, se seiet nō nō e Stund' weit weg; 50 bis 60000 Mann seiet's, se verüebet Greuel, 's sei net zum sage, brenne, plündere, morde, Kinder uf d' Bankenet spieße.

Frau Pfarrerin.

Ach, lieber Gott, nō schnell ēipackt, alles in Keller, 's Silberzeug, 's Weißzeug! Ach Gott, ach Gott, mēi's Luisles

schöne Aussteuer, dā wird sich jetzt des Franzoseg'sindel Hemeder und Hose draus schneide! Ach, jetzt heißt's, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen!

Pfarrer.

Mēi Bibliothek! Meine Predige, Auszüg' aus der Kirche-g'schicht! Meine Kirchebücher! Mēi Dogmatik vom Bretschneider und meine Kapitalbrief!

Frau Pfarrerin.

Und wo thuet mer nō 's Mädle hi?

Madele.

Jā, uf d' Mädle seiet se b'sonders wüetig nēi.

(Es wird Sturm geläutet.)

Frau Pfarrerin.

O je, jetzt wird gar Sturm g'litte!

Achter Auftritt.

Vorige. Vetter.

Vetter (eilig eintretend).

Schrecklicher Moment! Aber Mut! Mut! Rasch! Ich helfe retten!

Frau Pfarrerin.

Nō schnell emāl an d' Käste, an d' Kommod!

Pfarrer.

Nēi, an d' Bibliothek!

Frau Pfarrerin.

De groß' Schatull mit de Kapitalbrief' in de Keller nunter! 's Weißzeug derzue!

Vikar.

Nëi, zuerst d' Persone rette, flüchte!

Madele.

Meine zwoi Gäs aus em Stall g'läu, ins Wasser triebe! (Es entsteht ein Durcheinanderschreien und Rennen, daß man kein Wort mehr deutlich vernimmt. Dazu fortwährendes Sturmläuten.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Leutnant.

Leutnant (hereinstürzend).

's ist nex! (Niemand hört, lauter:) 's ist nex! (Noch lauter:) 's ist nex! — Dā mueß en anders Mittel helfe!

(Schnell ab, nach wenig Minuten, während deren die Verwirrung fortdauert, zurück mit einer Pistole, er schießt sie über die Köpfe ab, alle fallen zu Boden außer dem Vikar und Vetter. Der Vikar will Luisen beispringen, der Vetter kommt ihm zuvor und richtet sie auf.)

Vikar (für sich).

So, b'haltet enander; 's ist nō guet, daß mëi Ëigab' um Versetzung uf en anders Vikariat schō fertig liegt.

Leutnant.

Bitte dringend, das Schreckmittel zu verzeihen, es gab kein anderes, niemand hörte. Es ist nichts. Bestimmte Nachricht, daß alles von vornherein blinder Lärm ist. Das Regiment marschiert ab. Das Land ist außer Gefahr.

Alle.

Ah!

Leutnant.

Noch einmal herzliches Lebewohl und herzlichen Dank für alle Güte und Gastfreundschaft. (Reicht allen die Hand.) Ich glaube, unser Marsch geht ins Badische, dort pfupfert's, es droht ein Aufstand.

Vikar.

Adje, Paukerle. Mir ist's doch Angst um di.

Leutnant.

Gang mer, des gibt bloß en Zwetschgefeldzug. I hoff', i erleb' nŏ en andere. (Leise.) Komm g'schwind e Stück mit mer; i mueß der nŏ en Auftrag an de Herr Vetter gebe.

(Leutnant und Vikar ab.)

Pfarrer.

So; jetzt wollet mer ausschnaufe, ich will mi in der Stille meiner Studierstub' sammle.

(Pfarrfamilie ab. Der Vetter bleibt allein zurück.)

Zehnter Auftritt.

Vetter. Dann **Bote.**

Vetter.

Der Sturm wäre vorüber, nicht der Sturm in meiner Seele. Fortreisen von Haus, auf den Wunsch des Vaters, im Schwebezustand meines Schicksals! Hier niemand mein

Herz ausschütten können! Cousinchen den Hof machen müssen und Ida, nur Ida im Herzen!

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

(Es klopft.) Herein!

Bote (mit Ranzen).

Sie sind doch der Herr Jurkand Klemmle?

Vetter.

Juris Kandidat —

Bote.

Dā wär' e Brief an Sie. Postzeiche Verlĕ —

Vetter.

Gib! Gib! (Die Adresse besehend.) Ihre Hand! Bote des Himmels, geflügelter Merkur!

Bote.

Fliege wenn i könnt', wär' mer schäu lieber, als im Dreck stampfe. Im Himmel wur i, will's Gott, kĕi Bot' mĕ sĕi. De Merkur han e schŏ em Herr Pfarrer ag'liefert. (Will abgehen.)

Vetter.

Da, da nehmt. Trinkt auf mein Wohl!

Bote.

O! braver Herr! Vergelt's Gott! (Ab.)

Elfter Auftritt.

Vetter allein.

Vetter.

Öffne dich, versiegeltes Geheimnis! Meine Hand zittert! Trüge mich nicht, frohe Hoffnung! (Öffnet und liest.)

„Mein Odomar! Es ist; wir sind. Dies Eine Wort sage alles! Keine Blumenphrasen, kein Parfum, dafür sind wir blasiert. Nur Liebe, bejahte Liebe ist wahres Sein! — Bedenken der Eltern mit Hilfe deines glänzenden Examens und geistreicher Beredsamkeit deines Vaters endlich besiegt, — junkerliches Garde-Offiziers-Ideal, Strudelwitz- und Prudelwitz-Ideal endlich geopfert, harte Herzen geschmolzen, — begriffen, daß in Bürgertum auch Adel, esoterische Aristokratie, Geistrittertum. Anstoß wegen Namens besprochen. Dein Papa endlich entschlossen, in Änderung einzuwilligen; Vorschläge: Klamberg, Claminsky, Chiamelli. Wähle, entscheide! Abend mit Eltern und deinem Vater bei einer Bowle Ananaspunsch — Duftschwingen, Stimmungsbild. Du nun meine Garde! Mein! — Komm, eile, schwebe, fliege nordwärts, ich jetzt dein Süden, Ida mehr als Schwaben, Ida, gestatte den süßen Kalauer — Ida dein Idalien! Fühle ihren Geistkuß! Dein, dein!"

(Er küßt den Brief.)

Jubel des Jubels!

(Er tanzt im Kreise herum und prallt auf den eintretenden Vikar.)

Zwölfter Auftritt.

Vetter und Vikar.

Vikar.

Oha!

Vetter
(umarmt und küßt ihn stürmisch).

Laß dich umarmen, Bruder! Teile mein Entzücken!

Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!

Vikar (sich sträubend).

So lasset Se me doch gē! I mag kēi so Kußerei! Bei uns kußet sich d' Mannsleut' net. (Es entsteht eine Art Raufkampf. Nachdem dieser zu einigem Stillstand gelangt:) Ich komme, um —

Vetter.

Juble mit mir! Ida, Ida ist mein!

Vikar.

Es handelt sich um kēi Ida, vielmehr um die da im Pfarrhaus — zuerst aber zu mei'm Auftrag: Herr Leutnant Schmied bietet Ihnen, wenn Sie sich beleidigt glauben, Satisfaktion an. Aber mi habe Sie auch beleidigt; Karnikel ist Tusch. Ich weiß zwār net, was e Karnikel eigentlich ist, aber g'schimpft mueß 's sēi, descht klar.

Vetter.

Na, hören Sie mal, Sie sind doch vorher schon gerade auch nicht höflich gewesen —

Vikar.

Sie habe mi zuerst verspottet —

Vetter.

Na, wissen Sie, Sie sind doch von Anfang an eklig gegen mir gewesen.

Vikar.

Nëi, Sie gege mi.

Vetter.

Nanu, nu hören Sie mal, wir Berliner sind so ein wenig spitz, aber im Grunde doch ganz gutmütiges Volk, bons enfants, wir krallen so ein wenig, aber das ist ja gar nicht so blutig gemeint —

Vikar.

Es mueß raus, Se wöllet mer au des Mädle wegstipize —

Vetter (lacht auf).

Vikar.

Lachet Se net, oder i werd' ganz wild!

Vetter.

So hören Sie doch, warum ich lache. Sie machen sich ja so überflüssiges Herzweh — das ist ja nur vetterliche Artigkeit, ist nur comment mit Bäschen, gemütliche Fasson, ich liebe ja, liebe meine göttliche Ida. Also lustig, zwei glücklich Liebende!

Vikar.

Ach lieber Gott, lang net 1½.

Vetter.

Wie das? Wie das? Nu! nu! Thut mir leid, wirklich leid. Wo fehlt's? Stiften wir Frieden, versöhnen wir uns, ein Glücklicher möchte alle Welt glücklich wissen. Vielleicht kann ich ein wenig helfen, erbiete mich zum Vermittler, parlementair. Vertrauen Sie mir, eröffnen Sie mir — es ist nicht Neugierde, lassen Sie mich wissen.

Vikar.

Nú ja: so soll's voll raus! Der Vater will net, partout net, er hat de Kopf aufg'setzt, er nehm' kein' zum Schwiegersöh, der net im Examen I, a gemacht hat.

Vetter.

Na, sieh da, merkwürdig, mit wenig Unterschied wie ähnlich! Wir sind ja ordentlich Menächmen. Mein Examen zwar gut ausgefallen, aber Idas Vater auf Adel verpicht, auf flotten Namen, wollte nicht nachgeben, — jetzt Eis geschmolzen, Ida mein — lassen Sie sich's gutes Omen sein. Frisch voran, Kopf oben! Kourage!

Vikar.

Ach, an Kourage fehlt's net, aber, aber —

Vetter.

Na, was denn?

Vikar.

Aber wenn Sie mi wieder auslachet —

Vetter.

Ne, ne, auf Ehre nicht mehr!

Vikar.

's Mädle! Händel hemmer. Grad über Ihne ist's ágange, 's ist fast so guet als alles aus.

Vetter.

Hab' wohl gemerkt, daß es spukt, na, na, will's gut machen — Da lassen Sie nur mich — — als postillon d'amour —

Vikar.

Nex, nex! Kéi Fürbitt'! Dā heißt's: Hilf der selber! Jetzt, werd's wie's werde mag, z'erste mueß sie's g'hörig spüre, die Hex, daß sie mi so plāgt hat! I laß's auf's Äußerste ákomme —

Vetter.

Nanu, man zu, nur nicht gar zu blutdürstig! Aber wir zwei sind im Frieden? Nicht wahr? Was? Hier meine Hand —

Vikar (schlägt zögernd ein).

Ja, aber halt, méi Auftrag von méi'm Freund, Leutnant Schmied! Was soll i ihm schreibe?

Vetter.

Na, gefordert auf Kriegsschiff, Armstrong, Panzerfregatte, Torpedos —

Vikar.

Jetzt spottet Se schṓ wieder!

Vetter.

Nu, einen schönen Gruß an Herr Leutnant, ich denke, wir seien quitt, er hat mir was zu verzeihen und ich ihm. Ich hätte nicht sollen sein militärisches point d'honneur reizen, er nicht mein preußisches! Friede mit aller Welt ist heute meine Parole! Und noch einen schönen Gruß von wegen das, was ich ihm über die Rheinbundszeit Unangenehmes gesagt: schreiben Sie ihm, ich hoffe, daß die Zeit komme, wo wir alle miteinander auf den gemeinschaftlichen Feind schlagen und die deutsche Einheit heraushauen! Ihren Arm darauf!

Vikar (gibt ihm den Arm).

Nũ ja, 's soll gelte.

(Arm in Arm ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Pfarrer, dann Pfarrerin.

Pfarrer
(mit einem Blatt in der Hand).

Jetzt wolle mer sehe.

Frau Pfarrerin (eilig eintretend).

Weißt's schõ?

Pfarrer.

Was denn?

Frau Pfarrerin.

Der Vetter hat en Brief kriegt von Haus — der Spitzbub hat's ganz verborge g'het, daß er en Schatz hat

— er hat jetzt 's Jawort. — Was mëist jetzt zu dem Vorgang?

Pfarrer.

Jetzt gibt's Wichtigeres, dā ist der Merkur.

Frau Pfarrerin.

So recht, jetzt glei guckt, ob der Artikel kommt!

Pfarrer (die Zeitung durchsehend).

Er kommt! Er kommt! Lies mern vor!

Frau Pfarrerin (liest).

„Vom Lande. Auch in unseren Gauen“ —

Pfarrer.

Heißt's: Gauen?

Frau Pfarrerin.

Ja, dā steht's.

Pfarrer.

Gauen; 's ist e schö̈s Wörtle.

Frau Pfarrerin.

„Auch in unseren Gauen herrscht bedenkliche politische Aufregung. Die stürmische Luft, die von Frankreich herüberweht, hat auch im Gebiete des oberen Neckars und der Steinlach die Gemüter mächtig bewegt. In nicht wenigen überschreitet die Leidenschaft die richtige, von der Vernunft gebotene Linie. Sie verlangen ein Maß von Freiheit,

das mit der Ordnung im Staatsleben nicht vereinbar ist; ihre Köpfe sind erhitzt, sie träumen von Gewalt, bedenkliche Ausschreitungen sind zu befürchten, wenn die Wellen noch höher gehen. Möchten doch alle Besonnenen, sowohl einzeln als vereinigt, dahin wirken, die gefährliche Überreizung zu dämpfen, möchten sie doch namentlich durch Lehre und Ermahnung die verworrenen Begriffe der Volksmenge sichten und klären! — Was unsere Hopfenpflanzungen betrifft, so sind die Aussichten nach dem milden Winter gut; an den Reben kann man bereits Augen bemerken, die Repsfelder stehen besonders schön und lassen baldige Blüte hoffen.

Pfarrer.

Der Artikel, der kann e bedeutende Wirkung thŭ.

Frau Pfarrerin.

Mer wird em Verfasser năchfrăge.

Pfarrer.

Der Merkur ist e guets Blättle.

Frau Pfarrerin.

’s kă einer fast sĕi ganze Bildung draus schöpfe und ’s standet äls au so schöne Trauerbrief drin. — Mann, was soll i dir heut’ koche?

Pfarrer.

Was gibt’s?

Frau Pfarrerin.

Der Metzger hat frische Brătwürst. Was mĕist, e

bairisch' Kräutle derzue, Déi alts Leibessele? I mueß di entschädige für die ábrennte Spätzle neulich.

Pfarrer.

Recht. Guet. Net übel! Brāt d' Würstle schö̆ durch, weißt, so e bisle aufg'sprunge mag e's.

Frau Pfarrerin.

Mändle, wie willst's jetzt mit em Vikare halte? 's geht jetzt alles guet, sollt's dā net au —

Pfarrer.

's wär' mer lieb, wenn du mir die schwer' Frāg' heut' vom Hals halte thätst, er hat mi zu allem nŏ schwer g'ärgert an dem tragische Mittagesse und 's Zeugnis kennt mer immer nŏ net.

Frau Pfarrerin.

Er hat 's Haus vor de Räuber b'schützt, mer kann fast sage, 's sei e Heldethat g'wese.

Pfarrer.

Des hab' i net vergesse. Aber des Verdienst steht mit dem, von was sich's dā handelt, in kéi'm logische Zusamme=hang. Wenn einer Muet zeigt, méitwege au zu méi'm Beste, so ist des recht schö̆, aber es folgt net draus, daß er méi Tochter kriegt. Weißt, i hab' Logik studiert, du net.

Frau Pfarrerin.

Er hat sich äußerst vernünftig benomme auf em Rāthaus und bei dene Ăstalte, um d' Ordnung im Dorf z' erhalte.

Pfarrer.

Des hab' i au net vergesse, aber wie g'sagt —

Frau Pfarrerin.

Also nex, als immer wieder des Zeugnis? Guck, lieber Mann, i g'steh dir, i hab' au e Schwäche g'het. 's Vetters glänzends Examen und sëi Aussicht auf e schöne Carrière hat mer in d' Nas g'stoche, — so e künftige Frau Oberregierungsräte — vielleicht mëh — —, aber meine fliegende Gedanke sind beschämt worde —

Pfarrer.

Jetzt, mer weiß jā net emāl, ob er nő um Ëi Nummer nauf'kommen oder ob er net gar ganz durchg'fallen ist, über dem Getrieb mit em Mädle hat er jā fast nex studiert.

Frau Pfarrerin.

Ach, warum net gar durchg'falle! Und wenn au nő mit der alte Nummer durchkomme — weißt, d' brave Männer wachset net wie d' Grumbire. Und gern hent se emāl enander.

Pfarrer.

Frau, mer verschwätzet jetzt nő unnötig Zeit. Jetzt heißt's: vorderhand warte. Se trutzet aber jā erst nő, ich hab's wohl g'merkt, er ist eifersüchtig, er ist eben au e leideschaftlicher Mensch.

Frau Pfarrerin.

Hör' du, weißt, was i glaub'? Du bist selber eifersüchtig, de gonnst em ebe 's Luisle net.

Pfarrer.

Gustel, sei so guet und laß mi des net nŏh emāl höre! Du sollst mir keine ŭwürdige Motiv unterschiebe; i laß mi nŏ von würdige Motiv leite. Jetzt gang und sorg' für deine Brātwürst'. (Ab.)

Frau Pfarrerin.

Ach, ist der Mă sterch! (Ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Pfarrgarten. Obstbäume. Blumenbeete. So viel Grün, als mit der Jahreszeit vereinbar. Hinten eine Laube. **Luise,** dann **Vikar.**

Luise

(in leichtem Kleid, mit bloßen Armen, Blumenbeete gießend).

Alles will raus. Die Primele und Krokus und Veigele sind hauße oder strecket schŏ d' Köpfle raus, aber beim Karl ist's nŏ Winter, er ist wie 'n Eiszapf. Nŭ, mer wöllet sehe, ob er net aufthaut.

Vikar

(geht hinten über den Weg, Bücher und Papier unter dem Arm, Schreibfeder hinter dem Ohr, in trotziger Haltung, nicht umsehend; setzt sich in die Laube, stößt ein Tintenfaß mit Bolz in den Tisch und macht sich an die Arbeit).

Luise.

Er guckt gar net rüber. Er schreibt an seiner Predig. Wie macht mer's, daß er aufguckt? (Gießt fort, hält inne, macht sich etwas am Arm zu schaffen, wirft die Gießkanne weg und grillt laut auf.) Ah!

Vikar

(quer über die Beete herbeispringend).

Luisle, was isch?

Luise.

's hat mi e Wefzg in Arm g'stoche! Ach, weh!

Vikar.

Feuchte Erde her! Oder halt: e g'schabte frische Grumbir! Madele! Madele! Madele!

Luise.

Schrei net so, bringst jā 's ganz' Haus in Alarm.

Vikar.

Oder halt, i saug' dir 's Gift aus, des han i schō̃ g'lese, daß es hilft — (Ergreift ihren Arm und sucht die Wunde.) 's ist kaum nō̃ rot, 's ist merkwürdig schnell g'heilt.

Luise.

D' G'schwulst kommt erst.

Vikar

(saugt am Arm und geht in heftiges Küssen über).

O Luisle, ist des en Arm!

Luise.

Gang, laß me!

Vikar

(umarmt sie und küßt sie auf den Mund).

Luisle! Sei wieder guet, verzeih mer.

Luise (beides erwidernd).

Karl, sei wieder guet, verzeih mer! Aber gelt, bist in Zukunft nemme so eifersüchtig!

Vikar.

O g'wiß net! Weißt, des hört auf, sowie i di ganz und sicher han!

(Neue Umarmung.)

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Madele.

Madele (eilig).

Was geit's? Doch kôi Ŭglück? (Sieht die beiden, die sich noch umarmt halten.) Ja so! So ståht's!

Wach auf mein Herz und singe
Dem Schöpfer aller Dinge —

O, lieber Herrgott, wie schön ist es, wenn Brüder einträchtiglich beisammen wohnen!

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Pfarrerin.

Frau Pfarrerin.

Madele, was gibt's denn, daß du vom Koche fortspringst? (Gewahrend.) Jaso! Ei, ei!

Vikar und Luise
(sie gewahrend, lassen einander los. Pause der Beschämung).

Vikar.

Frau Pfarrerin, Sie haben uns überrascht, es ist nichts mehr zu verhehlen. Ich bin der Schuldige, — meine

stürmische Liebe — ich bitte um Verzeihung, aber auch um Ihren Segen.

Luise.

Ach, Mame, liebs Mamele, verzeih, sei guet! (Umarmt sie.)

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Pfarrer, im Schlafrock.

Pfarrer (herbeieilend).

Was ist denn los? (Gewahrend.) Ja was ist denn jetzt für e Rührungswese dā?

Frau Pfarrerin.

Ach, lieber Mann, laß der nō sage —

Vikar.

Bitt', Frau Pfarrere, lasset Se mir 's erst' Wort, 's ist mir Ehresach'. Herr Spezial, Ihr' Frau Gemahlin hat mi mit Ihrer Tochter überrascht, wie wir, nachdem uns e längere Verstimmung entzweit g'het hat, uns versöhnt und in Arm g'nomme hent; jetzt bitt' ich bescheide und herzlich — (will sich ihm nähern).

Pfarrer.

Drei Schritt vom Leib! I kann keine Sentimentalitäte leide, keine g'fühlvolle Auftritt! — Es liegt dā eine lange Reihe von Ungesetzlichkeite vor — Sie treibet schō lang en Liebeshandel und e Wese, e Gethue, e Geschäcker mit mei'm Luisle gege mein längst kategorisch kundgegebene Sinn und Wille — mei Autorität wird mißachtet — wer hat hier Gesetze zu geben? — I!

Frau Pfarrerin.

O, lieber Mă, der Schiller sagt jā doch au „dem Herzen gibt kein Kaiser die Gesetze“, — also au kĕi Pfarrer oder selbst Spezial.

Pfarrer.

Jetzt Schiller hi, Schiller her! I verlang en Schwiegersōh, der I, a g'macht hat. Dābei bleibt's! e Mann e Wort.

Madele.

Guck au, dā kommt der Bot', er torkelt, er hāt en Rausch.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Der Bote, betrunken, ein Papier in der Hand.

Bote.

I bitt' tausedmāl um Verzeihing, indem nämlich —

Pfarrer.

Was ist denn des, Ihr hent jā en Rausch —

Madele.

I woiß, der Herr Vetter mueß em e großmächtigs Trinkgeld ge hau, er hāt g'jubelt und ist in Ochse g'loffe —

Bote.

Nŭ ja, mer wird doch au emāl — e Schöpple — wemmer so weit g'loffe ist — jetzt drüber hāt sich dā der Brief in mein Ranze verschlupft, — an de Herr Vikare —

Vikar.

Her damit! Amtssiegel — muß vom Konsistorium kommen — (Öffnet, liest und reicht dann dem Pfarrer hin).

Pfarrer (liest).

„Der Kandidat der Theologie Karl Werner, Vikar in Schusselfingen, hat bei der im Februar 1848 bestandenen Dienstprüfung das Zeugnis gut in der Klasse II, a erhalten und wird hiemit zur Übernahme geistlichen Amts für befähigt erklärt.

In Kraft u. s. w."

(Gibt zurück.) 's langt net. Wär's wenigstens I, b!

Frau Pfarrerin.

Mit dem Zeugnis kann mer Repetent werde!

Pfarrer.

Behrich.

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Vetter.

Vetter.

Darf ich herbeitreten? Störe ich nicht? — mir scheint, ich finde die Familie in einem Moment, wo sie allein sein will, — doch sei mir vergönnt, rasch mein Glück zu melden — Verehrteste! ich bin glückseliger Bräutigam!

Frau Pfarrerin.

's hat verlautet, wer ist denn die Auserwählte?

Vetter.

Ida, Ida heißt meine Wonne, Tochter des Geheimen Rats von Quirlewitz in Berlin. Sieg nach schweren Hindernissen, Sonnenhimmel nach Wolken —

Frau Pfarrerin.

Wolke, ja wohl Wolke, des gibts dā au.

Vetter.

Weiß, weiß — durch Vertrauen dieses braven jungen Mannes! — Mein verehrter Herr Vetter, heute bin ich kühn, mische mich unerbeten ein, bedarf Nachsicht, wenn ich Fürbitte wage für treuliebendes Paar, und noch aus ganz speziell bedeutsamem Grund —

Pfarrer

Das wär' —?

Vetter.

Analogie, Symmetrie des Ähnlichen, ideal sinnbildlicher Parallelismus, geheimnisvolle Symbolik —

Pfarrer.

Sind Se so guet und schwätzet Se deutsch.

Vetter.

Ich eile zur Erläuterung — kurz, ohne détail. Seit drei Jahren liebe ich die Himmlische — nicht schnell erobert, aber enfin, der innere Magnetismus siegte. Aber Vater, Haus von altem Adel, wirklicher geheimer Regierungsrat, Träger verschiedener, schwarzer, roter Adlerorden mit so und

so viel Laub, braver Mann, aber ambitiös, wollte nur Junker, Gardeoffizier oder attaché oder Kammerherr oder Ähnliches zum Schwiegersohn, auch horreur vor Namen Klemmle. Bleibt unerbittlich Jahr um Jahr, Fels. Mutter aber vernünftig, ihre Bitten und Gründe, Idas Treue — mein gutes Examen — demosthenische Beredsamkeit meines Vaters — gutta cavat lapidem — enfin Fels erweicht sich, schmilzt! — Nun, bitte, — en comparaison —, man hat mir gesagt, Repetenten seien auch so eine Art Gardekorps, Elite, theologische Junkergesellschaft — bitte inständig, conséquence zu ziehen — faites l'application — innere correspondence der Fälle — providentieller Finger — Bitte, bitte schön, nicht länger grausam! entendrieren Sie sich, wie Herr von Quirlewitz.

Madele (leis).

Aber der Herr hāt e Mundstuck!

Pfarrer.

Des sind künstliche Vergleichunge, descht mer z' hoch, net für unguet, Herr Vetter.

Bote.

Herr Spezial, der alt' Bot', der alt' Jakob möcht' au e Wörtle — nämlich von wege dem, daß er des Schreibe brācht hāt und e Bot ist und d' Bote, Bo — Bo — sind so Apostel — Heilsbote — des hoißt — i will net üb'schoide sēi — aber für de liebe Herr Vikare —

Pfarrer.

Des könnt mer au nō brauche, daß d' ātrunkene Bote drēi schwätzet, gang Er heim und schlāf Er sein Hāārbeutel aus.

Zwanzigster Auftritt.

Schultheiß mit Schulmeister, und zwei Bauern, alle in Sonntagsanzug.

Schultheiß.

Verzeihet Se, Herr Spezial, wemmer dǎ jetzt störet. Hingege nämlich mer kommet im Auftrag' der G'mẽind'. Es hat verlautet, der Herr Vikare wöll fort, er häb' sich um e Pfarrverweserei g'meldet. Mer bringet dā e Supplik an de Herr Spezial, er möcht' doch bewirke, daß mer de Herr Vikarius nŏ b'haltet. D' G'mẽid hat e große Ä̃hänglichkeit an e, weil er sich in dene stürmische Tag' durch sein Muet und sẽi Festigkeit so e groß' Verdienst erworbe hat —

Schulmeister.

Verehrter Herr Dekan, die Anhänglichkeit ist überdies schon vordem erworben durch äußerst ersprießliches Zusammenwirken mit dem Schullehreramt, insbesondere ebenso klaren, als eindringlichen Religionsunterricht; und wenn überhaupt Predigten eines jüngeren Manns an Salbung, Überzeugungskraft und logischer Disposition denen unseres verehrten Seelenhirten sich entfernt annähern können, so dürfen wir dies von den Predigten des Herrn Vikar mit Grund aussagen.

Pfarrer (für sich).

Net übel. Nett hig'stellt. E neidiger Mensch thät' jetzt eifersüchtig und bös werde. I net. Des net! Wenn sonst nex wär' — (Laut.) Meine Herre, des ist mir neu, daß der Herr Vikar fortwill. Des geht net von mir aus. Herr Vikar, davŏ habe Sie mir jā nex g'sagt!

Vikar.

Ach, Herr Dekan, es sind mer so Äußerunge entfalle in traurige Stunde, wo so manchs z'samme komme ist, aber glaubet Se mer g'wiß, kéi ungrads, unehrerbietigs Wort gege Sie ist über meine Lippe komme.

Frau Pfarrerin (leise zum Pfarrer).

Die Leut' wisset net, was vorgange ist und um was sich's handelt. Aber laß dir's recht séi, daß en d' G'méind' so gern hat, werd' em jetzt au endlich guet!

Pfarrer.

Du meinst jā, 's lang jetzt zum Repetente; wenn's langt, kommt er jā grad fort!

Frau Pfarrerin.

Des pressiert jā net, so e halbs Jährle kann er jā guet nó bleibe und kommt's an en, so gibt's kein schwere Abschied, wenn —

Pfarrer.

Aber e lange Brautschaft gibt's, des kann i au net leide.

Frau Pfarrerin.

Net emāl, 's geht öfters e guets Helferat auf; — jetzt gang, lieber Má, kéi Aber mé!

Luise
(dem Vater Wangen und Kinn streichelnd).

Pappele, lieb's Pappele!

Pfarrer.

Wart, Krott!

(Pause. Er kämpft sichtbar mit sich.)

Mëitwege!

(Unter Freudenbezeugungen der Umstehenden fällt der Vorhang.)

Anmerkungen zur Sprache.

Das Lustspiel kann nur von einem Personal aufgeführt werden, dessen sämtliche Mitglieder mit einziger Ausnahme dessen, welcher den Vetter aus Berlin spielt, geläufig schwäbisch reden, denn der Inhalt ist hier durchaus untrennbar vom Dialekte. Für den Leser, der des Schwäbischen unkundig, folgen einige Erläuterungen, die er notwendig lesen muß; warum notwendig, wird sich sogleich zeigen. — Die wenigen nötigen Bemerkungen über das Deutsch des Berliner Vetters sollen am Schlusse folgen.

Laute und Schriftzeichen.

Das Zeichen ⌒, häufig über **a**, bedeutet den aus **a** und **o** gemischten Laut, wie ihn der Engländer bei what und all spricht. So in d ȃ (für: da), e m ȃ l (einmal), n ȃ und d e r n ȃ (beides für: darnach, dann). Der O-Laut schlägt für das Gehör eigentlich vor, aber es ist ein getrübtes **a.**

Das Zeichen ˘ (leider zu klein geraten) bedeutet Nasenlaut. Meistens ist es ein verschlungenes **n,** was demselben zu Grunde liegt (wie im Französischen). So z. B. **Mă** (für Mann), **kă** (für kann), **ămuetig** (für anmutig), **sĕi** (für sein), **nă** (für hinan, hinzu), **nŭ** (für nun), **ŭgspitzt** (für ungespitzt), **ŭsittlich** (für unsittlich). Man beachte dies Zeichen wohl, sonst wird man Vieles mißverstehen; man wird **ăb'halte, ămelde, ărichte, ăspreche, ăziehe, Ăsicht** lesen, als hieße es: abhalten, abmelden, abrichten, absprechen, abziehen, Absicht, da es vielmehr heißt: anbehalten, anmelden, anrichten, ansprechen, anziehen, Ansicht; man wird s e i (sein) für: sei, m ĕ i st (meinst) für meist lesen. — Ein andermal liegt diesem Nasenlaut

ein verschlungenes **r** zu Grunde, so mē̆h für mehr, nō̆ für nur; aber auch ein **ch** ist zu subintelligieren wie in nō̆ für noch; so denn z. B. S. 433 **nō̆ nō̆**: nur noch. Das Schwäbische neigt häßlich stark zu diesem Laut, er erscheint auch ganz unmotiviert und dennoch auch dann scharf unterscheidend. Ein solcher Fall, wo aber wesentliche Accent-Unterscheidung hinzukommt, findet sich S. 425. Hier steht Hā̆a, Hā̆hā̆, Hahà. Das erste dieser drei Wörter, mit zwei nasalen **a** und Accent auf dem ersten **a**, heißt nein, das zweite, ebenfalls mit zwei nasalen **a**, einem **h** dazwischen und Accent auf dem zweiten **a** heißt ja; das dritte mit zwei reinen **a** und Accent auf dem zweiten ist die allbekannte Interjektion aha (Sinn: richtig, wie zu erwarten). — Viele Schwaben können von der Neigung zum Nasenton auch da nicht lassen, wo sie hochdeutsch reden. Dieser Ton ist bekanntlich physiologisch begründet, wo auf einen Vokal ein **m** oder **n** folgt; kaum jemand spricht in den Wörtern Mann und kann, wenn, denn das **a** und **e** rein; dennoch gilt für richtige Aussprache allgemein die Regel, dieser Versuchung zum Näseln zu widerstehen bei den Vokalen **i** und **u** (weniger beim **o**, die Mehrzahl spricht es in Mond nasal); der Schwabe aber widersteht ihr nicht und so spricht er (eben also auch wo er hochdeutsch sprechen will) bĕn für bin, Dĕnst für Dienst, Kŭnst, Mŭnd für Kunst, Mund (was dann ganz gleich Mond lautet), Bĕhne für Bühne. J wird also in ein nasales **e**, **u** wird in ein nasales **o** herabgedrückt. So konnte Schiller in seiner Jugendzeit vergnüglich reimen: Miene, Bühne, Scene, Rund und Mond, — er las Mĕne, Bĕhne, Scene, rŭnd, Mond. Ich habe dieser letzteren Gewohnheit nicht mit Schriftzeichen folgen können, das Bild des Druckes wäre allzu scheckig geworden; nur wo der Schwabe im Dialekt zudem das **n** verschlingt, habe ich mitunter annähernd bezeichnet, z. B. bĭ für bin, wobei nicht ausgedrückt ist, daß das **i** hier in ein **e** entstellt wird; doch in dem Worte dĕent, worüber nachher, mußte auch das **e** für **i** gesetzt werden.

Das **e** bedeutet das dumpfe **e**. Es ist der Laut, den alle Deutschen sprechen z. B. in der Endungssilbe **er** (Maler, Müller), in den untrennbaren Partikeln **er** und **ver** (erreichen, verschlingen). Das Englische schreibt ihn, z. B. im unbestimmten Artikel, mit **a**, ebenso findet man es häufig in unserer schwäbischen Dialekt-Littera-

tur geschrieben; Schmeller (Bayer. Wörterbuch) und nach ihm Adelb. Keller druckt ein umgekehrtes e, also ə. Durchaus steht dieser Laut bei uns für die Flexions-Endung **en**; also z. B. Infinitiv: komme, glaube u. s. w., Akkusativ-Endung **en**: en große Mā u. dergl.; hier und sonst liegt also auch diesem Laut, wie man sieht, ein verschlungenes **n** zu Grunde, so auch in Flädle, Mädle (Pluralis) in strengem Unterschied von Flädle, Mädle (Singularis), denn unser Diminutiv **le** hat kein **n**, der Plural aber wird vorgestellt, als träte ein solches an die Endung (— die Mädlen wie: die Sachen), und dieses verschlungene **n** begründet den Laut e. Bei der Infinitiv-Endung e für **en** wirkt wohl außerdem ein Nachklang des althochdeutschen **a** in **an** mit. Bei Wingert, Stuegert ist das e in der zweiten Silbe wohlbekannte Trübung von **a** (Weingart, Stuttgart). Ferner ist der zweite Laut des mittelhochdeutschen **uo** in diesen Laut e versunken, wie eben in der ersten Silbe von Stuegert (Stuotgart) oder in: Zuekunft (Zuokunft). In Madele ist das e der zweiten Silbe nie mit einem **e** zu verwechseln; das zweite **a** in Magdalena wird hier ohne erkennbares Motiv (da das erste rein bleibt) in e getrübt und darauf streng gehalten. —

Bei zwei Wörtern könnte der Leser leicht irre werden, wenn er die Regel anwenden will, daß ‿ häufig ein verschlungenes **n** bedeutet und **i** vor **n** gern in **e** getrübt wird. S. 385 steht **dĕent** (gedient). Hier steht das **ĕe** für **ien**, danach sollte das **n** verschwinden und das Wort lauten **dĕet**, es wird trotzdem das **n** nicht immer weggelassen, weil das Wort sonst allzu formlos würde. — Ein kurioses Wort steht S. 394: „**verschĕegt**“. Es bedeutet: krumm getreten, schĕege ist entstanden aus schief gehen; der Schweizer sagt hiefür schiege, dem Schwaben schien das nicht bezeichnend genug, der Laut **i** mußte, obwohl kein **n** um den Weg ist, in ein nasales **e** zerquetscht und so das Wort selbst krumm getreten werden.

Unser Dialekt spricht durchaus **ü** und **ö** wie **i** und **e**, **eu** und **äu** wie **ei**. Dies ist auch im übrigen Süddeutschland herrschend, ich hielt nicht für nötig, es zu bezeichnen. — Unbezeichnet blieb auch der Unterschied in Länge und Kürze, der vielfach den Dialekt vom Neuhochdeutschen trennt; die Zeichen durften, wie schon gesagt, nicht zu sehr gehäuft werden.

Zur Aussprache der Konsonanten mag die Bemerkung ge-

nügen, daß ich das in Schwaben bekanntlich herrschende **sch** für das mit einem andern Konsonanten verbundene s am Silbenschluß nicht bezeichnet habe, ebenfalls um dem Sprachbild nicht zu viel Fremdartiges anzuhängen. Man merkt sich leicht von selbst die Regel, daß konsequent *ist* als *ischt*, *Faust* als *Fauscht* u. s. w. gelesen werden muß.

Umlaute und Lautverschiebungen, Formkürzungen (Abschneiden, Schleifen und dergl.). Hierüber im Wesentlichen zunächst hier Folgendes: der Umlaut ist auch für das Dialektverständnis natürlich besonders in der Konjugation wichtig, über Eigenheiten *dieser* muß aber nachher eine spezielle Bemerkung folgen.

E für J (auch ohne das Motiv der Verschlingung eines **n**)
se für *sie*, **en**, **em**, **ene** für *ihn*, *ihm*, *ihnen*, **er** für *ihr*, **e**, **me**, **de** für i, mi, di = ich, mich, dich, **mer** (oder mer) für *wir* (mit Lautverschiebung von **w** in **m**). **de** für *die* (Artikel), **net** für *nicht* (eigentlich zunächst für nit.) Man verwechsle ja nicht *net* und *nett*!

E und E für A. So **des** für *das* (im Artikel und Demonstrativum, dies auch bayerisch und schon im Mittelhochdeutschen deser für dieser). **mer** oder **mer** für *man* (mit Lautverschiebung von **n** in **r**; so daß nun also **wir** und **man** oft gleich lautet). E erscheint auch für **un** in *es* für *uns* (das dumpfe e schiebt sich hier für den das **n** verschluckenden Nasenlaut ein).

Ö (gesprochen **e**) für **o**. Konsequent in **wölle** für wollen.

Von *Abschneidung* (Apokope) erwähne ich: **au**— für *auch*. **i**, **di**, **mi** für ich, dich, mich (schon vorher beim Umlaut erwähnt, weil oft auch **e**, **me**, **de**); **mēh** für *mehr*, **nū** für *nun*, **nō** für *noch* und *nur* s. oben beim Nasenlaut. Jn Wortanfang: **em** für *dem*. Das **e** am Schluß weiblichen Hauptworts wird stets abgeworfen: Sach, Sag, Kist für Sache, Sage, Kiste. Der bestimmte weibliche Artikel lautet stets nur d' (d'Arbeit, d'Klag u. dgl.).

Anderes auch hieher Gehöriges s. nachher bei den grammatischen Formen.

Zusammenziehungen (Synkope und Verwandes). **e** beständig für *ein* (unbestimmter Artikel); *mitem* für *mit ihm*.

ebber, ebbes für etwer, etwas, wemmer für wenn man und wenn wir, aneme, voneme (auch nur vome), miteme für an einem, von einem, mit einem; isch öfters für ist es, descht für das ist (schon mittelhochdeutsch: deist).

Grammatische Formen in Deklination und Konjugation.

Zu der Deklination sei nur bemerkt: das Schwäbische liebt in der Deklination des starken Neutrum die R-Bildung im Plural, so: Hemeder für Hemden.

Nach einem **r** im Dativ und Ablativ Plural wird das **n** stets abgestoßen, so: de Männer, von de Männer (den Männern, von den Männern).

Das Schwäbische kennt keine Genitiv-Beugung bei dem unbestimmten Artikel, also nie: eines Mannes, einer Sache, sondern stets: **voneme** Mann, **vonere** Sach.

Im Accusativ Plural wird der bestimmte Artikel immer apokopiert: d' Sache, d' Büecher, im Dativ und Ablativ lautet er immer de statt den: von **de** Sache, in **de** Büecher (welches letztere von Fremden fälschlich für einen unrichtigen Accusativ gehalten wird; der Schwabe irrt nie in der Anwendung der Kasus).

Zur Konjugation.

Das Imperfektum fehlt ganz (immerhin nicht so schlimm, als die wachsende grobe Abstumpfung des Sinnes für den Unterschied des Imperfektum und Perfektum im modernen Schriftdeutsch). Daher z. B. S. 430 gwe gwe: dies ist Plusquamperfektum und müßte eigentlich heißen: Sie waren (schon vorher grob gegen mich) gewesen; da nun das Schwäbische kein war kennt, so heißt das Plusquamperfektum: Sie sind (schon vorher u. s. w.) gewesen gewesen. Gewesen wird gwe; hierüber nachher.

Das Schwäbische zieht (ein Hauptmerkmal) gern der schwachen Konjugation die starke vor, also

glitte — für geläutet,
ǎditte — für angedeutet,
ěiboße — für eingebüßt.

Haben. Der Schwabe gebraucht noch die alte Zusammenziehung in Han. Singular erste Person I han. Im Plural lautet das **a** in **e** um: wir (mer) hent, ihr hent, sie hent.

Gehen — oft statt: i geh: i gang (mittelhochdeutsch), ebenso wir ganget, ihr ganget, sie ganget. Imperativ (ebenfalls mittelhochdeutsch) gang.

Sein: zweite Person Präsens Plural statt ihr seid: ihr sind. In gewesen wird das **sen** oft abgestoßen, wie im vorhin erwähnten: gwe (das Alemannische hat: gesin; dies ist scharfe Sprachgrenze gegen das Schwäbische. — Der Schweizer hat auch noch den alten Imperativ **bis** für sei.)

Stehen — der Dialekt wechselt zwischen steh, stehst, steht, Plural stehet und zwischen i stand, du stāst, er stāht, Plural wir, ihr, sie standet.

Die untrennbare Partikel ge wird konsequent entweder um das **e** verkürzt oder einfach abgeworfen. Dies letztere erscheint motiviert, wenn durch das Auslassen des **e** zwei **g** zusammenstoßen würden, wie in gegeben oder ein **g** und **k** wie in gekommen (also hiefür: gebe, komme), allein es geschieht auch ohne dies Motiv: z. B. trotzt für getrotzt.

In folgendem Punkte wird man meine Schreibung nicht folgerecht finden: die schwäbische Mundart hat noch das mittelhochdeutsche **t** (freilich weich wie ein **d** gesprochen) in der dritten Person Präsens Pluralis: sie (se) kommet, sie wollet (wöllet); sie dehnt dies aber auch auf die erste Person aus: wir (mer) kommet, wir (mer) wöllet u. s. w. Dieser Anschluß an das Mittelhochdeutsche und diese weitere Ausdehnung ist jedoch nicht Regel, man wechselt häufig zwischen sie kommet, mer kommet und sie komme, mer komme. Ich habe öfters die letztere Form gesetzt, um auch hier das Auge und Verständnis des Unbewanderten so wenig als möglich mit Fremdem zu belasten.

Das Schwäbische hat verschiedene Stufen oder Grade der Abweichung vom Hochdeutschen. Der Dialekt wird durch alle Stände gesprochen, doch von Gebildeten relativ feiner, von Ungebildeten gröber. Jene Form sprechen der Pfarrer und seine Familie, der Vikar und der Leutnant, diese die Dienstmagd Madele und die Bauern, auch die Gemeindebeamten mit Ausnahme des Schulmeisters. Ich gebe folgende Beispiele.

In der etwas feineren Form ĕi, in der gröberen ŏi. So wird sĕi (sein) **sŏi**, nĕi (nein) wird **nŏi**.

ai für ag und für ö: g'sagt — **g'seit** (schon mittelhochdeutsch, so Gejaid für Gejagede, Getreide für Getragede; letzteres geblieben), g'hört — **g'hairt**.

ei aus ib — **geit** (für gibt).

au aus aben und assen — **hău** für han (haben), **lău** für lassen.

ā statt eines in der feineren Form belassenen **a** — **hāt** für hat.

e als Zusammenziehung der zweiten und dritten Silbe in dem Wort: gegeben, also **ge**, S. 452. Hier wäre eigentlich zu drucken gewesen: **gë** und darüber noch Dehnungszeichen — für die Länge, also **gë̄**. Aber hier wie bei dem oben angeführten **gwe** für gewesen hätte die Zeichenhäufung den Unbewanderten verwirrt. — **Uf** für auf kommt promiscue bei Gebildeten und Ungebildeten vor.

In der gröberen Form des Dialekts kann man noch einmal unterscheiden zwischen gröber und gröbst; auf der letzteren Stufe wird z. B. **ŏi** zu **ŏa**. Also z. B. Stufenleiter: **nĕi, nŏi, nŏa** (nein); **gmĕi** (gemein), **gmŏi, gmŏa**; **eu** (altes iu) wird **ui**, z. B. neu heißt **nui**. Diese breiteste Stufe habe ich selten, ja nur ein paarmal angewendet; auch **wur** für **werde** und **mā** für **wo** gehört derselben an.

Wohl zu beachten ist ferner, daß der Pfarrer und Vikar, wo die Situation eine gewisse Haltung fordert, also z. B. einander gegenüber im ernsten Gespräch, oder der Gemeinde, ab und zu auch dem Vetter aus Berlin gegenüber eine gewisse Mischung von Hochdeutsch und Schwäbisch sprechen. Diese ist nicht näher zu definieren und wechselt ohne Regel zwischen reiner und zwischen Dialekt-Form. Ein gewisser Spielraum ist dem Schauspieler hier freizugeben, um so mehr muß er ganz im Elemente zu Hause sein. Sonst gehen gerade in diesen Scenen gute komische Wirkungen verloren. Der Leutnant bedient sich mitunter ebenfalls dieser Mischung, außerdem, daß er einmal absichtlich stark wechselt.

Ausdrücke, ungewöhnliche Wörter.

Diese sollen nach der Seitenzahl angegeben werden, damit der Leser nachschlagen kann.

S. 377. Flädle (Plur. Flädle) sehr dünne Pfannkuchen, die in die Suppe geschnitten werden.

S. 378. b'häb — behäbe, fest zusammenhaltend (nicht mit behäbig zu verwechseln).

S. 381. dānumzue — dahinumzu, — was in dieser Richtung liegt.

S. 381 (auch S. 402). letz (sprich: lĕtz), übel, gefehlt. Das Hochdeutsche hat von dieser Wurzel noch: Letze, Verletzen, letzt.

S. 382. Verzwazle — verzweifeln.

S. 389. Jest — Hitze, Aufregung (auch außer Schwaben bekannt; von jesen = gähren).

S. 394. verschĕegt — s. diese Anmerkungen oben S. 461.

S. 396 und 448 sterch: starr, unbiegsam.

S. 398. derseltwege.
S. 406 und 407. 's Sel.
S. 415. wege Sellem.

Dasselbe Wort, das in den Formen: „selber, selbander, derselbe, selbst“ im Schriftdeutschen erhalten ist. Sel, seller, selle ist demonstratives Pronomen, meist im Sinne von jenes, jener, jene; nur wenn nicht genauer unterschieden wird, auch im Sinne von dieser gebraucht. — „Wege Sellem“ S. 415 (unvollendeter Satz) ist eine Redensart, welche bedeutet: darüber wäre erst noch viel zu reden, das ist nicht so einfach zu behaupten. Aus **sel** wird das Pronominalverb selt = dort. Derseltwege — wegen dessen.

S. 400 und 401. beim Beiliche—: ungefähr. Wird von einigen erklärt als Kürzung von: beim Beiliegenden. Vielmehr ist beilich wohl aus der Präposition bei gebildetes Adjektiv: was dabei, in der Nähe, Nachbarschaft (von dieser Zahl, Größe) liegt. Das vorgesetzte **bei** (beim) ist gemeint, wie wenn man sagt: bei Fuß und Zoll, oder wie in beinahe (bei der Nähe).

S. 402. verdaddert — daddern, zittern.

S. 406. Hairle — Herrle — katholischer Geistlicher.

S. 408. g'schuckt — schucken, stoßweise fortbewegen, gewaltsam schieben: nie einfach = stoßen, z. B. es soll ein Gegenstand an einen andern Ort versetzt werden und Schieben

reicht nicht hin, dies zu bewirken, so sagt man: gib em en Schucker.

S. 453. Behrich — mit knapper Not, nur notdürftig zureichend. Wohl aus bar, jetzt baar (unbedeckt, nackt, blos); ein Zureichen ohne den allergeringsten Überschuß ist als ein nacktes Zureichen gefaßt.

Zum Schluß noch etwas über die Sprache des Vetters aus Berlin! Ich hatte schon angefangen, so drucken zu lassen, wie er spricht, mußte es aber aufgeben aus demselben Grunde, den ich in diesen Anmerkungen mehrfach für nicht völlige Genauigkeit der Bezeichnungen im Druck angeführt habe: dieser hätte ein gar zu seltsames Bild gegeben. Um so nachdrücklicher ist nun zu bemerken, daß hier folgende spezifische Sprachfehler durchgängig einzuhalten sind:
F für Pf (Flanzschule, Farrer u. dergl.)

R am Silbenschluß wird immer **a**; also z. B. mia, dia für mir, dir; wo dem **r** ein **e** vorgeht, wird die ganze Silbe in ein **a** verderbt, also z. B. Vata, Mutta, asehnta (ersehnter) u. dergl.

Im Französischen, das er häufig gebraucht, ist zu merken: der französische Nasenlaut wird durchaus zu einem **ng** verdichtet, also z. B.

frangschmang, sürmang, für franchement sûrement
Momang — moment
bieng — bien
pardong — pardon
angfäng — enfin
Correspongdangs — correspondence
bongs angfang — bons enfants.

Das **l** mouillé wird zu einem **lch** verdichtet: detalch für detail u. ähnl.

Diese wenigen Bemerkungen mögen dem anspruchslosen dramatischen Idyll als Geleite ausreichen. Ich war im Zweifel, ob ich es veröffentlichen solle. Auf großen Theatern kann es nie aufgeführt werden, weil keines, auch die Stuttgarter Hofbühne nicht, genug Mitglieder zählt, die schwäbisch können. Wandernde süddeutsche

Bühnen haben vielleicht eher das genügende Personal, gesichert ist richtige Aufführung nur auf schwäbischem Liebhabertheater. Doch könnte es vorkommen, daß man sich Kürzungen und Abweichungen vom Text erlaubte. Dieser Gefahr gegenüber habe ich mich entschlossen, denselben authentisch zu publizieren. So mag er nun auch Lesern einige Unterhaltung gewähren, zugleich aber als Anhalt für die Kontrole etwaiger Verstümmelungen und Entstellungen bei der Aufführung dienen.

Festspiel

zur

Uhland-Feier.

Aufgeführt im Königl. Hoftheater zu Stuttgart

24. April 1887.

Ein Hain.

(Die Kolossalbüste Uhlands steht im Vordergrund auf der Mitte der Bühne. Musik. Von der Seite rechts dem Zuschauer tritt ein mit einem Lorbeerkranz in der Hand:)

Der Genius Schwabens.

Den zarten Kranz, womit wir Geister ehren,
Wie manche Hand ist heute wohl bereit,
Ihn um die hohe Stirne dir zu legen!
Wir sind die Nächsten, uns vor allen ruft
Des frommen Dankes reiner Zug und Drang.
Denn unser bist du, uns gehörst du an,
Du echter Sohn und du gerechter Stolz
Des Landes, wo am Albgebirgesaum
Des Hohenstaufen Scheitel sich erhebt
Und von der Abendsonne Gold verklärt
Hinausschaut in die segensreichen Fluren.
Der Fluß, die Linden, das geliebte Thal,
Die Bergeshöh', wo die Kapelle steht,
All die Gelände, wo du einst gewandelt,
Worein du mit dem Auge, mit der Seele
Dich eingelebt, um sie im Zauberlichte
Der Dichtung wie in hellem Traum zu zeigen,
Sind als die eigne Heimat uns vertraut,
Wir schauen sie in dir und dich in ihnen. —

Die Häupter, die in alten Tagen einst
Des Lands gewaltet, kämpfend es gemehrt,
Den Grund gelegt zum wohlgefügten Bau,
Dem Haus, worin wir warm und wohnlich leben:
Aus ihren Grüften ließest du sie steigen,
Es blitzt ihr Schwert, es rauscht der lange Bart,
Die Schilde dröhnen und die Speere sausen,
Der eigne Sohn ist wie ein andrer Mann, —
Im stillen aber nach dem Siege rinnt
Des Vaters Zähre, wie er niederkniet
Am Sarg, worin das teure Opfer liegt.
Doch nicht von Männern nur und Mannesthat,
Von Lieb' und Lenz und sel'ger goldner Zeit,
Von allem Süßen und von allem Weh,
Das Menschenbrust durchbebt, und allem Hohen,
Das himmelan ein Menschenherz erhebt,
Singt dein melodisch Lied. Es sprudelt nicht,
Es funkelt nicht, prunkt nicht in bunten Farben,
Ist einfach, aber mund- und ohrgerecht,
Nicht leichter Hand ertönt das Erz der Glocke,
Doch rund nnd voll schallt ihr gediegnes Korn.
Ein ernst getragner Ton. Doch lüftet gern
Zur rechten Stunde sich dein strenger Geist
Und körniger Scherz umspielt die Dichterlippen,
Zwanglos und frisch, doch rein und ohne Gift.
So schwingen sich, so schweben deine Lieder,
Dem Volk entstammt, im Volkesmunde lebend
Von Haus zu Haus, von Hütte fort zu Hütte,
Von Thal zu Thal, von Halde fort zu Halde
Und wecken fern den sanften Wiederhall. —
Bei dir sein, deinen Lebenshauch verspüren

Heißt atmen in gesunder freier Luft,
Heißt Balsamduft des Fichtenwaldes trinken. —
Du Braver, Lautrer, Ungebrochner, Ganzer!
Du Mann, von dem man sagen darf: sein Leben
Liegt vor uns wie ein unbeflecktes Tuch!
O selten in der argen Welt und herrlich,
Wenn eine Seele wie ein Kind so rein,
So schlicht, so mild, so innig und so keusch,
So liederreich, von Feenhand gesegnet,
Des Lebens herben, undurchsicht'gen Stoff
In Rosenlicht des jungen Tags zu tauchen,
Mit Dämmerschein des Mondes zu umweben,
Mit sinnigen Gedanken zu durchwirken, —
Wenn diese Seele stark ist wie von Stahl,
Wenn Mark der Mannheit nicht im Liede nur,
Auch in der That sich offenbart und draußen
Im Lebenskampf, im Ringerkampf ums Recht
Nicht wankt und weicht und schmerzlich Opfer bringt!
  Das Bild der Treue, die vom Freund nicht läßt,
Und bräche unter Flüchen ihr Genick,
In deinem Ernst von Schwaben wird es heut
Vor uns erscheinend jede Seele rühren:
Es ist dein Bild, du unentwegter Mann,
Dein eignes Wesen ist ihm eingehaucht.*)
  Uns aber, uns gehörest du so eigen,
So ganz. Es ist ein Zug, ein Klang, ein Hauch,
Ein unnennbar geheimes, trautes Etwas
Im Ernst, im Scherz, im brausenden Strom der Lust,
Im wohligen Lachen und im Manneszorn,

*) Nach dem Festspiel wurde Herzog Ernst von Schwaben aufgeführt.

Im Trotze selbst, wenn einmal er zu steil
Den Nacken hält im Streit ums alte Recht,
Ein Etwas, das uns leis berührend flüstert:
„Landsmann, wir kennen uns!“ —
So duld' es denn, erduld' es heute gern,
Du Mannshaupt mit den streng geschlossnen Lippen,
Daß ich, das Herz voll Dank, auf diese Stirne,
Den hochgebauten Wohnsitz der Gedanken,
Auf diese zarten, ahnungsvollen Schläfen
Den apollinisch sinnvoll schlichten Schmuck,
Den Lorbeerkranz dir als dem Unsrigen —

(sie erhebt den Kranz. Musik. Von der andern Seite erscheint:)

Der Genius Deutschlands.

Dem Unsrigen — so ist's, wenn du Geliebte,
Alldeutschland in des Wortes Laut befassest.
Gehört er Schwaben, so gehört er mir,
Mir so wie dir, gehöret dir in mir.
Schlägt schwäbisch Herz in ihm und seinen Liedern,
Lebt schwäbischer Geist und Witz in seinen Sprüchen,
In seinem Scherz, ist schwäbisch Schrot und Korn
In seinem Wesen, Dichten, Thun und Lassen,
So ist es deutsches Herz und Schrot und Korn
Und Geist, denn eures Wesens Kern ist deutsch. —
Wo hat er seine Kräfte eingesogen?
Aus welchem Borne, der im unbelauschten
Walddunkel quillt, hat er den Trunk geschöpft?
Aus welchen Urgebirges ewigem
Granit hat er sein mächtig Erz gehauen
Und in die rund gediegne Form gegossen,
Daß sie gleich vollem Glockenton erschallt?

Im deutschen Urwald, in den Götterhainen
Der Ahnen ist er andachtvoll geschritten,
In tiefen Schachten heil'gen Schauers voll
Hat er gegraben, hat in Wölbungen,
Geheimnisvollen Höhlen hingelauscht
Auf Geisterstimmen. Wunderbares Rauschen
Hat Wodans Nähe seinem Ohr verkündigt,
Der blonde Balder, aller Götter Liebling
Und aller Menschen, hat ihn hold gegrüßt,
Die Göttin Freia hat ihm zugelächelt
Und nicht zuletzt ist ihm der Donnergott,
Gott Thor erschienen, mit des Hammers Wucht
Die trotz'gen Winterriesen niederschmetternd,
Der Erde Schoß dem Pflug und Saatkorn lockernd,
Der Freund der Arbeit, er, des Landmanns Freund,
Der Volksfreund, aller Künste Freund und Pate.
Auch Helden schaut er, eherne Gestalten,
Die Nibelungenrecken sind's, voran
Der finstre Hagen; weise Wasserfrau'n
Verkünden ihm das Schicksal, er den Seinen.
Sie schweigen, keiner wendet sich zurück
Und klaglos reiten sie dem Tod entgegen. —
Dort aber, sieh! Ein ritterlicher Sänger
Kommt jetzt heran und grüßt und scheint zu sagen:
Wir zwei sind Brüder. Walter ist der Mann,
Der Minnesinger von der Vogelweide.
Anmutig Lächeln wohnt auf seinen Lippen
Und Lebensernst auf seiner Denkerstirne.
Sie drücken sich die Hände, doch dem Gruß,
Dem frohen, folgt ein düstres Schweigen erst,
Dann klagen sie einander ihren Schmerz:

„Zerrissen ist das Reich, den Gliedern fehlt
„Das Haupt," so spricht in tiefem Gram der eine.
„Du hast den Tag erlebt," so seufzt der andre,
„Wo uns der Hohenstaufen edle Kraft
Zu neuer Herrlichkeit erhob, ich aber — —
Es waren Tage, wo auch ich gehofft:
Als zu dem heil'gen Krieg fürs Vaterland
Mein flammend Lied sein Vorwärts, Vorwärts! rief.
Die Hoffnung hat getäuscht. Aus unsern Siegen,
Mit breiten Strömen teuren Bluts erkauft,
Gieng eine lahme Mißgestalt hervor,
Bund ohne Band, ein loser Fürstenfreistaat,
Die Kleinen von den Größeren gedrückt,
Das Ganze machtlos, aber stark genug,
Des Bürgers Recht zu knebeln, und die Träumer,
Die feurig wollten, daß ein Deutschland werde,
In Kerkermauern ihren Traum verbüßend. —
Die Jahre flieh'n, noch einmal lockt die Hoffnung
Und wieder trügt sie. Meinen Wanderstab,
Todmüde, soviel Knechtschaft anzuschau'n,
Ich legt' ihn weg, um an der Sehnsucht Hand
Vielleicht als Schatten einst noch zu durchwandern
Mein freies und geeintes Vaterland."
Umschwebst du uns? Sieh her, dein Deutschland ist,
Es ist, es lebt, es war kein leerer Traum,
Ist frei und einig, groß und stark. — Du aber,
Vergiß es nicht, mein Volk, daß in den Kitt,
Womit du deine Quader hast gemauert,
Die Thränen deiner Besten sind gemischt!
Und du, o Toter, dieser Besten einer,
Die fruchtlos sich im Harm verzehren mußten

Ums Vaterland: durch deinen Schmerz geheiligt
Bist doppelt nun und dreifach du der Meine!

Der Genius Schwabens.

Er ist's, ist doppelt, dreifach nun der Deine
Und so der Meine. Komm, fass' an den Kranz
Und laß mit unsern Thränen ihn betaut
Dem heil'gen Dulder auf den Scheitel senken!

(Sie fassen den Kranz, heben ihn, um ihn auf die Büste niederzulassen. Musik. In diesem Augenblick erscheint:)

Der Genius der Menschheit.

Der ganzen Menschheit, mir gehört er an.
Der Mensch ist's, dem er aus der Seele spricht,
Dem er die Seele zu den Sternen hebt.
Mit Schwalbenfittich zog sein klingend Lied
Hinaus ins Weite, selbst der Ozean
Gebot nicht Halt. Die Völker kennen ihn.
Er kannte sie. Kein Bann der Fremdenscheue
Verengte seinen Sinn und keine Ferne
Der Zeiten und des Raums zog ihm die Grenze,
Wenn forschend er nach Goldesadern suchte,
Wo sie des Dichters harrend mochten ruhn.
In Hellas weilt er und in Latium,
In Skandinaviens Eisgebirg und Buchten,
Die Luft der Alpen und der Britteninsel,
Des Seinestrands und der Normannenküste,
Die Sonne, die dem Troubador gelacht,
Italiens Äther und Hispaniens:
Er ist zu Hause unter jedem Himmel,
Wie an des Neckars Ufern und des Rheins. —

Dem Erdenraume hat er sich entschwungen,
Kein leiblich Auge wird ihn wiederseh'n
Dem Seelenauge bleibt er unverloren.
Hoch über Wolken thront ein Geisterkreis.
Die Auserles'nen aller Völker sind's,
Die edlen Toten, die durch Wort und Werk
Und That der Menschheit Bildner sind geworden.
Als heil'ge Wächterschar behüten sie
Und mehren sie der Menschheit geist'gen Hort.
Von innrem Lichte leuchten ihre Häupter,
In Fülle strömt es von dem einen aus,
Nicht in so reichen Strahlen von dem andern,
Doch stark an Kraft und wie Krystall so hell:
So ist das Licht, das seinem Haupt entquillt. —
Sie sind Erzieher. Jüngling holt und Jungfrau
Entzückt aus ihnen die Begeisterung,
Den diamantnen Schild, der sie beschirmt,
Wenn die Versuchung naht, wenn das Gemeine,
Das Schlechte sich herandrängt und den Sinn
Zum Staub, zum Schlamme will herniederziehn.
Sie wachen, daß die Völker nicht versinken.
Oft zündet in verlornen Seelen noch
Ihr himmlisch Feuer, weckt den Funken wieder,
Der unter Asche schon verglommen schien.
Aus Finsternis, aus dumpfen Wahnes Banden
Errettet, Kerker öffnend, ihre Leuchte.
Dem Müden sind sie Stab, an ihnen richtet
Der Tiefgedrückte frisch belebt sich auf,
Sie streiten mit, wenn es um ew'ge Güter
Zu kämpfen gilt, sie senden ihren Geist,
Mit Heldenmut schwellt er des Mannes Brust,

Daß er die Angst nicht kennt, nicht Schwerter fürchtet,
Nicht Bann, nicht Ketten, nicht den blassen Tod.
Doch in den Höhen, wo die Geister thronen,
Dort wetzt man keine Schwerter, dort ist Friede,
Dort schlingt die Liebe nur ihr heilig Band,
Dort scheidet nicht der Zunge fremder Laut
Den Menschen von dem Menschen, dort entzweit
Nicht Volk mit Volk der Stolz, der schele Neid,
Dort ist die Losung: auf ihr Nationen
Zum edlen Wettstreit! Auf und strebt versöhnt
Im freien Tausche reinen Wechselwirkens
Zum höchsten Ziele: mit vereinten Händen
Zu bauen und die Menschheit zu vollenden!

Der Genius Deutschlands.

Gestatte, hohes Wesen, mir ein Wort,
Ein Wort für mein geliebtes Volk, für mich:
Wir sind bedroht, in Waffen stehen wir.
Den Ehrenplatz, den blutig schwer erkämpften,
Vergönnt uns niemand. Schlachtgewitterdrohend
Hieng jüngst noch eine Wolke über uns.
Sie scheint verweht, — sie scheint es nur, sie schwebt
Und dunkle Blicke fragen, ob sie nicht
Mit einer zweiten, schwärzeren, sich ballt —

Der Genius der Menschheit.

Ich weiß. Im Kampfe um den Raum hienieden,
Wo Körper hart sich an den Körper drängt
Und ihn vom Platze drücken will und stoßen,

Da weilt kein Friede, bleibt kein Bündnis fest.
Der Beste selbst, der ihn nur will, den Frieden,
Er muß im Panzer gehen, muß sich wehren.
Wehrt euch! Steht fest! Der Menschheit Genius
Will Nationen, die sich selber achten.
Und muß es sein, muß es zum Schlage kommen,
So werden im gerechten Notwehrkampf
Euch Geister führen, wie bei Marathon
Unsichtbar sichtbar seiner Griechenschar
Theseus voranschritt, und der letzte nicht
Der Bundsgenossen aus dem Geisterreich
Wird dieser sein, dem Heldensänger gleich,
Der einst im Hastingsfeld sein Rolandslied
Wie Sturmwind brausend den Normannen sang. —
Doch ist die That vollbracht, so wird er mahnen,
Euch aus dem eignen Herzen wird er sprechen:
Gedenket gerne, daß Geschwister sind
Die Nationen, eines Hauses Glieder!
Und wird euch Macht, als Meister zu gebieten,
So rufet aus: ihr Völker, blüht in Frieden!

Der Genius Deutschlands.

So soll es sein! So sei es!

Der Genius Schwabens.

Ja, so sei es!

Der Genius der Menschheit.

Ihr seid gekommen, mit dem Kranz der Ehre
Das edle Haupt zu schmücken. (Zum Genius Schwabens:)

Reich' ihn her,
Laßt mit vereinten Händen uns ihn fassen,
Ihn sachte niedersenken und den Dichter,
Den Mann, den Kämpfer um das Recht, den Dulder,
Für sein geliebtes teures Vaterland
Um seinen Segen bitten. Sprecht und fleht!

Der Genius Deutschlands.

Vom Kriege nicht sind einzig wir bedroht.
Die Zeit ist schwunglos. Niedrig jagt am Boden
Ihr Denken hin nach Gold und nach Genuß,
Die Klugen lobend und die Guten höhnend.
Erfindungsreich zwingt sie des Stoffes Kräfte
In ihren Dienst und keuchend trägt sie selbst
Das Joch der unterirdischen Dämonen.
Ja, wir bedürfen reiner Geister Hilfe!
Du Siegfriedsgeist, den Drachen hilf uns töten,
Zücke dein blankes, fleckenloses Schwert!
Sei mit uns!

Der Genius Schwabens.

Deinen Schwabenstamm bewahre
Vor Überhebung! Laß uns darum nicht,
Weil Männer wir, wie dich, der Welt geschenkt,
In Sicherheit uns selbstgefällig wiegen!
Weil wir uns gerne bieder nennen hören,
Schützt uns kein Zauber vor dem Pestanhauch
Des Lindwurms, der umherstreift in der Welt.
Sei Vorbild uns! Dir, Braver, nachzustreben,
Dir und den Häuptern, die aus unserm Stamm,

Aus allen Stämmen und aus allen Völkern
Hochragen und mit dir im Geisterkreis
Von oben leuchten, das sei unser Stolz!

Der Genius der Menschheit.

(Den Kranz hoch haltend.)

Empfang' ihn! — Nicht nur Sieger trugen ihn,
Die Priester auch. So schmückte er das Haupt
Des Vestapriesters, der mit reiner Hand
Der jungfräulichen Göttin heil'ge Flamme
Auf dem Altare nährend unterhielt,
Die ewige, die nie verlöschen durfte.
Sei du uns Priester, sei uns Tempelwache,
Hilf uns bewahren, immer neu entfache
Das Gut, vor allen Gütern hoch und teuer:
In tiefster Brust der Menschheit heilig Feuer!

(Sie senken den Kranz, zu drei anfassend, auf die Büste nieder.
Der Vorhang fällt langsam unter Musik.)

Inhaltsverzeichnis.

In dramatischer Form.